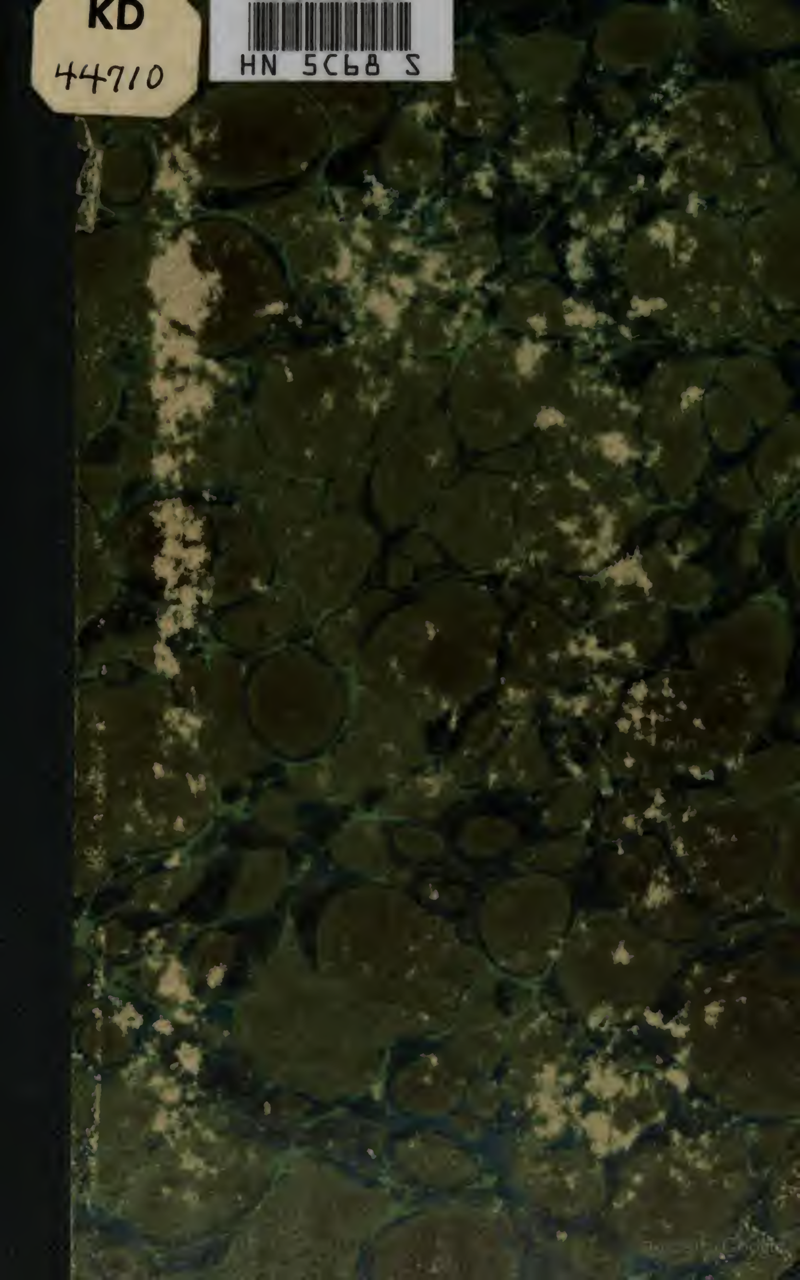
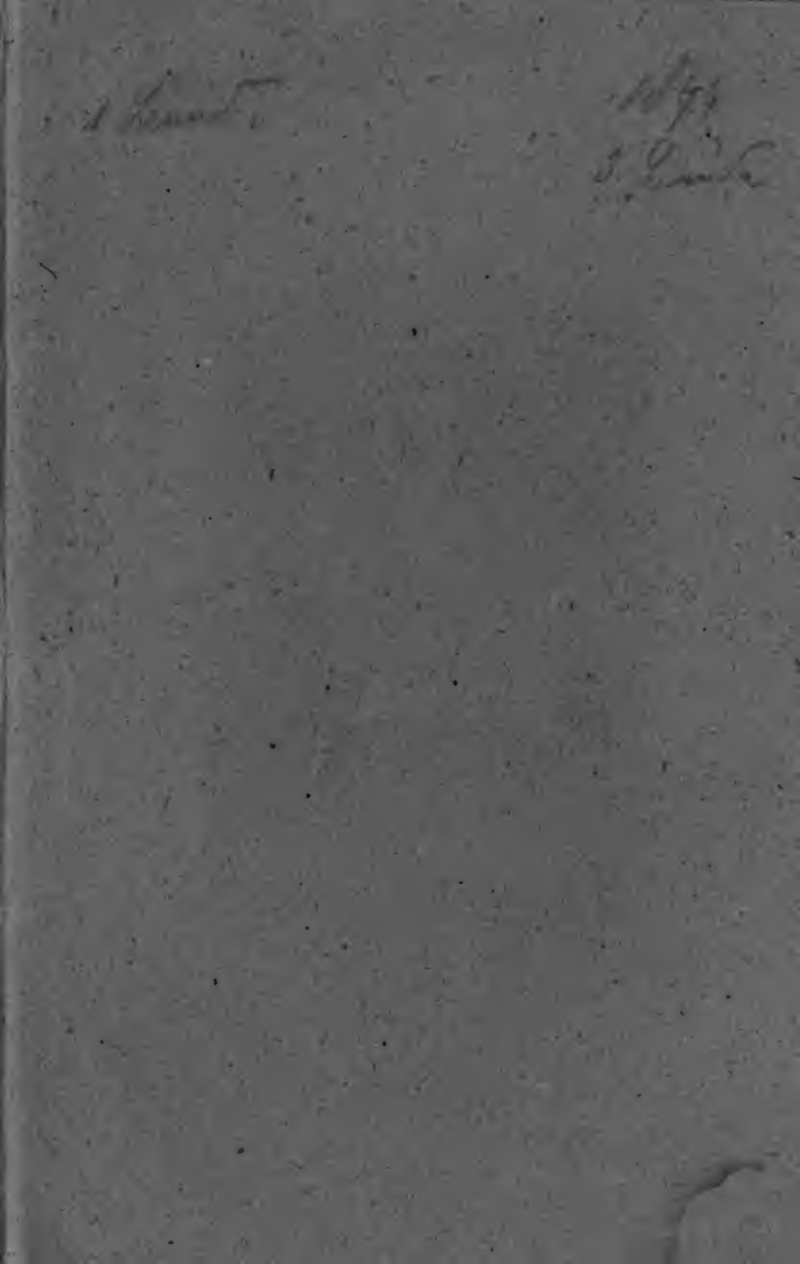


RESPICE FINEM.











Gem. v. Graff. Gedr. b. J Rauh Gez. v. Fischer.

HOFRATH v. SONNENFELS.



Kleine
Wiener Memoiren:

Historische Novellen, Genrescenen, Fresken, Skizzen, Persönlichkeiten und Sächlichkeiten, Anecdoten und Curiosa, Visionen und Notizen

zur

Geschichte und Characteristik Wien's und der Wiener,

in älterer und neuerer Zeit.

Von

Franz Gräffer,

(Inhaber der goldenen Schriftsteller-Medaillen des Kaisers von Österreich und des Königs der Franzosen.)

Dritter Theil.

(Mit dem Porträte des Hofraths v. Sonnenfels.)

Wien.

Fr. Beck's Universitäts-Buchhandlung.

1845.

Vorwort.

Diese Memoiretten fahren fort, recht günsti-
gen Eingang zu finden.

Kaum war der erste Theil verbreitet, so ward
schon der zweyte gewünscht. Rasch ließ ich ihn fol-
gen, und siehe: eben so wünscht man die Fort-
setzung. Unverzüglich also biethe ich hier den drit-
ten Theil.

Solch thatsächlich schmeichelhaftem Wohlwollen
aber statte ich den innigsten Dank ab.

Dieser dritte Theil bringt wieder Einiges, was
ich für Zeitblätter geschrieben; mehr aber als
die Hälfte erscheint zum ersten Mahle gedruckt.

Was nicht rein factisch ist, habe ich bey der
Übersicht mit „Novellistisch", „Vision", oder sonst
characterisirt, und zwar aus gutem Grunde.

Den Styl anlangend, so ist er so verschiedenartig wie früher. Ich habe stets die Meinung gehegt, die Form müsse dem Stoff oder der Tendenz entsprechen. Deßhalb werde ich nie aufhören, die Freske nicht in das Gewand der pathetischen Erzählung zu hüllen, und nie anfangen, Geschäftsaufsätze belletristisch zu gestalten.

F. G.

Die Wohnzimmer des Herrn v. Gentz.

Die Wohnungen merkwürdiger Menschen sind nicht minder interessant, wie Alles, was ihre äußere Persönlichkeit betrifft. Des berühmten Herrn von Gentz äußerliches Hauswesen, sowohl in der Stadt als in seiner Villa zu Weinhaus zeigte sich sehr einfach. Sein Logis in den Klepperställen, 3. Stock, mit der Aussicht auf und über die Bastey und einem sehr schmalen Seitenfenster gegen Westen zu, bestand aus vier Appartements, nichts weniger als geräumig. Es sind ganz gewöhnliche Wohnzimmer, niedrig; die Zugänge von der Teinfaltstraße, der Hof, die Stiege ziemlich unsauber. Die Wohnung hat aber die Annehmlichkeit eines Eingangs von der höher liegenden Bastey aus, wobey ein Stockwerk erspart wird. Besonders aber sind da interessant: mahlerische Aussicht, bessere Luft, helleres Licht und Ruhe; Dinge für Männer, die geistig arbeiten, von großer Wichtigkeit, und in einer Stadt wie Wien, so gar selten anzutreffen.

Die Einrichtung des Herrn v. Gentz war durchaus nicht im Mindesten vornehm, kaum elegant, kaum modern. Die Meubel sowohl in Stoff als Gestalt waren gemischt, auch ziemlich stark benützt. Man ersah aus Allem, selbst aus der Placirung der verschiedenen Gegenstände des Hausrathes, daß es eigentlich nur auf das Practische, auf den unmittelbaren Zweck selbst, besonders aber auf möglichste Bequemlichkeit abgesehen sey; gewiß nicht anders als echt

philosophisch. Einen großen Theil des Tages und der Nacht pflegte Herr von Gentz zu lesen; er liebte dabei die liegende Stellung und daher die Menge von üppig gepolsterten Ottomanen, Canapé's und sogenannter Lits de répos. Mehr als eines dieser Meubles befand sich in jedem Zimmer. Eben so sah man wohl ein halbes Dutzend jener gewissen schmalen Drehtische, auf der einen Seite offen, bestimmt neben ein Sopha oder Bett gestellt zu werden, ein Buch oder Sonstiges darauf zu legen, oder darauf zu schreiben (Bett- oder Krankentische; man dreht sie quer über den Leib); Fauteuils und Sitze à la Voltaire bemerkte man in Anzahl. In jedem der 2 größern Zimmer stand ein Tisch mit Schreibrequisiten; eine große platte Tafel ohne Pult, voll belegt mit Bley- und Rothstiften, die oben und unten zugespitzt waren. Diese Tische standen scharf an den Fenstern und zwar so, daß der Sitzende sich dieser en face gegenüber befand, eine Gewohnheit, die dem Auge sehr nachtheilig ist. Von Schreibfedern war immer ein starker Vorrath da, denn Herr v. Gentz brauchte deren viele, weil er, wie seine Handschrift zeigt, die weichen liebte. Es ist dabey bemerkenswerth, daß er sich keiner glatten Papiergattung bediente.

Von Kleider-Meubeln, Schubladkästen, Garderobe-Schränken nahm man sehr wenig wahr; von Spiegeln, Bildern, decorativen Dingen und Luxus-Stücken deßgleichen. Teppiche aber liebte der Mann sehr; es war eine Lust, wie ganz eigens weich und behaglich man auf ihnen ging; sie waren wohl unterlegt, vielleicht mit einer Gattung Moos; sie schienen zu duften. Als Beleuchtung sah man sowohl sehr luxuriöse Lampen als Wachskerzen.

Die Bibliothek des Herrn v. Gentz befand sich in dem

vorletzten Zimmer; irre ich nicht, so war das auch sein Schlafgemach. Sie war in offenen Regalen aufgestellt. Sie war weder groß noch gewählt, welch Beydes sehr erklärbar. Zu voluminösen Werken ist in Wien überhaupt wenig Raum, oder vielmehr, dieser ist zu kostbar. Dann standen diesem distinguirten Geschäftsmann alle öffentlichen, auch sonstige Bibliotheken dergestalt zu Diensten, daß er die Bücher nach Hause haben konnte. Er beschränkte sich also auf kleinere Nachschlagwerke; das bändereichste Buch war die **Biographie universelle**. Gewählt konnte die Büchersammlung nicht seyn, weil sie wirklich keine planmäßige Sammlung war, noch zu seyn brauchte. Es handelte sich um die historischen, politischen rc. Schriften des Tages. Mehrere National-Classiker waren aber doch vorhanden, besonders der Engländer. Eine ganz eigene Merkwürdigkeit des Gentzschen Büchervorrathes war die so gut als vollständige Collection jener Schriften, welche den Verfasser der Junius-Briefe betreffen. Diese bildete eine ziemlich lange Reihe. Herr v. Gentz hatte diese Piecen selbst gesammelt, da er sich jahrelang damit beschäftigt, jenen Autor zu ermitteln und jene weltberühmten Briefe selbst zu illustriren, was er zum Theil in den Wiener-Jahrbüchern der Literatur gethan. Auch botanische Literatur war da, z. B. Linné; man weiß, daß Herr v. Gentz Botanik verstand und trieb. Eine Pflanze glaube ich erhielt ihm zu Ehren seinen Nahmen?

Ganz eigens ist aber hier anzumerken und geltend zu machen, daß unter diesen mehreren Hundert Bänden sich nur äußerst wenige befanden, in welche Herr v. Gentz nicht Bemerkungen geschrieben hätte, entweder an den Rand mit

Bleystift, oder auf eigene Blätter auch mit Tinte. In manchem dünnen Buch lagen mehrere solche Blätter, kleinere und größere zugleich; und hier stellte sich die Thatsache heraus, daß Gentz wie der große Eugen mit der Feder in der Hand zu lesen pflegte.

Auf Einbände mußte er sehr wenig gehalten haben; diese waren ziemlich ordinär, wie gewiß auch der Buchbinder selbst, denn so miserable Arbeit war mir noch nie vorgekommen. Armbruster (der Buchhändler) und ich hatten bei der Inventur dieses Nachlasses Gelegenheit all dieses so zu finden.

In der Wohnung des Herrn v. Gentz, in dessen eigenem Hause zu Weinhaus verhielt es sich, wie in jener in der Stadt. Bücher wurde stets eine sehr große Menge mit hinaus geschafft. Der Schreibtisch stand eben so am Fenster, welches in den kleinen durch einen schmalen Graben getrennten Garten die Aussicht hatte.

Herr v. Gentz hatte auch Equipage, bediente sich deren aber in der letzten Zeit nicht mehr. Er hatte 2 ziemlich corpulente Schimmel. Diesen Thieren, da sie schon alt, gab er jahrelang das Gnadenbrod, ohne sie zu benützen; gewiß ein hübscher Characterzug.

Vom rothen „Mandl".

(Prophetische Sagerey.)

„Ey ey das wäre?"

Herodot.

Liebe gute Sage, du Urquell gleichsam der Geschichte: warum sagt man „Sage?" Deßhalb wohl, weil du meist

nur ein Gesage bist, vornähmlich, wenn du deine endlose Runde machst durch den Mund der Phantasie. Es geht wie mit den unschuldigen Kindern, die durch Putz und Überladung verdorben werden.

Was hat die Sage oder das Gesage nicht Alles mit den verschiedenen Männchen, Männeln, Mannerln oder Manderln, Mandeln und Mandln angestellt? Da haben wir ein grünes Mandel, ein weißes Mandel, ein schwarzes Mandel, ein rothes Mandel und weiß Gott, was noch für Mandeln. Ein schwarzes Mandel ließ sich erst unlängst wieder sehen, verschwand aber recht geschwind; ein weißes klopfte an, kam aber nicht herein. Und nun taucht das rothe Mandel wieder auf, oder vielmehr e i n rothes, als Alraun Napoleons, dem es prophezeyt, den es gewarnt, den es theils sichtbar, theils unsichtbar begleitet; und soll selbiges rothes „Mannerl" ein geborner, oder gebornes Straßburger gewesen oder wohl noch seyn.

Dieses Straßburger rothe Mannerl aber interessirt uns ungleich weniger als unser eigenes, unser Wienerisches rothes „Mandel", welches eigentlich das Hauptagens bey der bekannten Stockimeisen-Historie gewesen. Und von diesem rothen Mandel, einer der mancherley Repräsentanten des bösen Princips, finden sich, wenn es beliebt, gar allerhand Spuren in der Geschichte unserer guten Stadt Wien, oder können sich finden lassen, wenn sie auch nicht in der Sage, oder in dem Gesage, Gerede oder Geschreibe leben. Daß diese Spuren in neuerer Zeit deutlicher erscheinen, wird man ganz natürlich finden.

Nehmen wir z. B. die große Pest von Anno 1679! Ja, da ist kein Zweifel, daß das rothe Mandel sie zu uns

gebracht, aus purem Neid, aus purem Antagonismus. Es war aber so unvorsichtig, daß es beynahe erwischt worden wäre. Deßhalb wählte es bey seiner Einschleppung der Pestilenz von 1713 die Maske eines Weibsbildes, schlich sich, durch und durch inficirt aus der Türkey nach Ungarn, und über Preßburg nach Wien.

Die Feuersbrünste betreffend, von denen Wien ein paar Mahl so schrecklich verheert worden, so ist es ausgemacht, daß das rothe Mandel seine frevelhafte Hand dabey im Spiel gehabt. Bey dem erstaunlichen Brand in der Singerstraße im 16. Jahrhundert sah man aus dem Feuermeer des ersten in Brand gerathenen Gebäudes eine einzelne Flamme sich erheben, von ihren Collegen sich trennen, und wie auf eigene Faust auf die Dächer der benachbarten Häuser hinhüpfen, auf jedem durch einige Augenblicke verweilen, bis es entzündet. Die Gestalt aber dieser solitären Flamme hatte schier jener eines Menschen geglichen. Wer sonst also sollte dieser Mensch gewesen seyn, als das rothe Mandel?

Nehmen wir die unseligen Brunnenvergiftungen! Kann es denn etwas Vermaledeyteres geben, als das Wasser vergiften, wodurch nicht nur eine unzählige Menge schuldiger Menschen, sondern auch eine unermeßliche Anzahl unschuldiger Thiere, die als beliebte Nahrungsmittel dienen, gräßlich zu Grunde ging. (Wäre es noch Wein gewesen, nun, dessen enthält sich das liebe Vieh aus weisem Instinct, da er nicht leicht anders zu finden, denn vergiftet). Also diese Brunnenvergiftungen, die man so brutal und kurzsichtig gewesen, den guten, lieben, ehrlichen Juden zur Last zu legen, rührte nicht von diesen guten, lieben, ehrlichen Juden her, sondern von dem bösen, abscheulichen, spitzbibüschen, rothen

Mandel. Als man in der Schönlaterngasse den giftschwangern Basilisk aus dem Brunnen zog im Beyseyn vieler noch unvergifteter Wassertrinker, stand ein roth Kerlchen dabey, das Niemanden bekannt war. Es schnitt verdrießliche Gesichter, reckte eine lange feuerrothe Zunge heraus, drehte sich um, wedelte mit einer Art borstigem Schweif, und sprang davon, so geschwind aber, daß man es nicht einholen konnte. Da selbiges Kerlchen einen verdächtigen Bart hatte, so hielt man es natürlich für einen Juden; es hieß der rothe Jud hat es gethan, genug ein Jud, und so ging es also über diese armen Leute her. Das Besondere aber bey der Sache ist, daß das rothe Mandel gar kein Jude war, sondern überhaupt nur so ein bissiger Dämon.

Sehen wir uns weiter um!

Als Torstenson heimlich in der Stadt war, hatte ihn das rothe Mandel durch ein heimlich Thürl am Schanzel hinein geführt.

Als der Türk die unterirdischen Gänge bis zum Heidenschuß gegraben, war es das rothe Mandel, welches die Direction geleitet. Und wie man später dahinter kam, beging es diese neue Impertinenz bloß aus Privat-Bosheit. Es war nähmlich erbost darüber, daß man es, das rothe Mandel, als Schild eines Gewürzladens auf der Freyung abgeconterfeyt und dadurch prostituirt vor aller Leute Augen. Bis zu diesem Eckhaus des tiefen Grabens leitete das rothe Mandel die Minen, Willens dieses Haus in die Luft zu sprengen. Der Anschlag hatte also „keinen politischen Character."

Wohl aber hatte das rothe Mandel mit angehetzt in

der Bedrängniß 1619 in der Burg. Man fahndete nach ihm; verschmitzt aber entkam es als Page maskirt.

Bey der famösen Wachskerzen-Fabrication zur Zeit Leopolds I. hatte auch das rothe Mandel machinirt. Der Italiener Borri, welcher diesen Anschlag enthüllt, läßt in seiner zu Papier gebrachten Nachricht so Etwas durchblicken, nicht um den Wachslieferanten zu schonen, sondern weil er, wie alle Italiener, sehr scharf sehend, den wahren Urheber heraus combinirte.

Kommen wir gegen unsere eigenen Tage zu, so giebt es Allerhand. Unter diesem Allerhand ist die Explosion des Pulverthurms bey der Nußdorfer-Linie. Noch ist es ein Räthsel, wie dieß Unglück entstanden. Es ist aber kein Räthsel mehr, wenn man sich erinnern will an einen kleinen versoffenen hausirenden Flickschuster mit weinrothem Gesicht, der die Soldaten so gern hatte, und ihnen so manchen Dienst gratis geleistet. Der hatte sich an einen Martissohn gemacht, welcher eine Stunde darauf im Innern des Pulvermagazins selbst einen Wachtposten zu beziehen gehabt. Der Schuster reparirte ihm die Sohlen umsonst, schlug aber in die Absätze scharfe Nägel ein. Die Schildwacht geht ein paar Schritte auf und ab, tritt auf ein paar Körnchen verstecktes Pulver; ein Knall u. s. w.

In den Tagen der Jacobinerey spazierte ein elegantes Kerlchen mit rothem Gesicht und rothen Händen, französisch parlirend, herum.

1805 in einem Bäckerladen auf der Wieden fängt ein kleiner Handwerksbursche großen Streit an. Dieser Streit ist die Veranlassung zu dem dummen Bäckertumult, der

mehrere Tage gedauert. Wer dieser kleine Handwerker war? Es beantwortet sich von selbst.

Aus neueren Memoiren geht auch hervor, daß es der nähmliche rothe Knirps ist, welcher in demselbigen Jahr dem Kanonier bey der Taborbrücke die brennende Lunte aus der Hand geschlagen.

Lauter solche heillose Affairen hat das rothe Mandel auf dem Gewissen. Ist doch sonst kein einziges großes öffentliches Malheur (und deren muß nun einmahl jede Stadt so gut haben, wie jeder einzelne Mensch; das ist der Lauf der Welt, die unerläßliche Schattenseite aller Dinge 2c.), bey dem das rothe Mandel nicht als Urheber oder Rädelsführer anzunehmen, gleichwie die Idee des Antagonismus im großen Schicksal selbst.

Doch jetzt können wir ruhig seyn, und uns bey der Cholera bedanken. Auch mit dieser Geissel, 1830, hatte das rothe Mandel uns heimgesucht, und wir bedanken uns für dieses verdammt ernsthafte Abenteuer, weil das rothe Mandel selber ein Opfer desselben geworden. Dieses Unholds Zeit mußte abgelaufen gewesen seyn, des rothen Mandels Rolle aus, sein Spiel zu Ende, seine Bestimmung, sein Geschick erfüllt, sein Maß voll oder wie man immer sagen will. Genug, in jener interessanten schauderhaften Cholera-Periode kam dieser rothe Dämon selber um.

Ich würde es vielleicht nicht recht glauben, wäre ich nicht zufällig selbst Augenzeuge davon gewesen.

Eines Nachmittags, es begann schon zu dunkeln, hole ich meinen verehrten Freund Csaplovics im gräflich Schönbornschen Palais ab, mit ihm zu Daum in die Restauration auf dem Kohlmarkt (beym Fassel) zu gehen, wohin

wir uns in jener verhängnißvollen Zeit täglich begaben, eine Portion Suppe und ein Glas rothen Wein zu uns zu nehmen. Wie wir so am Straßenfenster sitzen, die Cholera-Leichen hin und her tragen sehen, gewahre ich von dem Hause gegenüber einen kleinen Menschen scharf quer herüber schreiten, als wolle er herein zu uns. Sein fatales Gesicht sah ganz roth aus: es zerrte und zuckte in diesem Gesicht die Kreuz und Quer; die Augen quollen heraus; das Maul stand offen; starr heraus reckte sich eine unbegreiflich lange dünne Zunge, wie so die Schweinszüngel sind, die man beym Heurigen aufträgt. Ein kurzes Mäntelchen hatte er um. Das Gesicht war glühend roth; auf einmahl aber war es kohlschwarz; roth war schwarz und schwarz war roth. Der kleine Mann stürzt nieder und ist hin.

Seitdem hat man nichts mehr von dem rothen Mandel gehört, und wird wohl auch nie wieder Etwas von ihm hören.

Wir können uns also sammt und sonders wieder unserm gewohnten Schlaraffenleben überlassen (worin wir, aufrichtig gestanden, redlich und virtuos fortfahren), ohne solche fatale und wahrhaft überflüssige Heimsuchungen befürchten zu müssen.

Dem Himmel sey Dank, daß dieser rothe Spuk vorüber. Und jetzt geschwind zum Sperl.

Zwey Mahl hingerichtet.

Der große van Swieten wurde einst in später Nacht geweckt. Ohne sich von dem Bedienten zurückhalten zu lassen, stürzte der Prosector der Universität in das Schlafgemach.

Euer Gnaden rief er fast athemlos, geschwind, geschwind, wenn ich bitten darf. Die Sache hat die allergrößte Eile.

Ohne erst mit Fragen, um was es sich handle, Zeit zu verlieren, stieg der Baron schnell aus dem Bette, und entfernte auf einen bittenden Wink des Prosectors den Bedienten.

Wir haben, berichtete der Prosector jetzt ganz leise, einen lebendigen Todten auf dem anatomischen Theater. Der Delinquent, welcher gestern gehenkt wurde, und uns Abends abgeliefert, um seccirt zu werden, ist ins Leben zurückgekehrt. Was ist da zu thun, gnädiger Herr?

Wir werden sehen, sogleich, sogleich, entgegnete Swieten, trotz seiner sonstigen Bedächtigkeit und Gemessenheit in einer gewissen Hast, und kleidete sich rasch an ohne Hülfe des Dieners.

Unverzüglich begab er sich nun mit dem Prosector eiligst in das Universität-Gebäude.

Die Sache war so, wie der Prosector angesagt. Augenblickliche Hülfe aber war nöthig, sollte der dem Leben wieder Geschenkte nicht wirklich eine Beute des Todes werden. Swieten gab Befehl, den Menschen zu retten, und legte, als man zu zögern schien, selbst Hand an.

Binnen einer halben Stunde war ein Mensch dem Leben wieder geschenkt.

Während der Operation hatte der Prosector mehrere Mahle Bedenklichkeiten geäußert, und Zeichen der Furcht wahrnehmen lassen vor etwaiger gesetzlicher Ahndung. Swieten sah sich dadurch veranlaßt, diesen am Buchstaben klebenden Geist mit durchgreifenden Gründen zu beruhigen. Ich

nehme Alles auf mich, sagte er unter Anderem. Mein Beruf ist zu helfen und zu retten. Ich habe es lediglich mit dem Menschen, mit dem Geschöpf Gottes zu thun. Alle anderweitigen Cathegorien und Rücksichten müssen hier in den Hintergrund treten.

Der Hingerichtete war ein Mörder. Seiner Sinne wieder mächtig, begriff er sogleich seine Lage. Er fiel seinem Retter zu Füßen, stammelte Worte des Dankes, vergoß Thränen und bath und flehte um des Himmels Willen, ihn nicht auszuliefern, denn er hegte die Meinung, man habe das vor.

Dieser Irrthum aber wurde ihm zu seinem unsäglichen Entzücken sogleich benommen. Der Baron gab dem Prosector den Cassaschlüssel, ersuchte ihn, sich in seine Wohnung zu begeben, die Summe von 200 Gulden an sich zu nehmen und zu bringen, Alles so schnell als möglich.

Während der Abwesenheit des Prosectors sprach Swieten der Weise, der Menschenfreund zu dem Gewissen des Unglücklichen, forderte ihn auf, sich eines rechtschaffenen Wandels zu befleißigen, um dadurch den Himmel zu versöhnen, und machte zur Bedingung seines großmüthigen Rettungswerkes, daß der Mensch augenblicklich Stadt und Land verlasse, um nie wieder zurück zu kehren. Insbesondere aber verlangte und erhielt er von ihm das feyerliche Versprechen des unverbrüchlichsten Stillschweigens über diesen ganzen Vorfall.

Der Prosector brachte das Geld. Swieten überreichte es dem Geretteten als Geschenk und begab sich wieder nach Hause, nachdem ihm der Prosector gleichfalls die strengste Geheimhaltung zugesagt hatte.

Der nicht nur dem Leben, sondern auch der Freyheit wieder Gegebene fiel vor Freude fast in Ohnmacht. Der Prosector sorgte für Speise und Trank, und nachdem der Gerettete sich erquickt und noch eine kurze Zeit geruht hatte, machte er sich auf den Weg.

Ganz verschwiegen blieb der Vorfall nicht. Maria Theresia erhielt Kunde davon. Einige Zeit hindurch soll sie gegen van Swieten eine gewisse Kälte gezeigt haben, wohl aber nur gezeigt.

Drey Jahre waren verflossen. Da ging von einem ausländischen an das Wiener-Criminalgericht die Anfrage über ein Individuum ein, welches sich des Todschlages schuldig gemacht, und eingestanden hatte, daß es eines verübten Mordes halber in Wien bereits abgeurtheilt und effective aufgeknüpft worden. Die Auskünfte erfolgten und die Hinrichtung ging vor sich, doch definitiver als das erste Mahl.

Es erinnert diese Geschichte an den Professor Junker in Halle, der einen Delinquenten wieder zu sich, und dadurch aus dem, des Nachts geschlossenen Stadtthor brachte, daß er ihn, wie seinen Bedienten mit der Laterne vor sich her gehen ließ. Dieser Gerettete soll sich aber einer solchen Wohlthat würdiger gezeigt haben.

Hofquartiere.

Unter „Hofquartier“ versteht heut zu Tage kein Mensch etwas Anderes, als eine Wohnung, deren Fenster in den Hof des Hauses, oder überhaupt in einen Haushof gehen, Vor 1781 aber hieß ein Hofquartier das zweyte Stockwerk, als Freyquartier für die Angestellten und sonstige Diener-

schaft des Landesfürsten. Es war nähmlich in Österreich schon von früheren Zeiten her gebräuchlich, daß die Städte, in denen sich das Hoflager befand, aus Rücksicht für die Vortheile, die durch selbes dem Nahrungsstand der Bürgerschaft erwuchsen, dem Beamtenstand und Dienerpersonal des Hofes unentgeltliche Wohnungen einräumten. In Wien bestimmte man dazu den zweyten Stock, als den vorzüglichsten: die bel étage. Vorübergehend ward davon abgekommen, als Rudolph II. das Hoflager nach Prag verlegte. Mathias wieder in Wien residirend, nahm unterm 3. Nov. 1616 die vorige Ordnung in Anspruch; und Leopold, 1668 und 1669 ließ gesetzliche Bestimmungen über Quartierfähigkeit und Quartierfreyjahre ergehen. In neuerer Zeit, als der Werth der Wohnungen so sehr gestiegen, war jene Hofquartierschaft den Hausbesitzern eine sehr beschwerliche Last. Die große Maria Theresia, welche in All und Jedem billig und edel dachte, hatte längst vor, eine angemessene Einrichtung zu treffen. Bevor aber dieß geschehen konnte, entriß sie der Tod. Kaiser Joseph befreyte sofort die Hauseigenthümer von der Verbindlichkeit der Hofquartiere gänzlich, gegen eine jährliche Abfindungssumme, die im Verhältniß mäßig genug angeschlagen war. Das betreffende Edict ist vom 16. Febr. 1781.

Das Schottenkloster und Maria Stuart.

(Novellistisch.)

Der Naturforscher, Physicus und Alchymist Doctor Dee war so eben aus London wieder nach Wien zurück gekommen.

Bekümmert und nachdenklich ritt er über den Burgplatz. Zögernd stieg er vom Gaule; zögernd ging er nach den Gemächern des Gebiethers, Kaisers Rudolph II.

Im Vorsaale traf er mehrere vornehme Herren, auch Abgesandte, Generale und den Abt des Schottenklosters Johann VII., der auch einer der Räthe des Kaisers war. Damen waren ebenfalls zugegen; aber selbst diese warteten bereits seit zwey Stunden auf Einlaß, denn der Doctor Matthioli war beym Monarchen.

Matthioli war eigens von Trient, wohin er sich zurück gezogen, nach Wien gereiset, um dem Kaiser, in dessen Dienst er früher gestanden, ein von ihm selbst colorirtes Exemplar seines berühmten Pflanzenwerkes *) zu Füßen zu legen. Aber die Durchsicht und Bewunderung dieser prächtigen Arbeit waren es nicht allein, die den Kaiser so anhaltend beschäftigten; es waren mehr die Auskünfte, die der Doctor in Bezug auf die chemische Natur der Pflanzengattungen zu ertheilen hatte.

Doctor Dee war kaum angemeldet, als er auch schon vorgelassen wurde.

Als er eintrat, schlug der Kaiser das Buch zu, verabschiedete Matthioli, und fragte hastig den Doctor Dee nach dem Ergebnisse seiner Sendung.

Der Doctor zuckte die Achseln, und getraute sich kaum zu antworten. Ich habe es an nichts fehlen lassen, lispelte er kleinlaut.

---

*) Dieses merkwürdige Buch, ein Unicum, befindet sich jetzt in der kostbaren Bibliothek des Herrn Doctors Bischoff Edlen v. Altenstern in Wien.

Aus der Geschichte wird also nichts, sagte Rudolph mit von Ärger unterdrückter Stimme. Und warum? fuhr er fort; 20000 Ducaten sind doch eine starke Summe. Habt Ihr das Kunstwerk gesehen?

Allerdings, gnädigster Herr, antwortete der Doctor Dee, allmählig etwas gefaßter; diese Wunderuhr gleicht genau der Zeichnung. Die Königinn selbst wies mir den Mechanismus. Das Flötenspiel des Schäfers ist entzückend und die Jagdscene eine wahre Hexerey. Ich will Eure Majestät durch die nähere Schilderung dieses Kunstwerks nicht noch mehr verstimmen. Ich berichte lieber gleich, daß dennoch alle Hoffnung nicht verloren sey.

Sich an beyden Armen des Sessels empor stemmend, rief Rudolph in Spannung: Nun, was meint denn das stolze Weib? Saget schnell!

Doctor Dee entgegnete: Elisabeth fand sich durch einen Geldantrag eher verletzt, als bewogen. Ihre Worte sind: Saget Eurem Herrn, daß Elisabeth von England nicht gewohnt sey, sich solch ein Kleinod für schnödes Geld abkaufen zu lassen. Sie kennt einen geeigneteren Weg, es in den Besitz Kaiser Rudolphs zu bringen. Elisabeth ist der Meinung, daß dessen Niemand würdiger sey, als der kunstgelehrteste aller Monarchen der ganzen Welt.

Des Kaisers Antlitz erheiterte sich. Rasch fragte er den Doctor, wie er sich bei dieser Rede benommen habe.

Docter Dee schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann sagte er: Ich versicherte die Königinn, die Möglichkeit, das Kunstwerk für einen solchen Preis zu erwerben, sey durch die dritte Hand zu verstehen gegeben worden, gewiß aber, ohne daß Ihre Majestät Etwas davon gewußt.

Mein gnädigster Gebiether habe sich dann nur meinem eigenen Vorschlage gefügt, den Versuch zu unternehmen, gleichsam nur eine Anfrage zu machen, und überhaupt die Sache zu schneller Entscheidung zu bringen.

Das habt Ihr klug gemacht, sprach der Kaiser, dem Doctor die Hand reichend.

Dieser fuhr fort: Die Königinn nahm das Alles nach meiner Absicht auf; sie versicherte, diese Uhr sey ein so merkwürdiges Stück, daß es eigentlich nur in die berühmte Rudolphinische Schatz- und Wunderkammer passe. Daß dieses mein Ernst sey, setzte Elisabeth hinzu, werde ich Gelegenheit finden, zu beweisen. Sie brach dann von diesem Gegenstande ab, und entließ mich, nachdem sie mir zum Zeichen huldvoller Gesinnung diesen Ring zum Andenken gereicht hatte.

Bey diesen Worten zog der Docter den Ring vom Finger. Rudolph betrachtete ihn mit allen Merkmahlen des Vergnügens. Er stand auf, besah den Ring beym Fenster, und sagte halb für sich: Der Ring ist die Uhr. Er stellte ihn dem Doctor zurück mit den Worten: Dieser Smaragd ist 100 Ducaten werth; mehr als das Doppelte aber die Fassung. Diese ist, was Elisabeth wohl nicht wußte, was aber ich als Kenner verstehe, eine der schönsten Arbeiten Benvenuto Cellinis. Wir sprechen noch darüber, lieber Doctor, versteht Ihr. Was nun die Wunderuhr betrifft, so bleibt nichts übrig, als in lieber Geduld abzuwarten. Für jetzt möget Ihr entlassen seyn, Doctor. Wir sind mit Eurer Mission zufrieden.

Der Doctor machte aber nicht Miene, abzutreten. Geruhet, sagte er, sich demüthig verneigend, noch einen

Augenblick, gnädigster Herr. Ich bin heute der Bothe noch von einer zweyten Königinn. Vorerst muß ich mir erlauben, Eurer Majestät zu erzählen, wer mich schon am ersten Tag meiner Anwesenheit in London insgeheim aufgesucht hat. Dieß ist Leßley, der hochwürdige Bischof von Rosse.

Leßley? rief der Kaiser überrascht; das ist ja der eisenfeste Vertraute und Rathgeber der unglückseligen Maria Stuart? Wie kommt denn der Mann an Euch? Und in welcher Absicht?

Doctor Dee entgegnete: Leßley und ich sind alte Freunde von Edinburg aus. Sein Anliegen ist das seiner beklagenswerthen Herrinn selbst. Wie alle Welt weiß schmachtet die Königinn Maria seit Jahren in Fesseln; aber selbst in dieser leidenvollen Lage ist es ihr Bedürfniß, für die Rechte ihres verwaiseten Landes, und dessen rechtgläubige Religion und Priesterschaft thätig zu seyn.

Dieses sprechend zog der Doctor aus seinem Wamms ein versiegeltes Schreiben, und überreichte es dem Kaiser mit den Worten: Dieß ist nichts Anderes als ein eigenhändiger Brief der Königinn Maria an den Kaiser Rudolph II., mir vom Bischof Leßley übergeben.

Der Kaiser war höchlich erstaunt. Er besann sich eine Weile, den Brief zu öffnen. Seufzend erbrach er ihn endlich, und begann zu lesen.

Welch zierliche Hand, rief er aus. Aber welche Zumuthung! Während des Durchlesens entfuhr ihm mehrere Mahle der Ausruf: Welche Anmaßung! sich in meine Regierungsangelegenheiten zu mengen! Was geht diese Maria mein Schottenkloster an?

Als er mit dem Brief zu Ende war, sagte er in Auf-

geregtheit zu Dee: Denkt Euch Doctor, diese Gefangene nimmt sich heraus, zu verlangen, daß das Schottenkloster von den braven Benedictinern geräumt, und wieder von schottischen und irländischen Religiösen besetzt werden solle*).

Das ist ja wahrlich wie irrsinnig, setzte er hinzu, das Schreiben auf den Tisch legend.

Wenn mir erlaubt ist, bemerkte Doctor Dee, so führe ich an, daß der Bischof von urkundlichen Rechten sprach. Wer aber könnte in dieser ganzen Sache am Verläßlichsten Auskunft geben, als Eurer Majestät würdiger Rath, der Schottenabt Johann selbst? Und dieser befindet sich so eben unter den harrenden Personen im Vorsaale.

Dann bescheidet ihn gleich herein, sprach Rudolph, und gehet dann Euren so lange versäumten Geschäften nach. Sehet vor Allem, daß die nächste Goldprobe besser ausfalle, als die vorige.

Der Doctor begab sich von dannen, und der Abt Johann nahm seine Stelle ein.

Das Ansinnen der Königinn Maria und ihres Bischofs setzte diesen noch mehr in Verwunderung, als den Kaiser selbst. Er bedauerte die unglückliche Fürstinn aufrichtig und innig, versicherte jedoch hinwieder, daß die in Rede stehende Zumuthung der Königinn und des Bischofs Leßley aller rechtlichen Unterlagen entbehre, geschichtlich und urkundlich in ein hohles Traumgebilde zusammen sinke.

*) Daß diese Königinn und dieser Bischof sich in dieser Angelegenheit verwendeten, ist thatsächlich.

Der Kaiser verlangte Nachweisungen, und der gelehrte Abt, nahmentlich in der Geschichte seines Klosters genau bewandert, ertheilte sie auf der Stelle.

Es wird hinreichend seyn, Eure Majestät, sagte er, wenn ich nur das Wesentliche anführe. Schon Herzog Albrecht V. hatte es angemessen befunden, daß auch Inländer in das Kloster der Schotten aufgenommen würden. Papst Martin V. befahl ihnen dieß ausdrücklich, und that ihnen selbes durch den Abt Angelus von Rain und den Prior der Karthäuser zu Mauerbach kund. Diesen beyden Abgeordneten erklärten sie aber, und zwar unterm 1. Aug. 1418, daß sie sich dazu durchaus nicht verstehen, und lieber aus dem Kloster fortziehen wollten. Sie verlangten Zehrung, freyes Geleite und wanderten fort; der Abt Thomas erhielt eine Pension von 80 Ducaten. Der Gottesdienst wurde dann einstweilen von den Minoriten versehen. Vorher aber gab es noch arge blutige Händel, bey denen Jene die Angreifer waren. Die Schotten und Irländer haben ihre eigene Sache verlassen, selbst und de facto aufgegeben, und sich aller Rechte und Ansprüche verlustig gemacht. Zudem aber, und völlig entscheidend, hat ja, wie Sich Eure Majestät erinnern werden, der heilige Vater Niclas V. die in dem Schottenkloster neu eingeführten deutschen Benedictiner in volle Unabhängigkeit von dem Regensburger-Kloster erklärt.

Das hiesige Schottenkloster, sagte der Kaiser, ist ja deßhalb auch seit dem Jahre 1480 unter dem Wiener-Bisthum!

Allerdings, bestätigte der Abt, ist es so und nicht anders. Es sind nur rechtswidrige, unvernünftige, ohn-

mächtige Versuche, vollkommen unstatthaft und gar keiner förmlichen Widerlegung und Zurückweisung würdig.

Ich kann Euch nicht anders als Recht geben, versetzte Rudolph, wenngleich diese unglückliche Maria, die eine so gute Katholikinn ist, mich sehr dauert. Wir werden am Besten thun, ihr Ansinnen unbeantwortet zu lassen.

Dazu würde ich mir erlauben, bemerkte der Abt, Euch gnädigster Herr ausdrücklich zu rathen; denn Ihr könntet sonst noch mit der Königinn von England in Verwicklungen gerathen, wo nicht gar es mit ihr verderben; denn diese Elisabeth ist ein — — ein gar eigenes Weib.

Vollkommen Eurer Meinung, entschied Rudolph rasch; es ist beschlossen; das Schreiben wird übergangen. Aber jetzt, ich glaube, es sey Zeit, wenigstens die drey Damen vorzulassen.

Mozart und Schikaneder.

Auch Schikaneder, der Director, ein wenig „angetrunken", war innig, herzlich, offen, gesprächig, liebenswürdig. Eines Tages, nachdem die entzückende Zauberflöte bereits zum hundertsten Mahle gegeben, ihr Textdichter sich in seiner fidelen Stimmung befand, plaudert er von seinem künstlerischen Antheil an Mozarts Werke; ja von seinem musicalischen Antheil. Manches Curiöse erzählt er, späterhin von Niemand bestritten. Wie er mit dem Text fertig (und das war er, fruchtbar, leicht arbeitend, bald), redet er darüber mit Freund Mozart; fragt ihn: „Willst du die Musik dazu machen?" — „Der Mozart"

ist gleich dabey. Der sagt: Bruder, was zahlst Du? Der Bruder sagt: Was willst Du? Mozart sagt: Hundert Ducaten. Schikaneder ist damit einverstanden; auf gut kaufmännisch jedoch hinzufügend: Aber die Oper muß erst fertig seyn. Mozart nickte, ging Tags drauf an die Arbeit. Schikaneder, ungeduldig, gespannt, trieb an, schaute nach, spornte den Meister, wie einen Gaul. Mit Manchem war er unzufrieden, ein scharfer Censor, aber ein practischer Kopf, der sein Publicum kannte. Hundert Mahl schärfte dieser practische Kopf Mozart dem Genie ein: Nicht so gelehrt, Freund, das ist zu hoch für die Leute; das mußt Du einfacher, natürlicher machen. Und das Genie machte es, wie der Herr Director und der Herr Bruder es verlangte. Das Duett: Bey Männern welche Liebe fühlen ꝛc., mußte ihm Mozart nicht weniger als vier Mahl abändern, ganz wenden und stürzen, und dennoch war es dem rigorösen Tactmenschen noch nicht recht. Das ist Alles zu gelehrt, entschied er; so will ich es haben, und sang ihm das Duett vor, wie er es wollte und brauchte, und — wie Mozart es auch wirklich adoptirte und componirte, so also, wie wir es haben. „Das Duett,“ erklärte Schikaneder, „ist von mir.“ (Nicht minder sind auch die meisten Papagenolieder von ihm.) Wie die Oper fertig war, erzählte er, und die Partitur ankam, erschrack ich; sie war eine halbe Elle dick. Kurzer Proceß da; gleich strich ich die Hälfte weg. Mozart wollte verzweifeln, verzweifelte aber doch nicht; begnügte sich, lächelnd zu sagen: „Nu das wird ein schöner Schmarn werden.“ Die Oper wird gegeben; der erste Act ist zu Ende und keine Spur eines Beyfallzeichens. Mozart (denke man sich in

seine Stimmung) eilt auf die Bühne, auf Schikaneder zu, und sagt: „Die Oper geht verloren." Die Oper geht nicht verloren; ich kenne die Wiener besser, entgegnet der Director. Nun, verloren ging sie freylich nicht; aber doch erst bey der siebenten Aufführung wurde der göttliche Tonsetzer gerufen. Wie nun aber, wäre die Oper gegeben worden, wie der Meister sie ursprünglich componirt, aus dem freyen schöpferischen eigenen Ich, ohne des Directors Wienerisirung?

Gewey

war das Prototyp des echten Wieners, zu einer Zeit, wo fast alle Wiener noch echte Wiener waren. Mit Gewey in Gesellschaft zu seyn, war hohe Lust; ewige Heiterkeit, sprudelnde Laune, Lachen und Lachen. Schon seine offene, klare, joviale Miene war herzgewinnend, grillenverscheuchend, zur Lustigkeit umstimmend. Orte aber gibt es, an denen man es nicht wagen durfte, mit ihm zu commerciren, z. B. auf der Redoute. Er sprach sehr laut, lachte noch viel lauter, ja schallend und fiel ins Grelle, Groteske; auch liebte er so ziemlich das Genre des Cynismus. Parodie mit etwas Sarcasmus gewürzt, war seine Sphäre. Seine Modesitten, sein Pygmalion gaben viel Spaß. Er selbst lachte herzlich mit, aber mehr über das herzlich lachende Publicum, als über sein Stück. Eines ärgerte ihn, daß er nähmlich bey seiner Fortsetzung der Eipeldauerbriefe den wienerischen Ton nicht recht getroffen, während sie übrigens freysinnig genug war. Desto gelungener muß man seine comischen Gedichte über die Vorstädte Wiens nennen.

Leider ist von Gewey nirgend mehr die Rede; um so mehr muß man dem liebenswürdigen Realis danken, daß er zuweilen Passagen aus seinen Gedichten mit einflicht. Gewey wurde kaum 47 Jahre alt, (starb den 18. Oct. 1819), trotz seines ziemlich robusten Baues, und trotz des Umstandes, daß er gute Lunge, guten Magen, gute Nerven hatte, rasche Nerven. Sein Gedächtniß war ungewöhnlich treu. Eines Tages, in Baden, war die Rede von Grillparzers Ahnfrau. Auch Gewey sprach mit Begeisterung von diesem Drama, besonders von der hinreißenden Schönheit der Diction; auch er freute sich, und innig, daß Grillparzer unser Landsmann sey; auch er wünschte der Poesie Glück zu einem solchen Genius. Man bedauerte nur, daß das Stück noch nicht gedruckt sey. O da helfe ich aus, rief Gewey, fröhlich aufspringend und sich die Hände reibend. Und nun trug er die Ahnfrau, in ihren Hauptparthien aus dem Memorium vor. Er hatte sie fast ganz auswendig gewußt. Millauer, dieser nichts weniger als talentlose Belletrist, von dem es vielleicht nicht einmahl eine kurze biographische Notiz gibt, schwur, keine Sylbe mehr in den Sammler zu schreiben, weil da Wähners Pasquill aus der Hallenser-Literatur-Zeitung abgedruckt war. So cordiale Naturen wie Gewey gibt es blutwenig mehr, wenigstens unter den Gebildetern.

Klein-Kinder-Novellen.

Ich liebe außerordentlich die kleinen Kinder. Das ist die erste Dummheit. Sehe ich eine Magd, ein solches Ding auf dem Arme, so pflege ich zu sagen: Schatz, wie halten

Sie das liebe Kleine? Wie leicht ist es möglich, daß Ihnen das Kind nicht hinab fällt (NB. **nicht** hinab). Das ist die zweyte Dummheit. Die Magd schaut mich fragend an; sie versteht mich nicht; und das macht mir Spaß. Dieser Spaß aber ist die dritte Dummheit. Und die vierte Dummheit ist, diese drei Dummheiten nieder zu schreiben, statt sie fallen zu lassen, wie die kleinen Kinder... leider nicht. Ja, in diesem „leider," da steckt es.

Gar oft geschieht es nicht, daß Rängelchen vom Arm fallen. Sie klammern sich mit ihren schnell wachsenden Nägelchen an; Puncte dazu gibt es bey den meisten Dirnen genug. Oder sie werden noch erfangen, schlüpfen nicht durch, sind gleich wieder oben auf dem Arm. Und erreichen sie wirklich den Erdboden: mein Gott, gar viel kann ihnen ja nicht geschehen, denn sie sind so weich, so elastisch, lauter spanferklisches Gallert. Ein wenig Geschrey, und das Rängelchen existirt noch, oder existirt nicht mehr; das entscheidet sich rasch.

Ereignet sich aber „zuweilen" solch ein critischer Fall, so ist sein Anlaß meist romantischer Art. Von einem solchen war ich dieser Tage Augenzeuge, und ich will ihn erzählen, weil er (jeßt alle Dummheit bey Seite) das Wesen der „Menscher" von einer neuen, wahrhaft schaudervollen Seite kennen lehrt.

In der Alsergasse, gegen die Linie zu, an einer Barriere, geht eine Dirne, auf dem linken Arm ein kleines Kind, welches gar nicht schreyt; in der rechten Hand einen großen Krug, an dem sie schleppt, da er augenscheinlich nicht leer. Da raset ein Fiaker heran, peitschend, fliegend, wie alle. Er lenkt um die Ecke der Barriere. Nicht umge-

rissen, nicht überfahren zu werden, muß die Magd nothwendig an diese Ecke sich halten, einen Arm also frey bekommen, folglich entweder den Krug loslassen, oder das Kind. Die Magd läßt das Kind los. Ein plötzlicher dumpfer Fall, ein erschreckliches Schreyen. Man hatte Ursache, zu befürchten, das arme Kind sey sehr stark beschädigt, denn das Geschrey war verzweifelnder Art.

Es sammeln sich Leute. Man stellt die Magd zur Rede. Von den Einen wird sie derb, von den Andern grimmig ausgescholten, mit Drohungen von gerichtlicher Ahndung. Aber Thecla ist eine Philosophinn, und lacht. Hätte ich etwa den Krug sollen fallen lassen? sagt sie. Da ist eine Maß Bayrisch darin, und der Krug allein kostet 30 Kreuzer. Alles das hätte ich ersetzen müssen.

Schauderhaft!

Von einem Troß Volk begleitet, ging Thecla ihrer Wege. Das Kind hört nicht auf zu schreyen. Vielleicht, o Gott, hat es bald darnach für immer aufgehört, zu schreyen.

Was läßt sich noch sagen? Etwas wohl; aber ich getraue mich kaum: ist denn möglich, daß es die Mutter selber war? Ruhig, ruhig: ich meine nicht die Magd, sondern eine Frau, die da in einer Ladenthüre steht, und zur herangekommenen Thecla sagt: Nu das wäre nicht übel, wenn du den Krug hättest fallen lassen. Auch bin ich schon verdammt durstig.

Kein Wort mehr! Lassen wir dieß Geschichtchen zu Ende seyn, wenn auch nicht eben, um ein anderes vorzubringen, bey dem ein Rängelchen figurirt.

Hat man schon erlebt, daß man sich eines Wickel-

kindes, eines fremden Wickelkindes bedient habe, um damit zuzuschlagen in Ermanglung eines andern Instrumentes?

Ich habe es erlebt, und ein paar Dutzend Zuschauer können es bezeugen.

Es war in Währing in einem Wirthshause. Es sitzt da ein Mann mit seiner Schönen. Der erzählt er, seine Frau wollte heute zu Hause bleiben; er habe ihr gesagt, daß er auf die Landstraße gehe, zu einem Freunde.

Man war also geborgen, und ließ es sich schmecken. Die dritte Portion gebackenes Lämmernes kommt, und es kommt noch etwas Lämmernes. Es zeigt sich nähmlich urplötzlich und unverkennbar, daß die Frau Gemahlinn nicht zu Hause geblieben, sondern mit einem Anbether in demselben Wirthshause sich eingefunden.

Dero Gemahl erschauend verliert die Überraschte ihren ganzen lämmernen Character, nimmt sammt dem Galan Platz an seiner Seite; die Schlacht beginnt. Der Feind ist ein Hasenfuß; Alles läßt er sich gefallen. Er bittet, er beschwört, nur kein Aufsehen zu machen. Er wagt es nicht einmahl, ihr die eigene Treulosigkeit entgegen zu halten. Allein die Lämmerne fährt fort zu toben. Das liebe Publicum findet sich ein, umstellt den Tisch, denn es gibt da gratis ein Spectakel.

Unter diesem Publicum befindet sich eine Magd, mit einem Wickelkinde auf dem Arme. Der gebeugte Gatte, der bisher selbst das Lämmerne gespielt, ja sogar das Kälberne, das Schöpsene, verläßt auf einmal die Rolle. Das Aufsehen, der Auflauf, die öffentliche Beschimpfung empören ihn; „in gährend Drachengift“ verwandelt sich „der frommen Denkart Milch“ das taubenfromme Blut.

Aber all sein Zorn gilt dem Galan. Blitze der Zermalmung schleudert er auf ihn, und plötzlich ergreift ihn ein Gedanke.

Er springt auf, entreißt der Magd das Wickelkind, hält es mit beiden Händen fest an den Füßen, und schlägt mit dem kleinen Wesen auf Kopf und Schulter und Brust des Nebenbuhlers los. Diese Püffe geben aus, denn das Instrument ist compact, das Rängelchen ist gut gefascht. Der Galan springt auch empor; vergebens setzt er sich zur Wehre. Theils seiner Schuld bewußt, Theils aus Mitleid mit dem armen Kinde, greift er nach dem Hute und entspringt.

Der Gemahl bleibt Sieger. Alles legt sich bey. Die Zuschauer verlaufen sich, Friede wird geschlossen. Man überläßt sich ganz dem lämmernen Element.

Was das Wickelkind betrifft, so hat der Held es mit höflichen Danksagungen zurück gestellt. Dieses Kind muß auch ein philosophisches Kind gewesen seyn (gewesen?), oder wenigstens ein humoristisches. Nicht etwa, daß es geschrien hätte, nein, gelacht hatte es bey der Execution, so laut und anhaltend, als ein Wickelkind es nur immer vermag. Überhaupt, es schien, daß das Rängelchen nicht darauf gegangen.

Der Herr Gemahl aber ist gewiß ein Mann von Humor. Und sein Verfahren kommt mir recht originell vor.

Überhaupt jedoch: warum schreibt man nicht Romane, deren Helden kleine Kinder sind? Mit großen Kindern hat man sich erschöpft; die Welt dieser großen Kinder ist total ausgebeutet; man gräbt schon auf Wasser. Aber Kleinkinder-Novellen: das wäre charmant, so gut als ein neues Feld. Liechtenthal, Thury, wo die Rangen sich auf eigene Faust fortbringen müssen, einen Staat im Staate bilden, wären allerliebste Schauplätze.

So von 2 — 7 Jahren. Unter 2 sind die Rangen noch nichts werth; über 7 sind sie nichts mehr werth.

Allons!

Neuere Grabenschau *).

(Vision.)

„Machen wir Platz, Freund!“

Dieser corpulente Mann ist der Fürst Moriz Liechtenstein, ein wahrer Löwe der Schlacht! Seine Landkarten-Sammlung ist kostbar; seine zwey Sprößlinge, wahre Cherubköpfchen, können Sie als Titelblatt des Kupferwerks Mythos porträtirt sehen.

„Noch einmahl Platz, mein Werther: da kommen zwey Notabilitäten anderer Art.“

Beyde sind klein und dick und — alt; ihre Physiognomien einander sehr ähnlich. Beyde compacte Naturen und sehr kurzhalsig. Ihre Kleidung sogenannte drapfarbige Überröcke; außerordentlich schlicht. Der Eine, welcher Augengläser trägt, weil er wirklich sehr schwachsichtig ist, thut überaus höflich mit dem Andern, und doch so familiär zugleich. Lieber Baron, sagt er, es ist das erste Mahl, daß mich ein so starker Verlust trifft; es ist bitter, sehr bitter. Trösten Sie Sich, erwiedert sein Gesellschafter schmunzelnd, und zerstreuen Sie Sich heute bey mir in Hitzing, mein lieber Ankerberg. Sie werden da einen Schachspieler finden; er ist Ihnen ebenbürtig.

Bey diesen Worten wandte sich Herr v. Eskeles um, und machte, als wäre ihm noch ein besonderer Beweggrund

---

*) Eine ältere, vor 40 Jahren, im 2. Theile.

eingefallen, zwey Männern, die im Gespräche an der Ecke der Dorotheergasse standen, ein nachträgliches Compliment, das sie höflich erwiederten.

Der Eine ist ein schön gewachsener hübscher Mann, noch in guten Jahren, von allerdings consumirtem, aber noch ziemlich regsamem Wesen, höchst elegant gekleidet; es ist der Graf Fries. Der Zweyte, viel älter, größer, von gewöhnlicher Gesichtsbildung, aber ungewöhnlicher Haltung des Kopfes, die ganz schief ist, wie in Etwas auch sein Rücken; seine Kleidung sehr warmhaltend, zum besonderen Schutz noch ein Spenser: Melchior Steiner.

Im Vorübergehen bemerken wir, daß sie von dem Stand der spanischen Papiere sprechen. Herr v. Steiner thut sehr ärgerlich, nimmt seine goldene Brille ab und reinigt die Gläser mit dem Ärmel. Graf Fries ist sehr heiter.

Aber siehe! Plötzlich brechen sie ihre Unterredung ab, schreiten vorwärts und begrüßen die beiden Herren, welche da unter dem Doblhof'schen Hausthore stehen, sehr höflich.

Nun freylich, freylich, erklärte ich, das sind zwey der allergeistreichsten Menschen auf Erden; sie wohnen Beyde in diesem unreparirten Hause. Die conversiren vielleicht schon eine Stunde, ohne daß sie es wissen. Und diese Lebhaftigkeit! Wie sie gesticuliren; wie sie mit ihren Knotenstöcken herum schlagen, als wollten sie sich duelliren; wie ein paar Jünglinge geberden sie sich, besonders der Kleine. Welches Feuer, welcher Enthusiasmus. Wie sie lachen! Köstliche Dinge müssen sie einander sagen. Schon in drey Sprachen haben sie geredet, darunter Englisch.

Nichts da, ruft der Kleinere aus, mit sprühenden Augen, gerötheten braunen Wangen und schönen Zähnen,

das eckige, weißhaarige Haupt wie ingrimmig schüttelnd, und seinen dunkelbraunen Überrock aufknöpfend: nichts da mit Ihrem Idol Hippocrates. Ich, der Laye Carl Doblhof, sage Euch das, Euch Carl Harrach, Ihr graduirter Doctor. Dioscorides und Celsus: Punctum. Ich weiß es aus einem Celsus, der noch mehr ist, als Celsus selbst, wenn Ihr wollt.

Ha, ha, lacht der Andere laut auf, und trocknet sich mit einem Battisttuch die großen blaugrauen, geiststrahlenden Augen, streicht sich das spärliche graue Haar zurechte, und fährt sich mit der andern Hand, an welcher immer der Stock hängt, über das ganze schöngeformte Gesicht und den ironischen Mund: also Paracelsus Bombastus, Herr v. Hohenheim. Nun da käme ich bey meinen vielgeliebten Elisabethinerinnen schön an. Die sind Anhänger des Brownischen Princips, wie alle weiblichen Wesen. Das Weib selbst ist nichts als eine verkörperte Erregungstheorie.

Ey, ey, mein guter Deutschordensherr, lispelte neckisch der Baron, und zog ein kleines griechisches Testament aus der Tasche. Graf Harrach aber nahm die am Hals hängende Lorgnette, sah auf den Platz hinaus, und sagte: Richtig: da ist endlich der Para-Para-Celsus.

Dieser kleine, gebückte graue Mann, der auf die Beyden zugeht, ist der Doctor Staudenheim. Seine Kunst hat dem Grafen das Leben gerettet, und dieser, wiewohl nichts weniger als eigentlich reich, verehrte ihm als Honorar 10000 Gulden.

Schön, nobel, erwiedert mein Begleiter, und setzt hinzu: Vielleicht würde es der Mann, welcher da mit dem Doctor herüber trippelt, nicht so splendid gehalten haben; das ist ein gar guter Wirth. Das dünne Büchlein, das

er unter dem Arm hat, ist gewiß ein Bücher- oder Kunstauctionscatalog, der 2 Kreuzer kostet, und den er sich gratis zu verschaffen gewußt hat. Nun, das gehört so zu seinen schwachen Seiten; handelt es sich aber um einen Rembrandt oder Dürer, da glaube ich, kargt er nicht.

Ey, ey, wie das vollkupfrige Gesicht in Verfall gerathen! Wie er den Kopf sinken läßt, den Stecher nicht mehr vom Auge bringt; und Figur, Haltung, Gang: wahrhaftig, Camesina erinnert uns an das Exterieur Blumauers.

Die Physiognomie an und für sich betreffend, mein Lieber, entgegnet mein Freund, so finde ich, daß sie dem des Grafen Palffy, um den sich dort eine Gruppe bildet, ungleich ähnlicher sey.

Richtig, siehe da, der geniale, quecksilbrig lebendige Palffy. Es gibt hier kleinen, offenen Rath. Der Graf selbst, auch schon ziemlich kupfrig, mit unbedecktem Kopf, die wenigen gekräuselten Grauhaare zur Schau tragend: wie freundlich, wie gesprächig er mit den vielen kleinen Leuten ist, die ihn umscharen und umscharren. Lauter Comödianten sind diese Rangen; das kleine Gesindel des Kinderballets thut recht patzig. Man muß aber billig seyn; man muß aber bedenken es sind ja Künstler. Ach, noch so klein, und schon so groß, schon voller Lorbeern! Die werden es noch weit bringen, besonders die zwey schwärzlichen Dirnchen, diese feinen, pfiffigen Nickelchen. Wie gegewandt sie schon coquettiren!

Mein lieber Horschelt, sagt der Graf zu einem großen, hagern, rothhaarigen Menschen, es bleibt dabey. Es bedarf keiner Probe mehr. Morgen wird das Ballet ge-

geben. Erinnern Sie aber den Ding da noch, daß er nicht vergesse, das Kamehl von Schönbrunn herein bringen zu lassen. Hernach die fünf echten Shawls von Ihrer Gräfinn; endlich den großen Silberservice. Diese Sachen sind unentbehrlich beym Schluß.

Horschelt verbeugt sich, kneipt die großen Künstler in die Wangen und entschlüpft mit ihnen in das Tarronische Durchhaus. Der Graf entläßt sie klatschend, und wirft den vorüberfahrenden und reitenden Damen und Cavalieren Küsse und Grüße zu.

Süß und freundlich werden sie erwiedert. Da fährt die stattliche Gräfinn Lankoronska; dort die mahlerisch conservirte Gräfinn Somsitsch mit ihren vier Braunen; unmittelbar nach ihr die regierende Fürstinn Liechtenstein, eine imposante Gestalt. Alsbald zwey ihrer Söhne, groß, schlank, blühend, auf hirschähnlichen, feinen Engländern courbetirend. Da kutschirt der Graf Zichy=Ferrari athletisch, der schönste blaue Bart: Der Landauer, voller köstlicher Knospen, deren Blicke aus den wunderschönsten tiefschwarzen Augen ringsum Alles versengen. Auf hohen Phaeton Fürst Johann Liechtenstein in Generalsuniform, noch immer frisch und lächelnd, lenkt seine windschnellen Engländer. Es ist eine Revue, eine magische Laterne.

Graf Palffy hatte der kleinen Comödiantenbrut noch nachgeblickt; ein paar Schritte, und er ist am Caffehhause selbst.

Hier, auf Strohsesseln ausruhend, sitzen einige seiner Bekannten und Freunde, mit denen er stehend plaudert und lacht.

Sie sitzen, und sie haben Recht. Das Stehen oder

Gehen würde ihnen schwer fallen; sie selbst würden etwas schwer fallen.

Da sitzt der dicke Graf Waldstein mit dem Commando=Antlitz, dem edelsten von der Welt, mit dem Air voll Hoheit. Wie vielseitig verdient der Mann ist! Classisch ist seine Flora hungarica; wenn er nicht ist, muß der arme classische Kitaibel, dem das Werk so viel verdankt, noch viel früher verhungern.

Ruhig und gemessen conversirt er mit seinem ruhigen, gemessenen Nachbar, dessen Äußeres ein Abdruck von ihm selbst, mit dem gelehrten, gelehrten Schlegel, der täglich dicker wird, da er täglich sich mehr einwienert.

Schlegel wird über Etwas unwillig darob, aber der Fürst Lobkowitz mit dem krummen Fuß besänftigt ihn. Kanne umschwänzelt den fürstlichen Gönner; aber der bittet ihn um Gottes Willen, sich hinüber ins burgundische Kreuz zu machen, und sich auf seine Kosten gütlich zu thun.

Auf einmahl gibt es große Complimente auf den Strohsesseln: es fährt der alte Fürst Trautmannsdorff vorüber. Graf Palffy springt hinzu, und setzt sich ein, und da wird es ruhig.

Orden der Mäßigkeit.

Die mehr und mehr sich ausbreitenden Mäßigkeits=vereine erinnern daran, daß deren in Österreich schon längst bestanden. Sogar Orden der Frugalität waren gestiftet. Unter Friedrich IV., unter dessen kläglicher 54jähriger Regierung, laut des Aeneas Sylvius Zeugniß, die Völlerey der Wiener den höchsten Grad erreicht, entstand durch die=

sen Fürsten selbst der Orden „der Stole und Kandl und des Greifen oder der Mäßigkeit.“ An einer Kette von goldenen Kannen und Blümchen befand sich ein Marienbild; an diesem hing ein Greif mit einem Zettel, auf welchem zu lesen: „Halt Maß!“ Der Mitglieder dieses Ordens waren genug, denn die Decoration nahm sich recht mahlerisch aus. Was aber den Zweck betrifft, so blieb es beym Alten. Mit nicht größerem Erfolg stiftete später, unterm 22. Juni 1517 Siegmund von Dietrichstein, des großen Max geliebter Freund, und dessen so sehr würdig, zu Gratz den Orden des heil. Christoph oder der Mäßigkeit. An diese Mäßigkeits-Vereins-Urkunde hängten bereitwilligst viele Große des Landes ihr Bundessiegel: die Auersperg, Trautmannsdorff, Saurau, Herberstein rc. Der Wille war gut, der Zweck vernünftig, der Erfolg wünschenswerth; die rohen Sitten der Zeit aber mußten Alles vereiteln. In wie ferne nun die jetzige Zeit von der damahligen verschieden, wird sich erweisen. Der Apostel Mathew wenigstens scheint zu gedeihen, und sollte er nach Wien kommen, so wird man ihm wohl sogleich beym Sperl oder im Casino ein Festmahl geben.

Magentapferkeit.

Auf dem Hofe gegen den Judenplatz zu, rechter Hand, befindet sich ein Fleischerladen. In diesem Laden war vor 40 Jahren eine Apotheke. Der Inhaber, ein geborner Feldsperger, ein Verwandter von mir, war ein charmanter Mann. In ganz Wien gab es gewiß nur eine einzige Person, die ihm etwas gram war: meine selige Mutter. Sie konnte es ihm bey ihrer hohen Moralität nicht verzeihen, daß

er in der sogenannten wilden Ehe lebe. Seine Apotheke hieß „Zur Sonne“. Die Etiketten der Flaschen, Schächtelchen und Tiegeln trugen die Sonne, unter ihr das Motto: „**In sole et sale sunt omnia**“.

Diesen angenehmen Mann besuchte ich ziemlich oft; denn seine Heiterkeit und Herzlichkeit zogen mich sehr an.

1805 im Winter, eines Tages, es war sehr kalt, stehe ich mit ihm beym Ofen, als sich plötzlich 10 — 12 Männer gleichzeitig in den Laden drängten, deren wir in unserm Leben nicht gesehen. Ihre Gesichter waren voll Bart; ihre Hülle bestand aus Fetzen; Fußbekleidung hatten sie eigentlich gar keine; auf dem Kopf ein zerrissenes Stück Linnen. Vor Kälte und Hunger zitterten sie. Vor Schwäche vermochten sie kaum zu lallen. Dieß geschah in einem slavischen Dialect, dem Apotheker, einem Mährer, verständlich genug. Er beeilte sich diese beklagenswerthen Gäste zu bedienen; der sogenannte Subject eilte in das Magazin, Stomachalien herbey zu bringen.

Alle Arten Liqueur waren bald aufgezehrt; die Gäste aber waren nichts weniger als befriedigt. Nun fragen sie nach einer Flüssigkeit, bey deren Nennung der Apotheker stutzt. Es half nichts, er mußte sie vorsetzen. In ein paar Minuten war der ganze Vorrath ausgeschnappst. Es war Scheidewasser.

Dieß für den Durst. Nun für den Hunger. Brod wird in der Eile herbeygebracht; aber die Gäste durchstöbern den Laden, und finden was sie suchen. Nicht unmöglich, daß sie schon wußten, sie würden das finden. Das Gesuchte und Gefundene waren Salben, Salben aller Art, selbst Mercurial-Salben. Schnell wurde das Brod damit bestrichen, schnell

Alles verschlungen mit dem besten Appetit von der Welt. Dann ging es auch noch an die Pflastergattungen.

Nun die Hauptmasse der Salben besteht aus Schweineschmalz; die Pflaster enthalten meist aromatische Kräuter. Warum denn nicht? Alles kommt auf den Geschmack an. Dann einen Schluck Scheidewasser darauf; die Mahlzeit ist complet.

Die Gäste dankten glücklich und gerührt, und gingen. Wir begleiteten sie. Sie begaben sich zu ihren Cameraden, deren ein paar Hundert vor der Hauptwache aufgestellt waren. Hunderte von Wienern strömten herbey mit Speise und Trank, mit Kleidern und Geld.

Es waren gefangene Russen von der Austerlitzer-Schlacht.

Rebus im Schlafrock.

Einige setzten sich zusammen, Rebus zu machen, statt aber die Figuren förmlich zu zeichnen, nur mit Schrift auszudrücken.

Sie probirten so herum. Einem dauerte das zu lange. Er sagte: Es fallen mir ein paar Sätze ein, zwey. Ich schreibe sie auf, als Pensum. Löst es auf.

Er schrieb Folgendes nieder:

Satz I.

[1]) Ein S, darunter zwey Füße in langem Schritt. [2]) In der Luft ein Stiefel, in dessen Auftritt ein Pflanzenblatt. [3]) Eines kleinen Landmanns Gestalt, sich bückend; am Boden ein S. [4]) Zwey Meere neben einander. [5]) 6—8 Puncte neben einander. [6]) Eine Hand.

Satz II.

[1]) Ein nackter Mensch. [2]) Ein Stück Fleisch an einer Metzgerey. [3]) Ein menschlicher Rumpf. [4]) Ein Degen in der Scheide; ein unbespannter Wagen. [5]) Ein Sommergitter. [6]) Ein englisches bürgerliches Frauenzimmer; das Füllhorn. [7]) Zwey gekreuzte Schwerter. [8]) Ein menschlicher Kopf, der einem Rumpf aufgesetzt wird. [9]) Ein umgekehrtes r.

Die Auflösungen waren natürlich sehr verschieden. Hier sind deren zwey.

Erste Auflösung.

Satz I.

[1]) Gehe es. [2]) Ein Stiefel Wein. [3]) Es macht der Bauer ein Compliment. [4]) Ein vermehrtes. [5]) Punct für Punct. [6]) Die Hand darauf.

Satz II.

[1]) Armuth. [2]) Gehackter Styl. [3]) Enthauptet. [4]) Haudegen; Transport. [5]) Sonnenschutz. [6]) Englisches Wesen. [7]) Kriegerisch. [8]) Completirt. [9]) Er kehrt um.

Es entstand Gelächter. Es kam nichts heraus; kein Zusammenhang ꝛc.

Zweyte Auflösung.

Satz I.

[1]) Großes Laufen. [2]) Fliegendes und doch getretenes Blatt. [3]) Der Landsmann sucht es. [4]) Meerenge. [5]) Interpunction. [6]) Mit der Hand.

Satz II.

[1]) Entblößung. [2]) Fleischlich. [3]) Torso. [4]) Friedlich-

keit; Stillstand. [5]) Jalousie. [6]) Miß; Überfluß. [7]) Duell. [8]) Aufsatz. [9]) Rückkehr.

Es entstand wieder Gelächter. Es kam wieder nichts heraus, kein Zusammenhang rc.

So ging es noch bey ein paar andern Auflösenden.

Der Aufgeber wurde unwillig. Er sagte, so vernehmt denn: Es betrifft die Theaterzeitung.

Satz I.

[1]) Es geht stark; [2]) das Blatt steigt im Absatz; [3]) Bäuerle hebt es [4]) mehr und mehr; [5]) es läßt sich nichts weiter sagen; [6]) dieß vor der Hand.

Satz II.

[1]) Bloß [2]) Rohheit, [3]) Kopflosigkeit, [4]) doppelte Ungezogenheit, [5]) Eifersucht, [6]) Mißgunst [7]) bestreiten [8]) obige Behauptung. [9]) Es ist eine Schande.

Leibarzt Krato.

(Novellistisch.)

Im Vorgemache des Kaisers herrschten Verlegenheit, Angst und Verwirrung; die Kämmerlinge warfen das Landsknechtspiel weg, und liefen rathlos und händeringend durcheinander.

Der nach dem Leibarzt entsendete Bothe kehrte noch immer nicht zurück.

Die gleichgültigen Hartschiere lehnten ihre Hellebarden an die Wand, und liebäugelten nach den Spielkarten und Würfeln.

Es ist doch unbegreiflich, sagte ein Page, wo denn der

Philipp bleibt. Doctor Krato ist doch sonst immer zu Hause und schreibt Bücher.

Ja, setzte ein Kämmerling hinzu, er wohnt aber auch weit genug entfernt. Wie kann man zugeben, daß der eine Leibarzt im tiefen Graben und der andere hinter dem hohen Markt wohnt?

Aber ist denn der Doctor Lazius auch nicht zu finden? fragte entrüstet ein Dritter. Gewiß gräbt er da draußen vor dem Kärnthnerthor nach alten Steinen. Als erster Leibarzt sollte er sich gar nicht vor das Stadtthor wagen.

Ey nahm der Page das geschwätzige Wort, ich wette daß der Wirklichkeit nach Krato jetzt der erste Leibdoctor sey. Ich weiß besser als Ihr, welch große Stücke der Herr auf ihn hält; selbst in Stadt- und Staatshändeln zieht er ihn zu Rathe und läßt sich Dinge von ihm sagen, die ein Anderer kaum zu denken wagen würde. Aber Alles gut, denn Doctor Krato ist ein Mann von Einsicht, hat Gelehrsamkeit, sogar die Gottesgelahrtheit hat er studirt, denn er sollte geistlich werden; aber was nützt das Alles: er ist nun einmahl Protestant, ja sogar ein intimer Freund des berüchtigten Doctors Luther.

Bey diesen Worten machte der junge Mensch ein Kreuz.

Der eine Kämmerling, Gomez, ein Spanier, that dasselbe, und setzte bey: Ihr wißt Alle nicht, weßhalb kaiserliche Majestät den Mann so protegirt. Der berühmte Montanus in Padua hat ihn empfohlen; unter ihm hat Krato die Arzneiwissenschaft studirt, und auf Montanus hält unser gnädigster Herr Alles. Krato ist übrigens gewiß einer der größten Ärzte der Welt; ich meiner Seits bin ihm Alles schuldig; er hat mich aus der Todeskrankheit gerissen, nach-

dem alle Andern, selbst Doctor Lazius mich schon aufgegeben; aber Schade, daß er ein Ketzer ist: das raubt ihm alles Verdienst.

So fuhren die Müssigen fort zu plaudern. Die Hartschiere, welche sich nicht unterfingen, sich in das Gespräch zu mengen, schlenderten auf und ab, gähnten und trommelten mit den behandschuhten Fingern zeitweise auf den Fensterscheiben.

Ein panischer Schreck aber ergriff alle diese Zierlinge, als plötzlich und mit scharfem Stoß eine Tapetenthür aufflog, und der Kaiser selbst, in seine abgetragene Schaube gehüllt, hastig einen langen Schritt heraustrat, mit zorniger Geberde laut ausrufend: So holet mir wenigstens den nächstbeßten Bader! Wehe euch, wenn binnen fünf Minuten keiner da ist. Und rasch ward die Thüre wieder zugeschlagen.

Alles rannte nun fort, nach allen Richtungen. Niemand blieb zurück als der Page, der in die innern Gemächer eilte, ein Kämmerling, und die vor Furcht fast bebenden Wachen, ihre in der Verwirrung umgeworfenen Partisane wieder auflangend.

Der Kämmerling sagte für sich: Ich wüßte wohl einen geschickten Bader, gleich da auf dem Kohlmarkt; aber der Mensch ist ein heimlicher Türke, wo nicht gar ein Jude.

Gomez war von peinlicher Angst erfüllt, denn die Anhänglichkeit an seinen Gebiether war innig und aufrichtig. Er war einer seiner Leibdiener schon von Ferdinands Geburt an zu Alcala de Henares; auch wußte er, daß dieser ihn liebe und schätze. In der gespanntesten Erwartung sah er auf den Burgplatz hinaus.

Da gewahrte er endlich alle seine Genossen hinter einer Sänfte herankommen, deren Träger sich möglichst beeilten. Der in dem Kasten Sitzende steckte den Kopf heraus, die Träger noch mehr anzutreiben. Gomez erkannte in ihm den Doctor Krato; doch fiel ihm die außerordentliche Bläſſe seines Gesichtes auf. Er schloß daraus, der Doctor sey selbst krank, weßhalb er denn nicht zu Pferde oder zu Fuß herbey geeilt.

Diese Folgerung bestätigte sich auch. Krato ward auf den Armen zweyer Diener herauf getragen. Er war genöthigt einige Minuten im Vorzimmer zu rasten, um sich zu erholen. Sein Anzug war höchst nachläßig, und trug alle Spuren der Eilfertigkeit. Die Umstehenden erkannten, daß er im höchsten Grade angegriffen sey. Allerhand Fragen thaten sie an ihn; er antwortete aber auf keine. Seufzend erhob er die feuchten Augen gen Himmel.

Er gab jetzt Gomez ein Zeichen, stützte sich auf dessen Schulter, und schwankte mit ihm hinein zu dem kranken Herrn.

Ferdinand saß auf einem Schlafsessel dicht neben dem Bette, das Haupt in beyde Hände gestützt, die mit dem Ellbogen auf einem großen Tisch ruhten, auf welchem eine Menge Papiere und Pergamente lag.

Als Krato eintrat, setzte sich der Kaiser, jedoch mit einiger Anstrengung aufrecht. Überrascht von dem Zustand des Mannes, rief er verwundert und theilnehmend aus: Was ist das? Doctor, Ihr seyd ja selber krank. Redet, redet, ich bitte Euch! Gomez einen Sessel, Krato setzt Euch!

Der Doctor nahm Platz, seufzte und langte nach dem Puls des Gebiethers.

Ihr fiebert, gnädigster Herr, sagte er. Seyd wann befindet Ihr Euch unwohl? Über was klagt Ihr?

Der Leidende gab Auskunft, und Doctor Krato beruhigte sich. Mit erleichtertem Gemüth sagte er: Sorget nicht; es ist nur ein unentwickelter Schnupfen, ein Anfall, dem Ihr stets unterworfen wart, weil Ihr Euch nicht daran gewöhnen könnt, das Haupt bedeckt zu halten. Wollet Euch für den Augenblick zu Bett begeben, alles Nachdenkens und aller Arbeit enthalten, und Euch meinen schweißtreibenden Mitteln unterziehen.

Der Doctor veranlaßte das Nöthige, und blieb dicht am Bette sitzen, kummervoll vor sich hinblickend.

Nach einer Weile sprach Ferdinand: Es wird vorüber gehen; aber jetzt, sagt an, was ist Euch selber?

Krato schwieg.

Ihr wißt, fuhr Ferdinand fort, daß ich warmen Antheil nehme an Allem, was Euch angeht. Was ist Euch seit gestern begegnet, wo Ihr noch so heiter wart?

Dieß zu beantworten, versetzte Krato mit schwacher bewegter Stimme, muß ich auf morgen verschieben, wo Ihr gnädigster Herr, Euch erholt haben werdet, wie auch ich nicht minder. Ich ermahne Euch wiederholt, Euch dem Schnupfen, zu dem Ihr nun einmahl inclinirt, nicht mehr auszusetzen, denn er ist der gefährlichste Keim des Todes sogar. Das catarrhalische Fieber artet gar leicht in ein nervöses aus, und dieß in ein asthenisches. Glaubet mir, Tausende von Menschen werden das Opfer des Schnupfens, den sie leichtsinnig gar nicht zu achten pflegen; Tausende kommen um an Wirkungen, die sie für die Ursachen halten. Der große Galen, über den ich eben schreibe, empfiehlt zwar,

den Kopf unbedeckt zu lassen, setzt aber weise hinzu, daß, wenn Stand und Lebensart es nicht immer gestatten, man ihn lieber, da er der edelste Theil, geschützt halten möge. Hippocrates ist derselben Meinung, und Montanus nicht minder.

Ereifert Euch nicht, und schont Euch selbst, sprach der Kaiser. Begebt Euch lieber nach Hause, und pflegt Euch, damit Ihr mir morgen sagen könnt, was Euch zugestoßen.

Krato aber wich nicht von der Stelle. Erst als Doctor Lazius, der erste Leibarzt, welcher mittlerweile aufgefunden worden, eintrat, erhob er sich.

Während der Nacht hatten sich beyde Leidende ziemlich erholt.

Kaum war der Tag angebrochen, als Krato wieder am Lager des Kaisers erschien. Lazius, der die ganze Nacht an dessen Bett gewacht, zog sich nun zurück, nachdem er seinem Collegen den Verlauf der Krankheit berichtet und sich mit ihm über das fernere Verfahren verständigt hatte.

Ferdinand ließ sich ankleiden, und wandelte erleichtert im Gemache umher; Krato ihm stets zur Seite.

Auf einen Wink entfernte sich der Kämmerling, und sie waren nun allein.

Saget nun jetzt, was Euch begegnet, sprach der Kaiser, indem er Krato die Hand drückte, und ihn auf die Schulter klopfte.

Gnädigster Herr, war die Antwort, zwar gefaßt, doch mit allen Merkmahlen des Seelenschmerzes, wie sollte ich nicht niedergeschlagen seyn! Gestern früh erhielt ich ein Sendschreiben aus Eisleben.

Von Luther?! rief der Kaiser betroffen aus.

Ja, von Luther, entgegnete Krato hoch aufseufzend. Verzeihet gnädigster Gebiether; aber wir waren Studiengenossen; sechs volle Jahre bewohnte ich mit ihm ein und dieselbe Stube in Wittenberg; wir sind Freunde; dieser... dieser merkwürdige Mann fährt fort mich zu achten und zu lieben. Jeder seiner Briefe beweiset das. Immer war er rüstig, eisenfest, und jetzt, da er kaum 63 Jahre zählt..

Krato war im Innersten bewegt, und konnte vor Rührung nicht weiter sprechen.

Nun sagte der Kaiser theilnehmend, und da sie sich während des Umherschreitens zufällig einer Thüre genähert, Krato gegen das Innere des Gemachs hinwendend, er wird doch nicht in Gefahr seyn, oder wohl gar... Ist der Brief von ihm selbst, saget geschwind!

Gott sey Dank, ja, entgegnete Krato, aber o Himmel, vielleicht sein letzter. O wäre ich in Eisleben; ich würde ihn retten, obwohl er selbst schon verzagt. Die betreffende Stelle gnädigster Herr, möchte ich Euch so gerne vorlesen; es würde mein Herz erleichtern.

Der Kaiser in Milde und Rührung gestattete es, und vernahm folgende Worte: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredet oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr.“ *)

---

*) Nach dem Autograph.

Nun, sprach der Kaiser, das klingt freylich, wie ein Abschied von der Welt. Allein, mein lieber, guter Krato, lernet auch, als Christ ein Weiser zu seyn, und Eure Herzensqual bezähmen. Es gibt auch Pflichten, die Euch näher liegen. Ich ziehe Euch in All und Jedem zu Rathe; nehmt jetzt von mir den guten Rath an, Euch den Beschlüssen des Himmels als Mann, als Christ, als Philosoph zu unterwerfen. Bleibt in Gottes Nahmen Lutheraner, laßt es aber den Leuten so wenig merken als möglich, denn die Zeit ist noch nicht reif, die Menschen sind noch zu erhitzt, um Sinn für eine vernünftige Duldung derer zu haben, welche nicht catholisch sind.

Schweigend und sinnend ging der Kaiser auf und nieder.

Er setzte sich, und hieß es auch Krato thun.

Ihr kennt meinen Zweck, sprach er nach einer Weile, die verschiedenen Religionspartheyen zu versöhnen; aber das Lutherthum greift zu sehr um sich. Ich will dagegen einen Damm aufführen. Ihr wißt, was ich meine.

Er schwieg, als erwarte er Kratos Äußerung.

Dieser aber schwieg ebenfalls.

Sehet, sprach Ferdinand, hier auf dem Tische liegt das Antwortschreiben des Papstes. Er hat schon eine zweckmäßige Auswahl treffen lassen. Ehestens machen sich die ehrwürdigen Väter auf den Weg.

Die Patres, entgegnete Krato, bringen wenigstens Autorität mit.

Vor Allem, bemerkte der Kaiser, muß der Fanatismus erstickt werden. Das aber wird eine schwere Aufgabe seyn. Sagt mir unter Anderm, habt Ihr Euch mit Lazius schon

darüber gemacht, ein besseres System des medizinischen Studienwesens zu entwerfen?

Es ist so gut als vollendet, entgegnete Krato.

Jetzt trat ein Kämmerling ein, einen Abgesandten der Pforte in dringenden Geschäften anmeldend.

Krato zog sich zurück. Nach einer Stunde ward er wieder zum Kaiser gerufen, dem bereits versammelten Staatsrathe beyzuwohnen.

Es kam die Kleiderordnung *) zur Verhandlung, neu durchzusehen und bekannt zu machen. Krato hatte und behauptete wesentlichen Antheil. Er selbst trug sich an, sie zu bearbeiten. Die Sitzung währte lang. Krato war der Letzte beym Kaiser geblieben.

Krato war auch Leibarzt Maximilians II. und Rudolphs II. Ersterer erhob ihn in den Adelstand mit dem Prädicate „von Kraftheim." Seine im Druck erschienenen Schriften sind zahlreich.

Maria Theresia und die Gruft.

1765 den 18. August starb der großen Maria Theresia Gemahl. Von nun an besuchte die trostlose Witwe ihrer

---

*) Als sehr characteristisch folge hier die Mittheilung der interessantesten Stellen:

„Von unordentlicher Costlichait der Claidung.

Nachdem die costlichait der Claydung vnnd anderen Gezierden, vnnder allen Stenden Geistlichen vnnd weltlichen Mann und Frawen Geschlechts, dermassen gestiegen vnd oberhande genom-

Ahnen Gruft bey den Kapuzinern häufig, gewöhnlich 3 Mahl die Woche, zuweilen auch in später Nacht. Oft verweilte sie

---

men, das ye ain Standt vber den andern vnd die geringern den höhern gleich sein wöllen, Also das wenig vnnderschidlicher erkantnüß mehr gesehen wirdet, dardurch die Leut wider Gott zu Hochfart vnd anderm synndtlichen nachthayl geraitzt vnd sonnderlich vnnermüglichen wintweder zu gleicher nachvolge, oder doch vngedult bewegt vnd geergert. Vnd nit allein sondere personen, besonder gemaine Lanndschafften an jrrem vermügen höchlich erschöpfft werden, erarmen, auch in abnemen vnnd ringerung jrer narung täglich erwachssen, demnach sollichen Sünndtlichen, vnd gemainen nutz hochnachtailigen, schedlichen vund verderblichen mißprauch abzustellen, hochmuet, vnwillen vnd ergerung zwischen unsern getrewen Landlewten und Vnderthanen zu uerhüetten. Sy auch bey jrem vermügen vnd dann zwischen allen Stendten gepürlich vnderschid der Claidung zu erhalten. So haben wir nachvolgunde Ordnung der Claidung fürgenomen, die wir auch bey Straff vnnd Peen darauf gesetzt, genutzlich gehalten, vnd hiemit allen Obrigkhaiten vnnd Herrschafften Ernstlich aufgelegt vnd geboten haben wellen, darob strengklich gehalten und darjn gar niemandts zu uerschonen.

Erstlich wellen wir alle Erzbischoff, Bischoff und Prelaten so in vnnsern Erblanden gesessen, oder deren geistliche Jurisdicktion darein gent, hiemit gnedigelich ersuecht haben, jre Clerisey vnnd Geistlichen dahin zu hallten und zu uermügen, das Sy sich mit jren Claydungen in Kirchen vnnd auf Gassen, als jrem stande nach wol gezimbt, vnd jnmassen die geistlichen Recht vnd erbarkait des ervordert, erbarlich vnd geistlich hallten vnd tragen vnnd all vnzimbliche Costlichait auch leichtfertigen ergerlichen wandl, leben vnd wesen gentzlich abstellen.

stundenlang, in Gebeth und frommen Betrachtungen vertieft. Manchmahl hatte sie auch die Erzherzoginnen bey sich. Späterhin ließ sie sich eine Maschine bauen, durch

---

Von Burgern und Inwonern in Stetten und Märckhten.

Nachdem sonderlich in den annsechlichen Stetten gemainnlich dreyerlay Burger vnd Inwoner; sind, als gemayne Burger vnd Hanndtwerckher, Kauff vnd Gewerbsleut, vnd die so im Rat von Geschlechtern oder sonnst eerlich heerkommen vnd sich merers tails jrer Güllt, Erbstuckh oder ligender Güetter ernären. Darauf so setzen ordnen vnd wellen wir, das hinfürter die gemainen Burger, Kramer, Handtwercher vnd Innwoner in Stetten vnd Märckhten gleichermassen wie oblaut, kainerlay Goldt, Silber, Perlin, auch gantz oder halb Seyden vnd Schamlot, noch zerstickhelt, zerschnitten oder verprämbt klayder, deßgleichen kain Fehen, Mader, oder dergleichen Costlich Fuetter tragen, sonder sich mit zimblicher gepürlicher Tracht von wüllen Lindischem tuech, Vorstat, Harras vnnd Sattin. Auch von Rauhen fuettern mit geringen Mäschen, Füchsen, Yltes, Küniglwerckh, Lemeren vnd dergleichen begnügen lassen.

Deßgleichen sollen sie auch jre Haussfrawen vnd Töchtern in jrer Claidung auch halten.

Doch mügen Sy jre Claider allein oben herumb mit Brückhischen Atlas, Arras oder Sattin beschaidenlich verprämen auch zu Kyrsen auffs höchst Füchs oder Künigelwammen gebrauchen.

Deßgleichen ain oder mer Ring nit vber fünff Reinisch gulden wert an Edelgestain.

Krägen mit Seyden vernät.

Schlayr mit guldni Leistlin nit vber ein Finger brait.

Schamlot oder Brückhisch Atlasen Gollen.

Veuergult beschlagen Gürtel, nit vber sechs Reinisch gulden wert.

welche sie sich ohne fremde Beyhülfe hinablassen und wieder hinauf ziehen konnte. Als sie die Gruft den 2. Nov. 1780 besucht hatte, und sich wieder hinauf lassen wollte, gerieth

Vnd Gesperr nit vber eines Reinischen Gulden werdt.
Deßgleichen die Junckfrawen Samaten harpändlen tragen.

Von Kauff und Gewerbs Leutten.

Die Kauff vnnd Gewerbslewt in Stetten, sollen nun hinfüron kain Samat, Damaschkh, Atlas oder Seiden zu Röckhen noch prämen, auch weder Goldt, Silber, Berlin, Guldin noch Silberin harhauben tragen. Doch erlauben wir jnen Schamlotten röckh, auch Seydine wammas, ausserhalb Samat vnd Kermesin, doch alles vnuerprämbt, deßgleichen guldenwappen oder Petschierring zetragen. Item soll aber jre wüllen Röckh oder Mäntl mit Brückhischem Attlas zimblich zu verprämen, vnuerpotten sein.

Doch sollen Sy kain Tuch, die ellen vber anderthalb Reinischen Gulden werdt jnen anmachen lassen, oder ainich Märder, Zobl, Harmblin vnd dergleichen Fuetter antragen. Wol mögen Sy zum höchsten Märderkeln vnd jre Haussfrawen zu Kyrsen vnd anderm Fuetter das Fechwerkh gepranchen, auch Mann vnnd Frawen Märdern Parct tragen.

Dergleichen sollen jre Weiber sich auch sonst in Claidungen halten, doch kain höher Seyden dann Taffat vnd dergleichen zu Joppen gebrauchen vnd vnuerprambt tragen. Aber ander jre Claider mügen sy aufs maist mit ainer Wienner elle Sammat, Atlas, Damasckh oder Seyden doch allain oben herumb verprämen, gleichermassen soll jnen jre Claider vnnden herumb mit Arras, Satin oder Gefüllwerch zimblich zu verprämen erlaubt sein. Wir erlauben jnen auch ain Gürttel auf zwelf Reinisch Gulden wert.

Ain oder mer gulden Ring nit vber fünffzehnn reinisch gulden wert.

die Maschine 3 Mahl ins Stocken. Da entfuhren ihr in düsterer Ahnung die Worte: „Die Gruft will mich nicht mehr fortlassen.“ Und in der That hatte sie an jenem Tage

---

Leissten auf jren Schlayer zwei Finger prait. Auch Damasckh vnd Attlasen Goller, mit vergulten schlossen, oder gespörr nit vber zween Gulden wert. So mügen jre Töchter vnd Junckfrawen tragen Perlen, Haarpandlen, von sechs Reinisch Gulden wert.

Von Adel und Ritterschafft.

Die von Adel sollen kain Samat oder Carmasieseyden anmachen, sonder Jnen zur höchsten Damashkh, Atlaß oder ander geringern Seyden, doch unverprämbt getragen zuegellassen seyn. Aber ander Jhre Claider so nit Sayden, mügen sy mit drey Ellen Samat und nit darüber verprämen, deßgleichen samaten Wamms und Parret auch gulden Ring und harhauben und dann ain Ketten, die nit über ainhundert Reinisch Gulden werdt sey tragen.

Es soll auch den Edellewten gulden oder silberen Tuech zu verprämen, und dann Jnen und Jren Weybern Gulden Steff an Röckhen oder Paretten desgleichen das hochstuckwerkh und verschniern zugebrauchen genntzlich verpoten seyn.

Aber welliche Ritter seyn, die mügen samatne Röckh auch ain gulden Ketten, doch nit über zwayhundert Rheinisch Gulden wert tragen.

Es soll auch den Rittern und Adelspersonen alle rauche Waar und gefilwerch ausserhalb Zöbel und Hermel zu tragen unverpoten seyn.

So mügen der von Adl unnd Ritter Hausfrawn sich mit der Claidung Irer Männer gleichmäßig hallten, und von Gefüllwerkh auffs maist Märdern, kyrsen und Fuetter gebrauchen, doch sollen Sy Jnen über drey Seiden Eer röckh nit anmachen lassen, noch tragen und ob Sy dieselben verprämen wöllen, mögen deren

3 *

die Gruft zum letzten Mahle besucht, um ihr, schon wenige Tage darauf für immer anzugehören. Bereits den 5. konnte sie ihre Gemächer nicht mehr verlassen; den 29. verfiel sie dem ewigen Schlaf. Die feyerliche Bestattung in der Kapuziner-Gruft erfolgte den 3. December.

Hier ruht auch dieser erhabenen Fürstinn Großmutter Eleonore Theresie, und zwar gegen ihren eigentlichen Willen in einem stattlichen Sarcophag. Sie hatte gewünscht, in einfacher Nonnentracht in einer ganz ordinären Todtentruhe begraben zu werden, auf der eine hölzerne Ta-

---

von Adl Hausfrawn sollichs zum höchsten von Perl oder silbern und der Ritter Weiber mit golden Tuch allein oben herumb und nit über ain halb Viertl ainer Ellen brait thuen, aber Samet oder Seyden mögen Sy oben und unden doch umb ain Claid nit über drey Ellen und dann das Gefyllwerkh Irem Geuallen nach verprämen. Ob auch etlich wären, so mer Claider dann jetzo gemeldt hette, und dieselben für Ire Kinder und Töchtern behallten wollten, soll Jnen unbnommen sein.

Auch mügen Sy Parret und gulden Haubn tragen, doch das die mit allem Geprämbt und Geschmuckh nit über fünff und zwaintzig Reinisch Gulden wert sein.

Es mag auch ains Edlmanns oder Ritters Fraw an Ketten deßgleichen an Häffteln Halsbannt und anndern Clainatten ausserhalb der Ring auf zway hundert Reinisch Gulden Wert und nit darüber an Jr tragen.

Mer an Gulden Porten und Gürtel nit über sechs und dreißig Gulden Wert.

Wir orden und setzen auch, daß die Edlen Töchtern vor und ehe sy vermählet werden, nit über ain oder zwen seyden Röckh zum höchsten mit Samat verprämbt, deßgleichen an Ketten, Häffteln Halspannt und andern Clainatten auf hundert Reinisch Gulden wert und nit darüber antragen sollen.“

fel die Inschrift haben sollte: „Eleonore Magdalene Theresie, arme Sünderinn.“ Maria Theresia aber ließ sie dennoch in einem schönen Sarge beysetzen mit den characteristischen Worten, daß sie nur in diesem Einzigen ihr minder gehorsam gewesen. Ein erhabener Zug dieser großen Frau ist auch, daß sie in zärtlicher Würdigung der Verdienste ihrer Erzieherinn, der Gräfinn Caroline Fuchs, diese, 1754, in der Kaisergruft beysetzen ließ, wie sie denn auch dem Gemahl der Tochter derselben, Leopold Grafen von Daun, ein Grabmahl in der Loretto-Capelle der Augustiner widmete, wo bekanntlich die Herzen der kaiserlichen Familie aufbewahrt werden.

Die Leiche des am obgenannten Tage zu Innsbruck am Schlagfluß plötzlich verschiedenen Gemahls Theresiens war den 28. August in der Rossau ans Land gesetzt worden, an derselben Stelle, die ihn bey der großen Überschwemmung am 4. März 1744 als thätigen, sein eigenes Leben der Gefahr preisgebenden Helfer und Retter gesehn und bewundert. Auf einem kleinen Nachen fuhr er zwischen den überschwemmten Häusern der Rossau, des Thury und der Leopoldstadt einher, den bedrängten Bewohnern in die obern Stockwerke, selbst auf die Dächer auf Stangen persönlich Nahrungsmittel zu reichen. Man erinnert sich, daß die erhabene Herrscherinn, als die Nachricht von dem Tode des innig geliebten Gatten eintraf, und auch jetzt noch, da sein Leichnam gebracht ward, die Absicht hatte, die Regierung niederzulegen, und sich als Äbtissinn in ein Damenstift zurück zu ziehen.

Arge Feuersbrunst.

Im 13. Jahrhunderte war Wien schon eine ganz ansehnliche Stadt. Anno 1252 am Osterdinstage kam Feuer aus, eine fürchterliche Brunst, eine beyspiellose, ringsum Alles verzehrend. Wie viele Häuser nun, glaubt man, daß verschont geblieben? Wer es nicht ohnehin weiß, wird es schwerlich errathen. Sagen wir 100, sagen wir 50, sagen wir 2 Dutzend! Nein! Sagen wir 1 Dutzend: auch nicht. Nun so machen wir ½ Dutzend: ebenfalls nicht. Also 200, 300? Keineswegs. Was denn also? Dieses: Ein einziges Haus war stehen geblieben, wie gesagt: ein einziges. Das klingt nun freylich eben so gräßlich arg als originell comisch zugleich, wenn man will, und wenn man nicht will: auch gut. Daß wirklich nur ein Haus stehen geblieben, erzählt aber unser guter, ehrlicher, verdienstvoller Fuhrmann im 1. Bande, Seite 502, so auch Fischer, 1. Theil, pag. 100, und zwar in allem Ernste. Die ganze enorme Kriegsflotte ist zu Grunde gegangen, bis auf einen einzigen kleinen Nachen (Schinackel); all seine Hunderttausende hat er auf der Börse verloren bis auf einen Scheinkreuzer; das ganze Regiment ist zusammen gehauen worden, bis auf einen einzigen Mann, der ein kleiner Tambour u. s. w. Kleinigkeit von einem Begriff, von einer Vorstellung im Vergleich mit: Ganz Wien ist abgebrannt bis auf ein einziges Haus, was noch viel excentrischer als Byrons Phantasie: der letzte Mensch auf Erden. Ein Novellist aber könnte dieses einzige Haus sehr gut brauchen; aus diesem einzigen Hause (und es mußte ein recht kleines seyn) ließe sich eine einzige prächtige Romanstadt machen. Eine recht große. Nun kommt aber der Historiker hinten drein und sagt: Weißt

du was? Es war nur eine Verwechslung mit Freystadt, und wenn du es nicht glaubst, so schau in der Klosterneuburger-Chronik nach.

Carls VI. Erholungen.

Man wird es glauben, daß damahls der Juni schon im April gefallen, daß es noch einen Frühling gegeben, einen Lenzmonath, einen Wonnemond, daß noch regelmäßig und gut calendarisch alle vier Jahreszeiten existirt hatten; man wird das Alles glauben, denn der Hof ging damahls schon im April auf das Land. Beneidenswerthe Zeit, wo man noch nicht um eine ganze Saison ärmer war, wie wir es sind, und um welche Saison: gerade um die köstlichste, reizendste und wollüstigste!

Was ist denn das Jahr ohne Frühling? Ein Menschenleben ohne erste Jugend, ohne Jünglings- oder Mädchenzeit. Wickelkind und auf einmahl Mann oder Weib! Was soll das heißen? Alle Poesie ist dahin. Schöner, sauberer Frühlingsanfang, wie er im Kalender steht: den 21. März? Aber damahls, da sprach die Natur noch französisch.

Den 21. März bereitete man sich vor, und 8 Tage darauf zog man auf das Land; der ganze Hof und die ganze Stadt.

Es ist aber hier zuerst des Vergnügens der Jagd zu erwähnen.

Der Kaiser liebte es; aber nur bey wenigen Arten desselben spielte er selbst eine thätige Rolle. Auch trug er nie förmliche Jägerkleidung. Es war sein Grundsatz, es war Regel, nicht im Jagdcostüm aufzutreten, wenn man

nicht Jäger von Profession war. Jedermann, selbst die Minister, die Damen konnten in was immer für einer Tracht erscheinen, nur nicht in der waidmännischen. Die Kaiserinn allein war ausgenommen. Ihr Costüm war amazonisch, vollkommen bewaffnet. Die Kaiserinn, Elisabeth Christina, Prinzessinn von Braunschweig, war von schlankem Wuchs, eine auffallende bezaubernde Schönheit: genug, sie war die Mutter der großen Theresia. Man kann ermessen, wie mahlerisch ihr jene Tracht gelassen. Sie war eine beherzte, äußerst geschickte Jägerinn; so vortrefflich schoß sie, daß man ihr nur das Stück Wild zu nennen brauchte, um sicher zu seyn, daß sie es erlegen werde.

Bey den meisten Jagden konnte vom Publicum zugegen seyn, fast wer da wollte. Gegen 1730 zu war Graf Johann Julius Hardegg Obersthof- und Landjägermeister, und Obersthof-Falkenmeister Johann Albrecht von Saint-Julien, Graf von Waldsee.

Den Frühling brachte der Hof in Lachsenburg zu, den Sommer in der Favorita auf der Wieden, bekanntlich wo jetzt das Theresianum.

Die erste solenne Jagd des Jahres, meist schon im März, jedenfalls aber vor Ostern war — sey man nicht frappirt, aber es war Geschmack der Zeit, es war Mode, und die Sitten waren überhaupt noch etwas derb: also diese Jagd war ein Fuchsprellen. Es versteht sich, daß der Kaiser und seine Gemahlinn hierbei bloß Zuschauer abgaben. Sie ergetzten sich an der Unterhaltung, welche dieses barbarische Schauspiel den zahlreich herbeygeströmten Wienern gewährte.

Auch bey der Reiherbeize in Lachsenburg waren die beyden Majestäten keine handelnden Personen. Der Kaiser

unterhielt sich im Schirme, meist conversirend. Die Reiherbeize währte von 6 bis 10, nach Tisch von 3 bis 6 Uhr. Aber nicht bloß der edle Reiher wurde da „gebeizt“; auch Raben, Mandelkrähen, Geyern und Hasen ward diese grausame Ehre zu Theil. Schon eine Hetze das!!!

Hirsch- und Schweinjagden pflegten im Sommer zwey gehalten zu werden. Zuweilen in Gaden. Dabey aber war es Niemanden, auch den Ministern nicht gestattet, zu schießen; außer den beyden Majestäten schossen bloß Mitglieder der kaiserlichen Familie, und die Jagddienerschaft. Das erste große Jagen fand Tags vor Maria Magdalena Statt. Ward ein „geschlagener“ Hirsch gefällt, so erhielt das Jägerpersonal ein Geschenk von 1000 Gulden und ein Faß Wein, oder es bekam neue Kleidung. Die zweyte große Jagd ging im August oder September vor sich. Im Herbst erfolgte regelmäßig eine große Wildschweinjagd.

Auf kleinere Jagden ging der Kaiser zu unbestimmter Zeit, gewöhnlich nach Tische, und nicht in große Entfernung: in den Prater, nach Ebreichsdorf, Lanzendorf, Mödling, Stammersdorf, Schönau. Zuweilen speiste er auch zu Mittag im Walde.

Unter den anderweitigen Vergnügungen nahmen die Oper und das Schauspiel einen vorzüglichen Rang ein. Sie waren reich, kostbar, großartig, ja außerordentlich imposant. Während der Hof in der Favorita residirte, ward das Theater häufig im Freyen errichtet, zwischen hohen Bäumen, unter freyem Himmel. Den 22. August, als am Geburtstage der Kaiserinn wurde eine große Oper aufgeführt, eben so an des Kaisers Nahmenstage, den 4. November. Eine solche Oper pflegte nicht weniger als Sechzig Tausend Gulden zu kosten. Operdirector war der Prinz Pio.

Am Geburtstage des Kaisers, den 5. October, und am Nahmenstage der Kaiserinn, den 19. November, wurden große Serenaden, jene berühmten Concerte gegeben, von denen ganz Europa sprach. Diese Künstler wurden glänzend bezahlt; mehrere hatten einen Gehalt von 6000 fl. Die Kammermusik bestand fast aus lauter Italienern.

Während des Faschings wurden Opern und Comödien von Edelknaben gegeben; letztere auf dem kleinen Theater. Eigenthümlich waren die sogenannten Wirthschaften in dieser Periode. Es wurde nähmlich eine bedeutende Anzahl Cavaliere und Damen, von beyden Majestäten nahmentlich gewählt. Jedem Individuum wurde das Costum, meist irgend eine Nationaltracht vorgeschrieben. Der Kaiser und die Kaiserin spielten die Rolle des Wirthes und der Wirthinn im buchstäblichen Sinne, und bothen durch Zuvorkommenheit, Aneiferung und eigenes Beyspiel Alles auf, die Gäste zu unterhalten. Jeder Cavalier war verpflichtet, der Dame, die ihm zugewiesen worden, das Costüm auf seine Kosten anfertigen zu lassen. Welchen unermeßlichen Spielraum diese Wirthschaften der Eitelkeit, dem Ehrgeiz und dem Luxus gaben, begreift sich von selbst. Es ist bekannt, daß dem Czar Peter zu Ehren eine eben solche Wirthschaft gegeben worden war; man hat davon mehr als eine Schilderung.

Sehr beliebt war das Scheibenschießen. Der Hof und die Großen erlustigten sich damit in dem Garten der Favorita, vom Jacobstag an bis zu Ende des Sommers. Ein solches Schießen dauerte gewöhnlich mehrere Tage. Es waren durchaus Preisschießen. Die Preise bestanden aus verschiedenartigem Silbergeräthe, welches der Kaiser lieferte, der auch die Gäste zu wählen pflegte. Jene Schützen, wel-

chen die zwey größten Gewinnste zufielen, waren verpflichtet, das nächste Schießen sowohl mit diesen Preisen selbst als mit eigenen andern auszustatten.

Das Kartenspiel fand sehr wenig Anklang; Hazard zu spielen war förmlich untersagt. Seiner Gemahlinn zu Liebe spielte der Kaiser zuweilen Ombre, den Fisch aber nur zu einem Gulden. Das Billard liebte er, und war darauf Meister. Oft und gerne spielte auch die Kaiserinn mit ihm Billard.

Schlittenfahrten gab es damahls prachtvolle. Der Kaiser fuhr aber nie selbst mit; er begnügte sich mit dem Zusehen. Während solcher Schlittagen wurden die Straßen und Plätze mit Ketten gesperrt.

Eine Criminal-Geschichte.

Ich erinnere mich an eine kleine Criminalgeschichte, welche sich vor etwa 40 Jahren zugetragen, und wohl verdienen mag, bekannt zu werden.

Baron W***g in Wien war ein reicher Mann. Er wohnte im Baldtauf'schen Hause. Die schöne Jahreszeit brachte er mit seiner Familie auf dem Lande zu. In der Wohnung blieb Niemand zurück; sie wurde aber auf das Vorsichtigste verwahrt.

An Samstagen pflegte das Fräulein von Kugler, welches bey der liebenswürdigen Familie lebte, mit einer Magd nach der Stadt zu fahren, um die Wäsche und sonstige häusliche Angelegenheiten zu besorgen.

An einem solchen Tage, wie das Fräulein an die Hauptthüre der Wohnung kam und öffnen will, sieht sie die Vorlegeschlösser entfernt. Dieß befremdet sie zwar; allein sie

nimmt sogleich an, daß der Baron selbst, der schon zur früheren Bureaustunde herein gefahren, in der Wohnung zu thun gehabt, oder sich noch in derselben befinde. Indessen, aus einem dunklen Gefühl, bereut sie, die Magd schon am Hausthore weggeschickt zu haben, schließt jedoch ohne Weiteres die Thüre auf.

Sie beobachtet aber aus einem gewissen natürlichen Tact der Klugheit, so wenig Geräusch zu machen, als möglich, und schreitet leise und langsam durch die ersten zwey Zimmer, deren Jalousien, wie jene der andern Gemächer, geschlossen waren. Nun gelangt sie in den Salon, in welchem eine schmale Thür in das Arbeitszimmer des Barons führt. Das Fräulein bemerkte schon von ferne, daß diese Thür nur angelehnt sey, und nimmt sofort um so sicherer an, der Baron sey zugegen. Gleichwohl nähert sie sich nur ganz geräuschlos dieser kleinen Thür. Jetzt aber bleibt sie stehen; denn ein plötzliches Gefühl der Angst hat ihre Schritte gelähmt. Aber sie hat Energie; schnell faßt sie sich wieder; nur einen Schritt noch hat sie zu machen, um durch die Spalte der Thüre das Innere des Zimmers zu überblicken, und sie macht diesen einen Schritt. Himmel! Was erblickt sie?!

Das Zimmer ist von einem Wachsstock erleuchtet. Der große Schreibetisch, in welchem der Baron seine Gelder und Kostbarkeiten verwahrt hatte, ist geöffnet; die Schublädchen sind herausgezogen. Den Rücken der Thür zugekehrt, wühlt ein fremder Mann in hastiger Auswahl unter den Geldpapieren und steckt deren so wie Uhren, Ringe, Dosen, eiligst in seine verschiedenen Taschen. Augenscheinlich Einbruch, Raub.

Bey einem solchen plötzlichen Anblick nicht die Gegen-

wart des Geistes verlieren, sich wenigstens nicht durch einen mechanisch unwillkührlichen Schrey der Überraschung verrathen: das setzt unläugbar eine ungewöhnliche Selbstbeherrschung voraus. Das Fräulein bewies sie. Eine Secunde noch verweilte sie an dieser gefährlichen Stätte; (denn, nimmt der Räuber sie wahr, ist sie verloren), alsdann machte sie, auf alle Möglichkeiten gefaßt, den Weg zurück, und wieder in Sicherheit, entringt ein schwerer, langer Seufzer sich ihrer angstwogenden Brust.

Da sie Niemanden auf der Stiege gewahrte, so eilte sie zu dem Hauswärter, um Anstalt zu treffen, sich des Diebes zu bemächtigen. Darüber vergehen ein paar Minuten. Einige handfeste Leute machen sich nun auf. Man begibt sich in das verhängnißvolle Zimmer. Der Wachsstock brannte nicht mehr. Der Räuber war nicht mehr da.

Es versteht sich von selbst, daß nichts unterlassen wurde, den Thäter zu ermitteln. Aber keine Spur. Unter den vielen und mannigfachen Erhebungen war auch eine, aus welcher hervorging, daß der Raub gleich in dem Moment des Beginnens hätte vereitelt werden können. An das Baldtauf'sche Haus stößt jenes zum goldenen Becher, doch nicht unmittelbar; eine schmale mit einem Holzgitter geschlossene Passage trennt diese zwey Gebäude. Die Nachbarn desselben können sich aus den Fenstern die Hände reichen. Nun gewahrte die dem Baron gegenüberwohnende Parthey im goldenen Becher wohl den Lichtschimmer durch die Jalousien, stutzte vielleicht, achtete aber nicht darauf und somit wurde der Raub ungestört vollführt.

Nahmentlich war eine große Summe in Staatspapieren entwendet worden. Von den Nummern derselben hatte man sogleich auch alle Wechselstuben in Kenntniß ge-

setzt. Das Haus Brentano hatte einige derselben gekauft; an die Person des Verkäufers jedoch vermochte man sich nicht mehr zu erinnern. Man wußte nur noch, daß sie kein verdächtig aussehendes Individuum gewesen, da man von solchen Leuten nichts zu kaufen pflege.

Das Fräulein v. Kugler glaubte, Gründe zu haben, es nicht für unmöglich zu halten, daß wohl ein ehemaliger Hofmeister des freyherrlichen Hauses der Thäter sey. Lange ging sie mit sich zu Rathe, bevor sie diese Vermuthung äußerte. Sie erkundigte sich vorerst um die jetzigen Verhältnisse dieses Individuums. Sie erfuhr, daß dieser Mann wieder den Posten eines Hofmeisters bekleide, und zwar in einem sehr angesehenen Hause, das sehr zufrieden mit ihm sey. Das Fräulein vernahm aber zugleich, er habe, ohne daß man einen statthaften Beweggrund annehmen könne, der Familie seine Anstellung gekündet, und gedenke, zu verreisen.

Diese Nachricht konnte wohl geeignet seyn, den Verdacht des Fräuleins zu begründen. Sie sann nach, ob der Mann während seines Aufenthaltes in dem Hause des Barons nicht irgend eine Eigenthümlichkeit in seinem Benehmen, irgend eine Angewohnheit oder Manier geoffenbart; und siehe, es fiel ihr bey, daß er bey vielen, selbst bey unpassenden Anlässen sich des Sprichworts bedient habe: Vom Profit muß der Mensch leben.

Sogleich entdeckt sie nun ihren Argwohn dem Baron. Man begibt sich noch einmahl zu Brentano, und bittet, nachzusinnen, ob der Verkäufer jener Obligationen sich nicht durch irgend eine Äußerung in dem Gespräch während des Handels besonders bemerkbar gemacht habe? Der Commis, welcher diesen abgeschlossen, wird aufmerksam; er sucht sich

den ganzen Act zu vergegenwärtigen. Es fällt ihm ein, daß jener Mann mit der Berechnung der Papiere nicht zufrieden gewesen, daß er lange gefeilscht; daß er wohl ein sehr schwer zu befriedigender Geschäftsmann seyn möge; denn, setzte der Commis mit Nachdruck hinzu, gleichsam als erwache in ihm selbst die Bedeutsamkeit dieser Worte; denn, sagte er, der Verkäufer äußerte mehrere Mahle, wie Schlag auf Schlag: „Vom Profit muß der Mensch leben.“

Das Fräulein war bey dieser Auskunft zugegen. Sie triumphirte.

Unverzüglich wurde zu Maßregeln geschritten. Der Dieb hatte bereits einen Paß nach Gratz gelöst. Man eilt zu allen Landkutschern. In der Kohlengreinze langt man an, in dem Augenblick, als der Räuber im Begriffe steht, in den Wagen zu steigen. Er gestand auf der Stelle. Unaufgefordert sagte er auch aus, daß er das Fräulein unbedenklich würde ermordet haben.

In diesem gräßlichen Falle wäre ich nicht einige Jahre lang der glücklichste Gatte gewesen.

Merkwürdiges Ehepaar.

„Was ist alltäglicher und abenteuerlicher zugleich?“ Wenn Jemand diese Frage sollte aufwerfen wollen, so würden gar Viele Jemand darauf antworten können: Die Liebe, mit Allem was dazu gehört. Also schon an und für sich! Wie dann erst, wenn absonderliche Fata hinzu kommen, was allerdings häufig genug der Fall. Nun aber dürfte nicht leicht eine Vermählung romantischer, drastischer und rührender seyn, als die vor etwa 30 Jahren, be-

ren würdige Helden wahrscheinlich noch am Leben sind. Sie betrifft einen Grafen H. und eine Comtesse A.

Verlobt waren sie schon von Kindesbeinen an, in hohem Grade einander zärtlich zugethan, nach dem Wunsche und mit vollstem Einverständniß der Verwandten. Da bricht der leidige Krieg aus, und der Graf zog ins Feld. Mittlerweile erkrankt die Geliebte. Von den Pocken wird sie befallen; von den Pocken wird ihr engelgleiches Antlitz gänzlich zerstört. Zu der glühenden Sehnsucht nach der alsbaldigen Rückkehr ihres Theuren gesellt sich die entsetzliche Angst, ihn zu verlieren, denn sie selber wagt es nicht, sich anzublicken, stets umhüllt mit einem dichten Schleyer.

Der Krieg ist zu Ende; der Graf ist auf der Rückreise. Seine eigene Furcht, die Neigung der Angebetheten schon beim ersten Wiedersehen auf ewig einzubüßen, ist ihm noch qualvoller, als die Angst, welche im Busen der Geliebten tobt.

Der Graf kommt an. Die Gräfinn zagend und zitternd eilt ihm entgegen, zagend und zitternd er ihr selbst. Plötzlich bey seinem Anblick wird ihr ein gräßlicher, aber ein süßer, ein unvergänglicher Trost: erblindet ist ihr Verlobter, einem unglücklichen Streifschuß zur Folge. Er stürzt in ihre Arme, sie in die seinigen. Glücklich sind sie, und bleiben es. Die Vermählung ging alsogleich vor sich.

Die Muse der Tonkunst versüßte ihren Bund. Häufig sah man diese zärtlichen Gatten Opern und Concerte besuchen, die Gräfinn verschleyert, den geliebten Mann führend. Welch rührender Anblick!

Der Herzog von Schalmey.

(Silhouette.)

Ich suche Jemands Wohnung auf. Ich gerathe in ein prächtig meublirtes Vorzimmer. Niemand ist da. Ich trete in das zweyte Gemach, welches pauver, ja erbärmlich eingerichtet. Da sitzt ein hübscher, junger Mann in zerrissenem Schlafrock und liest. Ich entschuldige mich; er excusirt sich auch. Mein Jäger ist nicht da, sagte er, auf das erste Zimmer deutend, der könnte Ihnen Nachweisung geben.

Die Wohnung meines Freundes fand ich wohl; er war aber nicht zu Hause. Er speist, heißt es, da und da. Mittags gehe ich hin. Durch die ordinäre Gaststube schreitend, sehe ich mitten unter sogenanntem Pöbel einen kostbar gekleideten Livrée-Jäger. Im Extra-Zimmer finde ich den schönen, jungen Mann von diesem Morgen, in ärmlichem Anzug; ein Glas Wasser, ein paar Frankfurter Würste vor ihm. Er grüßt mich; er winkt hinaus; der kostbare Jäger tritt ein zu ihm, mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit. Mein Freund aber war nicht zugegen.

Den andern Tag bin ich wieder in dem Gasthaus. Der junge Mann verzehrt einen kleinen Rostbraten in der ordinären Stube; im Extra-Zimmer sitzt der Jäger im prätiösen Costum eines Dandy und speist einen Fasan, und verlangt 2 Forellen; eine Flasche Champagner steht bey seinem Couvert.

Endlich finde ich, den ich gesucht. Wir verabreden uns für den Abend zu einem Spaziergang aufs Land. Im Vorübergehen bey einem Garten, wo man Neuwein schänkt, gewahren wir den jungen Mann mitten unter den Prole-

tariern; wir bemerken, daß ihm einige dieser fidelen Leute abscheulich riechendes Schweinezeug biethen, und sehen, daß er es gierig verschlingt.

Im Hause selbst, in welches wir traten, sitzt der Jäger in seiner goldenen Livrée mit seiner Geliebten. Eine halbe Elfer vom Besten begehrt er, zieht eine große Zuckerdüte aus der Tasche, und legt sie dem fein gekleideten Frauenzimmer hin.

Es ist wieder der arme Herr v. Schalmey mit seinem reichen Jäger.

Herr v. Schalmey hatte in den Jünglingsjahren fleißig studirt, frugal gelebt, ein wenig Negoz getrieben, All und Jedes angewendet, um es mit der Zeit dahin zu bringen, 1200 Gulden Einkünfte zu erreichen. Er hatte calculirt, wie folgt: Mit 300 Gulden kann ich leben, wenn auch zur Noth, aber doch leben. Mehr als 900 Gulden wird ein herrschaftlich ausgestatteter Jäger nicht kosten; und einen herrschaftlich ausgestatteten Jäger muß und werde ich haben.

Das war Herrn v. Schalmey's höchstes Gut und Trachten.

Nach Verlauf von Jahren hatte Herr v. Schalmey sich die Revenue von 1200 Gulden erschwungen. Herr v. Schalmey hatte jetzt einen superben Jäger, so elegant, so reich decorirt, wie der eines Millionärs. Herr v. Schalmey war jetzt glücklich, vollkommen glücklich; denn andere Tendenzen und Wünsche hatte er nicht. Und er blieb es, fort und fort.

Sein Glück benützte, genoß er. Wir werden es sehen.

Eines Tages bin ich in dem Laden des unterrichtetsten, ehrenwerthesten, billigsten Samenhändlers von der Welt.

Ich plaudere mit diesem vieljährigen Freunde. Der pauvre junge Mann tritt ein: „Ich gedenke auf meinen Gütern Viehwirthschaft einzuführen,“ sagt er; „ich werde viel Klee brauchen. Vor der Hand zur Probe eine ganz kleine Dosis um ein paar Kreuzer; ich bitte.“ Der Samenhändler schmunzelt, bringt die Waare, nimmt das Geld. Herr v. Schalmey sagt: „Wissen Sie was, Bester, behalten Sie die Prise da, ich werde meinen Jäger darum schicken. Adieu, Adieu!“ Nicht lange, so kommt der pompöse Jäger, ist sehr höflich und nimmt die Waare an sich. „Gewiß ein Engländer,“ sagt Herr K**r; „o ich kenne diese Sonderlinge.“ Ich aber bewahre das Geheimniß.

Auf dem Wasserglacis spaziert ein kümmerlich gekleideter junger Mann umher, eifrig lesend in einem Buche. Plötzlich wendet er sich um, und winkt einen mit Goldtressen überladenen Livrée-Jäger heran, der ein großes, dickes Buch in Folio unter dem Arm trägt. Der Jäger spielt die Rolle eines Pultes; er hält das Buch hin. Der Herr schlägt es auf, blättert und sucht ein Wort. Unwillig sagt er, aber so laut, daß alle Leute es hören: „Ich versichere dich, Moritz, diese verdammte spanische Sprache ist schwieriger, als ich es geglaubt. Auch das Lexicon gibt nicht hinlängliche Auskunft. Recht fatal das.“ Der Jäger, aber voll Devotion, erlaubt sich, die Achseln zu zucken, und zu sagen: „Ich bedaure sehr, gnädigster Herr.“ Das Buch, o ich erkannte es schon von ferne, war kein spanisches Lexicon, sondern ein einzelner Band von Chauvins juridischem Wörterbuch latein.

Einige Zeit darauf gehe ich mit meinem Freunde wieder aufs Land. Neulich, erzählt er mir, speiste ich bey Dommayer. Neben mir saß Herr v. Schalmey. Er nahm

nur Suppe, und ein Glas Wasser. Er sah aus, wie krank. Sein Jäger servirte ihm die Suppe, das Wasser. Du kannst meine Zeche berichtigen, Moritz, sprach er. Dann stand er auf und ging.

Ich lache. Nicht genug, fuhr mein Freund fort. Ich wohne jetzt auf dem Wildpretmarkt. Fast täglich ist Herr v. Schalmey dort, spazirt auf und ab vor den Läden, mustert die verschiedenen Gattungen Wild, spricht darüber mit dem brillanten Jäger, als Kenner, als Besitzer vieler Wildbahnen. Er schwätzt, aber nur in Bruchstücken, doch sehr leutselig mit den Händlern. Er ist die Vornehmheit selbst.

Ich lachte nicht mehr. Ich rief aus: „Der Mann ist wahrhaft glücklich; fast beneide ich ihn.“ Forschend und ironisch sah der Freund mich an. Ach, da lachte ich aufs Neue.

Welch schöner, luxuriöser neuer Omnibus! Aber nichts gegen den glänzenden Jäger, der hinten aufsteht neben dem Wagendienerchen. Anfangs der Favoritenstraße hält der Wagen an. Herr von Schalmey steigt aus, bezahlt die Hälfte der Taxe; sein Jäger in bescheidener Entfernung ihm nach.

Eines schönen Nachmittags befindet sich der Wildpretmarkt in der Jägerzeile. Herr v. Schalmey lorgnirt die wunderschönen Wägen Stück für Stück, wie sie so vor den Sattler-Ateliers zur Schau stehen. Herablassend spricht er mit dem Meister. Mit Recht, sagt er gnädig, sind die Wiener-Kutschen berühmt; die schönsten, die geschmackvollsten von der Welt; dabey die Preise recht billig, ja zu gering. Die Sattler rücken aus mit diesen zu geringen Preisen; der Lord thut, als wolle er die ganze Jägerzeile kaufen; aber für heute: nicht einen einzigen

Wagen kauft er. O gewiß ist der Herr heute nicht bey Laune. Der im Sonnenlicht funkelnde Jäger stets ein paar Schritte rückwärts. Der Lord grüßt kalt, und schlendert langsam fort. Allerhand Leute waren stehen geblieben. Die Sattler sehen dem Cavalier nach. Es ist ein reicher Pair, sagt der Eine; nein, es ist der Baron Schalmey; warum nicht gar, corrigirt ein Sattlermeister; es ist der Graf Schalmey, der Fürst Schalmey will ich sagen, unermeßlich reich; bereits 10 Wagen hat er von mir gekauft. Er schickt sie alle nach Constantinopel; dort hat er eine Schöne.

Einige Dämchen schleichen seufzend sich fort: Ach, unermeßlich reich; 10 Wagen, und ein paar 100 Meilen von dem Anbether entfernt! Ach! Vielleicht auch überbringt der deliciöse Jäger selbst die Wagen. Ach! ach!

Im Prater betrachtet der Herzog v. Schalmey sehr critisch die Equipagen, dann in der andern Allee noch viel critischer die Reitpferde. Gefolgt ist er von seinem unzertrennlichen Jäger. Dieser macht noch größeres Aufsehen, als der Herzog selbst. Die Noblesse fixirt den Menschen. Man findet, sein Gesicht und seine Gestalt seyen noch interessanter, als seine Livrée.

Den Rückweg nehme ich über die Bastey. Der Himmel weiß, wie der Herzog schon früher dahin gelangt war. Ja, ich erinnere mich, ich hatte im Prater eine Tasse Caffeh genommen, und Seine Gnaden gewiß nicht. Hier auf dem Wall lustwandelt er langsam. Zwey Schritte hinter ihm der Jäger. Der Gebiether zieht aus der welken Brieftasche eine halbe Cigarre. Der Jäger springt herbey und zündet sie an. Alle Augenblicke aber löscht sie aus; alle Augenblicke also springt der Jäger herbey, und zündet sie an. Sonderbar! Ist die Cigarre so schlecht, oder raucht

der Herzog so nachläßig, oder ist jene nur so obenhin angebrannt? Wer kann das entscheiden?

Auf Regen folgt Sonnenschein, weil auf Sonnenschein Regen folgt. Während einer langen Periode des Letzteren war nebst der Sonne auch der Herzog v. Schalmey so gut als unsichtbar. Eines Nachmittags aber in einem dunkeln Winkel bey Daum kauert eine miserabel gekleidete Gestalt und liest im Galignani. Es ist der Herzog, ein Stümpfchen Cigarre im Munde aber unangezündet, vermuthlich der Rest von der Bastey. Weder ein Glas Punsch, noch ein Glas Zuckerwasser stand bey ihm; er war nur Vonlontär. Wir befinden uns im allerletzten Zimmer; da drängt sich, vom Kohlmarkt herein in Hast, mitten durch 100, 200 Gäste ein athletischer, goldstrahlender Jäger, einen großen, dicken Brief in der Hand. Der Jäger sucht Jemanden; es ist gewiß. Der Jäger findet aber auch Jemanden; das ist ebenfalls gewiß. Ehrerbiethig mit tiefem verharrenden Bückling überreicht er die Depesche dem Herzog mit den lauten Worten: „Ein Courier aus London.“ Dann zieht er sich 3 Schritte zurück. Langsam öffnet der Herzog ein großes, großes Siegel; eine Lage sehr dünnes, gleichgroßes Papier wird sichtbar; unstreitig Banknoten, Hundertpfünder, Tausendpfünder, versteht sich. Der Herzog wirft 2 bis 3 flüchtige Blicke auf den langen Bericht, knüllt die ganze Depesche nebst Inhalt zusammen, wirft sie dem Jäger in den Hut, und spricht sehr vernehmlich: Da, nimm das Ding mit nach Hause; laß wieder ausspannen; ich fahre heute nicht aus.

Leider, schon ziemlich lange habe ich Herrn v. Schalmey nicht gesehen, auch nichts von ihm gehört. Was ist das? Durchzieht er vielleicht die Provinzen, die fremden

Lande, oder das gute flache Land, sich huldigen zu lassen mit seinem kostbaren Jäger? Ist er also etwa mit all den schönen Kutschen der Jägerzeile auf Reisen? Was weiß ich?

Sehe man nun, wie glücklich man seyn kann, mit einer Revenue von 1200 Gulden!

Herzog v. Schalmey, geruhen Sie fortzufahren, glücklich zu seyn!

Wir Andern aber, wie beklagenswerth sind wir ohne einen solchen Parade-Jäger! Falsch gesagt! Zu beklagen sind wir nur, weil wir gewiß Jeder solch einen Jäger haben, Steckenpferd genannt. Nur die Frugalität, die Gemessenheit, die Consequenz, mit Einem Wort, die gewisse kleine Weisheit des Herzogs v. Schalmey werden wir in Uns selbst vermissen. Denn sonst wären wir lauter Herzoge und das würde ein großer Fehler seyn.

Scharfrichterey.

Eine der mancherley alten Wiener-Sagen, die man mir in meiner Kindheit erzählt hat, betrifft einen avanturiösen Scharfrichter. Ich erinnere mich nicht, sie seitdem gehört oder gelesen zu haben. Es verhalte sich nun mit dieser Mähr, wie immer: ich erzähle sie so, wie sie mir noch beyfällt. Der Scharfrichter-Ordinarius war darauf gegangen; man brauchte aber so eben wieder einen, da ein Delinquent vorhanden, der durch das Schwert abgethan werden sollte. Es wurde also ein Concurs nicht ausgeschrieben, sondern ausgerufen, oder ausgetrommelt. Es meldeten sich 3 Competenten und fanden sich ein. Der Eine, dem es sehr um das Amt zu thun, pries seine Kunst über die Maßen, wies auch gute Zeugnisse vor, versprach auch

überhaupt viel durch seine hohe, robuste Gestalt, ungemeine Stärke und Gewandtheit. Aber jeder der andern Beyden hatte Patronanz, und Jener war in dem Fall, befürchten zu müssen, daß er durchfalle. Da trat er auf und versicherte, seine Kunst sey dergestalt außerordentlich, daß, wenn man rings um den Hals des Delinquenten einen Strich mit Kreide machen wolle, er den Hieb mitten durch diesen Strich führen werde. Dieser vermessene Vorschlag ward angenommen, unter der Bedingung, daß im Fall des Mißlingens der Scharfrichter die rechte Hand verlieren solle. Der Tag der Execution erschien. Der Übelthäter kniete; die beyden Nebenbuhler des Scharfrichters standen ihm rechts zur Seite, insgeheim frohlockend, eines so kecken Mitbewerbers alsbald ledig zu werden. Dieser aber ordnete ohne viele Vorbereitung seine Stellung. Er hebt das Richtschwert, zielt nicht gar lange, haut den Hals durch; in demselben Augenblick aber dreht er sich auf der linken Ferse ringsum und schlägt mit ein und demselben Hieb den beyden Concurrenten gleichzeitig die Köpfe ab. Erstaunen, Entsetzen und Furcht erfüllte die Gerichtspersonen, wie sämmtliche Zuschauer. Jede Zunge war gelähmt, nur die des Scharfrichters nicht. Der rief mit donnernder Stimme: Nun werdet Ihr wohl glauben, daß mir allein das Amt gebührt? Das bluttropfende Richtschwert aber hielt er bey diesen Worten wie drohend hoch empor, und schaute den Bürgermeister scharf und trotzig an. Selbiger, blaß vor Angst, warf fragende Blicke auf seine Amtsgenossen, und als diese stumm genickt, sagte er mit bebender Stimme zu dem Bluthelden: Es sey denn, Ihr sollt das Amt haben, wenn es mit dem Hieb durch den Kreidestrich

in der Ordnung ist. Ein Stöckelknecht untersuchte den Hals des Geköpften, und siehe, der Hieb war genau mitten durch die Kreidenlinie. Der Mann aber erhielt das Amt.

Seltsamer Grundbesitz.

Der Prinz de Ligne war auch Oberherr oder Herzog oder König des Felsengebiethes auf Tauris, wo einst der Tempel Iphigeniens gestanden. Der Prinz de Ligne war dieß in der That; ob dieser Grundbesitz in seinem Titel vorkam, weiß ich nicht. Er gelangte zu diesem allerdings sehr merkwürdigen Landstrich durch ein Geschenk Catharinens von Rußland. Auf ihrem an künstlichen Wundern so reichen Zuge durch Taurien war er in ihrem Gefolge. Als man bey dem Vorgebirge von Parthenizza anlangte, streckte die Kaiserinn die Hand aus, wies auf jenen Felsen hin und sprach: „Prinz, ich verleihe Ihnen jenes Gebieth.“ De Ligne von diesen Worten begeistert, erhebt sich, stürzt sich in voller Galla-Uniform, aus der Yacht in's Meer, und schwimmt an das Ufer des Vorgebirges; da stellt er sich in Positur, zieht den Degen, und ruft salutirend: „Wohlan Eure Majestät, ich nehme davon Besitz.“

Frau von Chezy.

Ich sollte ein Taschenbuch heraus geben: Philomele. Frau v. Chezy versprach mir Beyträge. Ich nahm mir vor, es ihr zu dediciren. In dieser Absicht ging ich hin.

Ich hatte Frau von Chezy stets für die deutsche Staël gehalten. Ich weiß nicht, weßhalb ich glaube, daß dieses auffallen dürfte? Aber wodurch hat denn Frau von Staël

diesen strahlenden Nahmen? Sie hat glänzenden Geist; sie hat das, was man Genie nennt, lebhafte Einbildungskraft, Leichtigkeit, Witz; Eigenschaften, die auch Frau v. Chezy besitzt. Es ist wahr, die Französinn hat wissenschaftliche Bildung, Freyheit der Gesinnung, eine gewisse Philosophie; sie bewegt sich auf dem Felde der Geschichte und Politik; allein der Deutschen gebricht es an Ersteren nicht im Mindesten, ja sie hat noch Sprachenkenntniß voraus; dann ist sie eine poetische Natur, und in Ansichten und Grundsätzen so liberal wie die Französinn. Was den Styl betrifft, so ist jener der Frau von Chezy eben so frey, natürlich und einnehmend, wo nicht noch mehr, als jener der Frau von Staël. Ein gewisser Cynismus ist Beyden eigen, in Empfindungen, Ideen und Ausdruck, wie im Leben selbst. Sogar in der äußeren Persönlichkeit sind sie einander nicht unähnlich. Kurz, in meinen Augen, wie gesagt, ich glaube, wenn man ein characteristisches Bild der Frau von Chezy entwürfe, ohne ihren Nahmen dabey zu nennen; wenn man dann am Schlusse sagte: das ist das Bild der Frau von Chezy, so würde Niemand überrascht seyn, man würde beystimmen, so sehr hängen wir von der Form ab!

Helmina von Chezy wohnte auf der Wasserkunstbastey. Ich lud den in seiner Art so merkwürdigen Dichter Mayrhofer, meinen unmittelbaren Logisnachbar ein, mit hin zu kommen. Mayrhofer, etwas menschenscheu, schien sich zu bedenken; allein da es sich darum handelte, eine Poetinn, deren Genius auch er so warm verehrte, näher kennen zu lernen, so entschied er sich dafür.

Wir fanden schon Besuch da. Halirsch war zugegen. Er declamirte der Dame ein Gedicht vor, ihr Urtheil zu vernehmen. Sie, in fast argem Negligee, die Arme in die

Hüften gestemmt, schritt im Zimmer auf und ab. Von Zeit zu Zeit langte sie nach einer Serviette, und trocknete sich den Schweiß; dann setzte sie sich auf einen Schemel. Ihre kleine, dicke, plumpe Gestalt nahm sich da gar seltsam aus.

Das Product hatte ihren Beyfall nicht. Der Stoff war aus der französischen Geschichte. Sie fragte, ob er ihn nicht dem Froissart entnommen. Halirsch ward ein wenig betroffen; er bejahte es. Dann zeigen Sie, sagte Frau von Chezy, daß Sie der altfranzösischen Sprache nicht kundig sind. Ich bin es, setzte sie hinzu; den Froissart, den Rabelais, den Montaigne lese ich Ihnen neu vor, ohne Fehler. Doch, sagte sie sehr freundlich, wie eine Mutter, zu dem etwa 20jährigen Dichter, ein Paar kleine Correctionen werden leicht Alles gut machen. Lassen Sie mir die Ballade da bis Morgen. Halirsch verstand sich mit Dank dazu, und nahm Abschied, da er diesen Vormittag noch die Recension eines Stückes im Burgtheater zu schreiben hatte, für die Theaterzeitung, deren Referent er war.

Mayrhofer sprach sich recht gut mit Helminen. Sie schätzte ihn sehr. Sein Gedicht: „In der Schmiede“ konnte sie auswendig, sie überraschte ihn, indem sie es recitirte. Sehr zart gab sie ihm zu verstehen, daß er sich wohl ein wenig zu sehr Goethen vorschweben lasse, nahmentlich in Ansehung der Nachlässigkeit der Form. Man erkannte deutlich, daß es ihr Freude mache, Mayrhofer persönlich kennen zu lernen; Er, seiner Seits nicht minder; er wurde fast warm. Sie nöthigte ihn zum Thee, und sie schwatzten von Censursachen, während ich mit Drärler-Manfred plauderte, der indeß gekommen.

Dieser kündigte an, daß er einen Ausflug nach Norddeutschland beabsichtige. Recht nette Sachen hatte er eben

fertig, er theilte mir einige mit für den Almanach. Das Gespräch kam auf Euryanthe. Helmine bemerkte ganz offenherzig, daß sie für das Dramatische durchaus weder Beruf noch Neigung habe; sie wolle bloß der Bitte des Compositeurs nachkommen, den sie so sehr ehre. Dräxler explicirte sich bey diesem Anlaß als einsichtsvoller, geistreicher Bühnenkenner und Kunstrichter. Es blickte durch, daß er wenig Hoffnung für wünschenswerthen Erfolg hege. Helmine verdroß das durchaus nicht.

Nun kam auch Berling, der prudente Theaterreferent, der für ungleich weniger galt, als er werth war. Er hatte Tact, reellen Character, große Gewandtheit, er war durchaus unbestechlich trotz seiner äußerst mittelmäßigen Umstände. Er war im Begriff, seine zerstreuten Schriften zu sammeln. Er wendete sich an mich, ihm einen Verleger zu verschaffen. Sie sind so gut als vergessen; denn Erzählungen zu schreiben, war seine Sache nicht. Aber seine dramaturgischen Berichte, nahmentlich im Conversationsblatt lesen sich gut.

Ich erhielt von Frau v. Chezy außer der Erlaubniß zur Widmung unter Andern das Gedicht: „Nachtigallen-Heimath“ das der wackere Gyrowetz, dieser noch kräftige so achtens- wie liebenswürdige Veteran in Musik setzte. Helmine war uneigennützig und lehnte ein Honorar ab. Dafür trug ich ihr meine Dienste bey der Sammlung ihrer Novellen an, die sie im Begriff war, unter dem Titel: „Stundenblumen“ heraus zu geben.

Man sollte sehr weit entfernt seyn, Frau von Chezy schlechtweg für eine lediglich Belletristinn zu nehmen. Es geschieht dieß ungerechter, leichtsinniger Weise wohl nur zu

häufig, um so auffallender, da sie doch mehreres Wissenschaftliche geschrieben.

Einen Vorzug noch hat sie vor der Staël. Sie schrieb stets leicht, gewandt und sicher, direct für den Druck, ohne zu corrigiren, oder wohl gar umzuschreiben, woran sich Jedermann gewöhnen sollte. Viele längere Aufsätze habe ich von ihr gesehen, in denen aber auch durchaus nicht das Mindeste geändert war. Betrachte man hingegen die Manuscripte der Staël! Welche Menge von Correctionen, welcher Mangel an Orthographie und besonders welche schülerhafte Interpunctirung! Bey meinem Autographe-Geschäft sind mir viele Handschriften der Frau von Staël vorgekommen; aber nicht das einfachste Billetchen, ohne diese grelle Gebrechen. Frau v. Chezy erschien überall als eine der gewiß sehr wenigen Schriftstellerinnen, die keines männlichen Redacteurs oder Retoucheurs bedürfen.

Ein Nestor.

1808 war der Älteste des Invaliden-Pallastes ein Mann, der den großen Eugen († 1736) noch gesehen hatte. Er hieß Ignaz Bachmann, war 108 Jahre alt, und hatte 70 Jahre gedient. Als den 15. Februar 1808 in diesem Invaliden-Hause der Geburtstag des Kaisers Franz gefeyert wurde, wobey der Monarch selbst zugegen war, überreichte dieser Nestor dem Helden des Festes ein Gedicht. Geführt wurde er von zwey Offizieren. Franz war gerührt von diesem Anblick, reichte dem Greis die Hand zum Kusse, sagte ihm viel Erhebendes, und ließ sich über die Würde des Soldatenstandes mit so ergreifenden Worten aus, daß allgemeine Begeisterung entstand, und sich in einem rauschen-

den Jubel kund gab. Der alte Mann weinte vor Freude, die seinem Leben selbst fast gefährlich wurde. Die erhabene Feyerlichkeit war reich und merkwürdig decorirt, besonders mit Büsten und Rüstungen ausgezeichneter Heerführer, mit Trophäen aller Art. Unter Andern sah und bewunderte man die Rüstungen Rudolphs von Habsburg und Carls V.

Merkwürdiger Brief.

Zuschrift des Herzogs von Orleans, jetzigen Königs der Franzosen, in England, an den k. k. Hofrath von Gentz in London.

Nicht eben auf Anlaß der unlängst Statt gefundenen Anwesenheit Ludwig Philipps in England allein ist es von Interesse, nachstehenden Brief, den er vor mehr als vierzig Jahren in jenem Lande geschrieben, zu veröffentlichen. Es ist noch ein besonderer, ein vaterländischer Beweggrund dazu vorhanden, da der Inhalt eine ehrende Würdigung ist, gezollt einem gesinnungsvollen deutschen Schriftsteller und gewandten Bekämpfer revolutionärer Ideen, der eben erst dem österreichischen Staatsdienste war einverleibt worden. Das betreffende Sendschreiben nähmlich ist zugleich ein augenscheinliches Zeugniß der hohen Achtung, welche der Herzog, dieser gediegene Fürstengeist, dem Herrn v. Gentz geweiht hatte, als einem Manne ausgezeichneter Eigenschaften und Verdienste. Gentz hatte 1802 England besucht, nachdem ihm, wenige Monate zuvor, die Stelle eines k. k. Hofraths zu Theil geworden war. In London kaum angelangt, wurden ihm die folgenden Zeilen des Herzogs behändigt:

„Donington, le 4 Nov. 1802. Leicester Shire.

J' apprends, Monsieur, que vous venés, d'arriver à Londres, et je m'empresse de vous adresser une lettre de mon ami le Comte de Froberg que j'ai reçu, il y a quelque tems. J'en profite avec plaisir pour vous témoigner, combien je serais aise de faire votre connaissance. Il y a longtems que vos ouvrages m'en ont donné le desir, et tout ce que me mande le C. de F. l'a encore fortifié. Je regrette de ne pas me trouver à Londres dans ce moment ci, car je sais que vous ne devès pas y rester longtems, et j'attache beaucoup de prix à mettre à profit le court séjour que vous comptés faire dans ce pays ci. Je compte ètre de retour à Londres et dans le voisinage dans huit ou dix jours au plutard, et je me flatte qu'alors vous voudrés bien me dedommager de ce que je perds maintenant. Je saisis avec empressement, Monsieur, cette occasion, de vous assurer de ma parfaite consideration.

L. P. D'Orleans."

Die literarischen Leistungen des Herrn von Gentz, auf welche der Herzog hindeutet, sind außer einigen philosophischen und historischen Aufsätzen in Zeitschriften diese: Von dem politischen Zustande Europas ꝛc. 1801; Betrachtungen über den Ursprung des Krieges gegen die französische Revolution, 1801; vielleicht auch das: Schreiben an Friedrich Wilhelm III. (1797); nicht minder wohl die Anmerkungen, mit denen Gentz seine Übersetzung nachbenannter Schriften versehen hatte: Burkes Betrachtungen ꝛc. (1793—94); Mallet du Pan über die Revolution (1794); Ivernois Finanz-Administration (1797), und Monniers Ursachen, warum Frankreich nicht zur Freyheit ꝛc. (1799.)

Obiger Abdruck jenes merkwürdigen Briefes erfolgt nach einer genauen Copie des ganz von der Hand des Herzogs geschriebenen Originals. Diese schöne Urkunde war vor einigen Jahren mein Eigenthum; ich reihte sie meiner zweyten Autographe-Versteigerung, vom 28. Jänner 1839 ein. Der Character der Hand ist Ruhe, Festigkeit und Klarheit; die Buchstaben sind groß; die Züge leicht, sicher und geschmackvoll; die Schrift ist so deutlich, wie Gedrucktes. —

Bey dieser Veranlassung kann ich nicht wohl umhin, zu bedauern, daß der grelle Mangel an Theilnahme mich hat bewegen müssen, von meinem so liebevoll gepflegten Autographe-Geschäft abzustehen, nachdem ich in 6 Auctionen über 1700 Stücke, worunter mehrere Kleinodien, ausgebothen hatte. Noch weniger aber darf ich ermangeln, dem hochverehrenswerthen Herrn von Radowitz den lebhaftesten Dank für die schmeichelhafte Weise zu zollen, mit der es ihm gefallen hat, dieses meines Wirkens in der deutschen Vierteljahrsschrift zu gedenken.

Kanne's Caffehhaus

pflegten einige Freunde dieses ingeniösen Tonsetzers und Schriftstellers das Gasthaus zum Pfau in der Kärnthnerstraße zu nennen. Nicht aber das Extrazimmer, sondern die ordinäre Gaststube, die wohl überhaupt das eigentliche Extrazimmer ist für Leute wie Kanne, der lieber mit Menschen als mit Leuten umging, der sich zehn Tausend Mahl besser mit dem sogenannten Volke unterhielt, als mit den andersgenannten Distinguirten. Jene Gaststube war damahls wirklich ein Extrazimmer in ihrer Art: die Lichtscheeren waren noch mit Ketten assecurirt. Sonst war Alles

in Negligee; es versteht sich, daß man Tabak rauchen konnte, was sich in dem Extra nicht verstand, und wovon es sich verstand, daß Kanne es den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch that, nur nicht in vielen und langen Zwischenräumen, wo er das Weinglas am Munde, und in sehr kurzen, wo er schlief. In dieser, jetzt ganz veränderten Stube brachte er häufig die Abende, die Theater-Abende zu. In diese Stube kamen von dem daran stoßenden Kärnthnerthortheater die Tänzer herüber gehüpft, die Sänger und anderweitige Virtuosen; stießen sich aber nicht daran, wie es hier aussah und zuging, sondern machten dem etwas unzugänglichen und barschen Mann, der die musicalische Zeitung schrieb, ihre kleinen Servus, plauderten ein wenig, und schlüpften wieder davon in den Kunsttempel hinüber. Kanne selbst natürlich, wenn es zu recensiren gab, ließ auf einige Minuten die Pfeife ruhen, und das Halbeglas (den Stutzen), mehrere Mahle während der Oper; zurückgekehrt dann geschwind einige Zeilen oder Seiten, je nachdem, niederzuschreiben mit Bleystift. Zu diesem Zweck, und überhaupt, um dort oder da, auf Spaziergängen, oder in den verschiedenen Gattungen Un-Extrazimmern zu schriftstellern, trug er stets einige Bogen Papier in Quart geheftet bey sich, wobey noch zu bemerken, daß er nur die eine, die linke Seite beschrieb, die andere zu etwaigen Änderungen oder Zusätzen leer lassend. In diesem Caffehhause (besser hätte man freylich gesagt: Zur Kanne) auf den langen Bänken, an den schmierigen Tischen, bey dem düstern Talglich, mitten unter dem Gebraus und Lärm der Proletarier, der heimkehrenden Wäscherleute, die ihre Schubkarren mit den vierfüßigen Custoden dicht vor der Thüre stehen hatten, ging es recht cordial her. Gelacht

ward aus reiner voller Herzenslust zum Zerplatzen, wovon man heut zu Tage fast gar nichts mehr weiß, und was man jetzt in den Extrazimmern schon gar sehr unextra finden würde. Den jovialen, derben aber biederben, damahls noch recht umgänglichen Kanne zu sehen, zu genießen, kamen viele Freunde hin: Weber, Eyb, Biedenfeld, Wähner, Umlauf 2c. 2c., ihn, nach dem Theater, vom „Comödiengassel“ weg, zuweilen zu begleiten, exclusive bis zu einem seiner fernen Frequenzorte: zum goldenen Ochsen, zur Weintraube 2c. in der Leopoldstadt. Unvergeßliche Abende einer harmlosen Zeit! „Ja, ja!“ wirst Du ausrufen, lieber Biedenfeld, in Deinem Weimar, wenn Dir diese Zeilen zu Gesicht kommen! Und das muß man Dir nachsagen, daß Du seitdem viel fleißiger bist, als in Wien. Vermuthlich haben sie dort keine solchen Kanneschen Caffehhäuser. — Über Freund Kanne ließe sich noch Manches anmerken, was ich in einer andern Notiz über ihn noch nicht gethan. Z. B. War die Rede von Büchern, so knirschte er. Er liebte Bücher; er hatte aber keine Bücher. Seine ganze Bibliothek bestand aus dem zweyten Theil von Jean Pauls Ästhetik, aus dem citirte er häufig. Er besucht einen Freund, erblickt eine kleine Stellage mit Büchern: „Der ist glücklich,“ ruft er aus, „der hat Bücher.“ Eines Morgens aber kommt er nach Hause; er war selbst glücklich. Ein kleines Repositorium mit Büchern findet er, ihm anonym gespendet von jenem Freund. Dieser kommt einmahl selbst hin: keine Spur mehr von der Spende; nichts als der zweyte Theil von Jean Paul. Ja, mein Gott, freylich! . . . .

Pompöse Thierhetze.

Im zweyten Theile unserer kleinen Wiener-Denkwürdigkeiten haben wir eine skizzirte Schilderung einer Hetze geliefert, welcher wir die Ehre gehabt, beyzuwohnen. Dann ließen wir die Publication des Hetz-Amphi-Theaters vom 6. May 1796 folgen, genau nach dem Hetzzettel selbst copirt. Nun stieß uns aber eine neuere Hetz-Proclamation auf, und zwar an einem Orte, wo wir sie wahrlich nicht geahnt hätten. „Annalen der leidenden Menschheit“ ist der Titel des Buches, in welchem jenes Document aus den Annalen der leidenden Thierheit vorkommt. Jene Jahrbücher, herausgegeben von A. Hennings, erschienen zu Altona in 10 Heften, 1795—1801. Der in Rede stehende Hetzzettel ist im 3. Hefte, Seite 336 und folgend, und zwar unter der Aufschrift: Ad perpetuum rei memoriam enthalten. Nach einem etwas schnöden Eingang theilt der Herausgeber die allerdings sehr characteristische Urkunde wörtlich mit. Dem Styl und der darin herrschenden jocösen Laune nach dürfte der Verfasser derselben eher Perimt als Rautenstrauch seyn. Diese Jocosität, so wie die naiven Wendungen und Ausdrücke, überhaupt aber das Eigenthümliche der Orthographie, gewähren einer Seits Spaß genug. Dieser Hetzzettel ist vom 10. July 1796, das heißt, er kündigt die an diesem Tage als an einen Sonntag abzuhaltende Hetze an, also ungefähr 7 Wochen vor dem verhängnißvollen 1. September, an welchem Tage, Abends 8 Uhr, das Gebäude ein Raub der Flammen ward, und es zugleich mit dem ganzen Hetzwesen ein Ende nahm. Hier also die betreffende Ankündigung:

„Im K. K. privil. Hezamphitheater unter den Weißgär-

dern wird Sonntag den 10. July 1796 die K. K. Thier-Hezpachtung unter wohl besetzter türkischer Musik besonders gut gewählte und heroische Kämpfe aus ihrem großen zahlreichen Thierreiche abhalten lassen, worunter zwey sehr starke und hartnäckige Bärenkämpfe, der große Sprung des edlen Hirschen durch ein Feuerfaß, das allbeliebte künstliche Ochserlegen durch den Hezmeister Mathias Stadelmann, in beiderseitigen vollen Feuer und Donnergerassel, dann der stattliche grimmige Löwenraub mit dem wüthensten aller Löwen und einen starken Steinhengsten, endlich der Vollstierkampf, und der Schweinskampf in Feuer, wo die mächtige Wildschwein und beyde Schweinshunde ganz in Feuer eingehüllt sind, heute die vorzüglichsten Stücke ausmachen sollen.

Eine Stunde vor Anfang der Kämpfe rücken alle vier jungen Bären zugleich an, sie werden wetteifern einer dem andern an lustigen Schnacken, Scherzen und Possenspiel es zuvorzuthun. Sodann rückt an:

Erstens: Der große weiße Wolf der sogenannte Jagel, er wird sich ein wenig mit dem Hezmeister die Zeit zu vertreiben suchen, sodann seine Rache, da er dem Hezmeister auf keine Art zukommen kann, an ein paar guten Wolfshunden ausüben, dann wird aber ein Solo-Hund sich an ihm abkühlen, und die Scharte an ihm auswetzen.

Zweytens: Die bissige böse französische Hyäne nimmt es heute mit zwey Hunden auf, und zwar nacheinander jedesmahl mit einem frischen, sie findet sich heute aufgelegt, und stark genug, einen so nachdrücksamen starken Kampf zu unternehmen, und wird ihr äußerstes wagen, auch einmahl zu siegen.

Drittens: Der große, starke und schöne Lux will nicht

minder heute sich auszeichnen, auch er unternimmt einen hitzigen Kampf, doch soll es seinen Gegner, falls sie über ihn siegen sollen, ziemlich theuer zu stehen kommen, sie darfen in Rücksicht ihrer Augen wohl auf ihrer Huth seyn, des Hauens und Kratzens soll kein Ende seyn, und an Kräften, Fleiß und Mühe soll es dem edlen schönen Lux sicherlich nicht mangeln.

Viertens: Ein sehr großer starker Bärenkampf folgt, anfänglich unternehmen selben zwey gute Bärenfänger eines Herrn Hezfreundes, diesem folgen aber vier Semmelbraun der K.K. Pachtung, die sich sicherlich viele und große Ehre einlegen, und dem starken Raufer eines gewaltigen Bären unterjochen werden.

NB. Fünftens: Der große Vollstier kömmt voll Hochmuth aus seiner Falle, in der festen Überzeugung, und in der sichern Hoffnung, heute abermahlen ein so fürchterliches Gemetzel unter den Hunden anzuzetteln, doch kennet er einen neuen gestreimten Stierfänger, einen Langwaschel nicht, der sich unbemerkt unter die übrigen Stierfänger schleichen, mit einmahl seiner Ohren sich bemeistern, und als Sieger den beschämten Prahler abführen wird.

NB. Sechstens: Der große Schweinskampf in vollem allseitigen Feuer.

Eine große starke und mächtige Wildschwein ganz in Feuer eingehüllt, springt aus ihrem Einschlagbett heraus, kaum durchwandert sie eine Weile den großen Kampfplatz, als sich augenblicklich von selbst die große Feuermaschine entzündet, alsbald rücken zwey der Kaiserl. Königl. Pachtung zugehörige ächte ganz feurige Schweinshunde ihr entgegen, bemeistern sich ihrer Looser, und übergeben sie den Händen ihrer Wärter.

NB. NB. Siebentens: Der große Sprung des Hirschens durch das Feuerfaß.

Die Plagge und das Feuerfaß wird aufgerichtet, und das Zeichen zur Erscheinung dem großen Künstler gegeben, dieser edle Hirsch erscheint auch in einem Sprung, und durch einem geschickten ersten Durchsatz entzündet er eigenmächtig das Faß, und setzt unausgesetzt so lange ein Feuerschimmer sich zeigt, unter beständigen Donner und Feuergerassel immer durch, hiedurch hoft er die volle Zufriedenheit der werthesten Gönner zu erhalten.

Achtens: Einer der mächtigsten, größten und stärkesten Bären kömmt leise aus seiner Falle, ganz herzhaft, und voll Muth und Raufbegierd, er soll sich heute ausnehmend auszeichnen, zuerst nehmen es zwey auserlesene gute Bärnfänger auf sich, ihm noch mehr in Harnisch zu bringen, und ihn so wacker zuzusetzen, daß er in die äusserste Wuth und Grimm versezt werden soll, doch dieß sollen nur Vorbothen eines schrecklichen Schicksals seyn, eine ganz volle und mächtige Kuppel von sechs der K. K. Pachtung zugehörigen Kastanienbraun machen ihn den Kehraus, und bedienen ihm mit so viel Nachdruck, daß er dem Unterliegen und Unterjochen ganz nahe, und nur seiner Thätigkeit und Anstrengung aller Kräften es zu danken haben soll, wenn er noch mit heiler Haut vom Kampfplatz wird abziehen können.

NB. NB. NB. Neuntens: Nun ein sehr großes Kunststück des Hezmeisters Mathias Stadelmann.

Nicht auf eine allgemeine bekannte Art und Weise wird er heute sein Kunststück ablegen, sondern in beständigen Donner und Feuergerassel. Es erscheint dahero aus dem Stierthor ein sehr wilder ungarischer Ochs ganz mit

Feuer umgeben, voll Wuth und Mordsucht, rasend eilet er allem entgegen, was ihm aufstösset, um alles zu durchbohren, aber so groß seine Wuth, so groß sein Eifer und Begierd, so klein, so unendlich gedemüthiget soll er durch den Hezmeister Mathias Stadelmann werden, dieser voll Gegenwart des Geistes, voll Ruhm und Ehrsucht eilet mit großer und vieler Behendigkeit dem Stürmer und Dollkühnen, ebenfalls ganz um seinen Gegner noch mehr in die Mordsucht zu bringen, in Feuer eingehüllt, selben entgegen, mittelst eines geschickten Kunstgriffes und feinsten Benehmens bemächtiget sich derselbe in währendem Anrücken und gewaltigen Stoßes den ihm der rasende dobende Gegner versetzt, sich seiner Hörner, und wirft ihn mittelst eines Dolchstiches zu voller Zufriedenheit todt zu Boden. Diesem folgt schlüßlichens:

NB. NB. NB. Zehntens: Der Wütherich aller Thiere, der vielleicht nirgends in der ganzen weiten und grossen Welt seines Gleichen habenden grimmigen Löw, er unternimmt einen großen starken Kampf mit einem starken Steinhengsten, kaum wird dem Bezwinger aller Thiere, dem so bekannten beliebten stattlichen Löwen seine Höhle gezogen, als er auch schon voll Raub und Mordbegierd einem starken Steinhengsten entgegen eilet, und mit selben einen Kampf unternimmt, der sehenswerth seyn soll, nach langem anhaltenden Streit und Kampf gelingt es ihm endlich doch, sich seiner zu bemeistern, und nachdem er ihn wird getödtet haben, falls es möglich, mit in seine Höhle zu schleppen, ein Kampf, der nicht nur stattlich, sondern wirklich sehenswerth seyn soll, und mithin schließt die K. K. Pachtung diese heutigen grosse und heroische Kämpfe."

Cagliostro und Saint-Germain.

Der letztverstorbene Baron Natorp besaß eine Tabakdose des Cagliostro, (versteht sich nicht direct), ließ ich mir erst neulich sagen. Noch neulicher hieß es: Cagliostro wohnte in Währing. Man könnte also, wenn auch etwas parador, gleich anfangen: Als Cagliostro in Wien war, wohnte er in Währing; als vorsichtiger Feldherr hatte er sein Hauptquartier, laut kürzlichen Beyspiels in einiger Entfernung von der Residenz; Cagliostro in Währing, hat Geister citirt, hat den Heurigen erfunden und derley Curiosa mehr. War Cagliostro in Währing, so konnte Cagliostro auch in Rodaun seyn. Dieß zu meiner Rechtfertigung, da ich ihn im „Magier" dort habe auftreten lassen. War Cagliostro in Währing, so konnte Cagliostro auch in Wien seyn, noch viel leichter. Und dieß wieder zu meiner Rechtfertigung, da ich ihn bey und mit einer schrecklich dicken Fleischhauerinn habe auf- und abtreten lassen, die eine geborne Währingerinn war, diese Madame Nechlinn.

Cagliostro in Wien: dagegen schützt nun einmahl nichts. Aus vielem Zeitgenossenschaftlichen, aus vielen Reisebeschreibungen, aus Cagliostros eigenen hochnothpeinlichem Verhör in Rom geht hervor, daß Cagliostro in Wien war.

Wir brauchen Cagliostro; Cagliostro ist uns unentbehrlich, nähmlich Cagliostro in Wien. Ohne Cagliostro in Wien können wir nicht leben, wenigstens nichts schreiben, und, schon recht, folglich auch nicht leben. Denn, wenn man auch nicht lebt, um zu schreiben, so schreibt man doch, o leider, oft, um zu leben. Also Cagliostro in Wien! Es bleibt dabey; es gilt.

Warum aber gerade Cagliastro? Warum aber gerade Wien?

Cagliostro erstens, weil er ein hochromantischer Character ist, aus und mit welchem man machen kann, was man will; ein Wunderheld, in das Übersinnliche laugend, mit Einem Worte, so allseitig und unerschöpflich, daß man nicht nöthig hat, seine Zuflucht zu der allerabgedroschensten aller Tendenzen zu nehmen, zur Geschlechtsliebe nähmlich. Ein Wunderheld ferner, der höhere, wissenschaftliche practische Interessen nicht nur gestattet, sondern erheischt, und deßhab auch für gebildetere Geister ansprechend ist, die gegen gewöhnliche, flache, kernlose Belletristerey entschiedenen Widerwillen hegen, weil sie keine „Krenfleischler," keine Kaufmannsdiener und keine Bürgerstöchter sind, diese Geister. Ein Wunderheld dann, ein Abenteuerer, der, auf factischem Boden sich bewegend, den Anreiz der Wirklichkeit mit dem des Romans verbinden läßt, Geschichte und Roman, und somit den allbekannten Ausspruch umdreht oder in Eins verschmilzt, also lautend: „Die Geschichte ist ein Roman, den wir glauben, und der Roman ist eine Geschichte, die wir nicht glauben." Deßhalb auch wühle ich seit einiger Zeit so unbarmherzig in der Figur des Marquis Saint-Germain herum. Aber mit Cagliostro, da heißt es allerdings, ein Bißchen umsichtiger vorgehn; das versteht sich.

Cagliostro zweytens: Warum gerade in Wien? Nun, das ist freylich etwas individuell. Ich bin ein echter Wiener; ich kann mich nun einmahl in gewisser Hinsicht von Wien nicht trennen, und seit ein paar Jahren habe ich mich von Wien nicht getrennt. Nähmlich seit dieser Zeit habe ich, als Bibliopole leider im Besitz so unausstehlich vieler

Muße, nichts Anderes gethan, als Dinge über Wien geschrieben und über die Wiener. Nichts als Viennensia zu schreiben, fahre ich fort, fort und fort. Und wenn man Saint-Germain'sche Jahrhunderte lang fort und fort schriebe über dieses Wien, so wäre selbes doch immer noch ein inhaltschwellendes, vor Stoff fast zerplatzendes Cornu copiae, sich ewig jung und ewig frisch, in unsägliche Kreuzungen herum erzeugend und herum gebärend, daß Einem völlig schwindelt; Wien, wirklich die Welt im Kleinen, und mit so vielen noch unentdeckten Welttheilen.

Folglich: Als Cagliostro in Wien war, wohnte er in Währing.

Was Saint-Germain betrifft, so haben wir eine Entdeckung gemacht, eine große Entdeckung. Wir glauben nähmlich, seinem methusalemischen Geheimniß auf der Spur zu seyn.

Bisher ward angenommen, daß er, mittelst eines eigenen Arcanums beliebig so und so viele Jahre im Zustande des Schlafes verweilt. Und da ist es denn freylich keine Kunst, während des Zeitraums von ein paar Jahrtausenden auf Erden gesehen zu werden. Es kommt uns aber etwas verdächtig vor, da wir den Herrn Marquis fast in jedem Säculum, und da wieder in mehreren Decennien attrapiren. Mit dem Schlafpülverchen ginge das nicht recht zusammen.

Sagen wir es nur rund heraus: Wir sind der Meinung, der Marquis bediene sich des Cagliostrischen Lebens-Elixirs oder Verjüngungsfluidums, das er, Saint-Germain, seinem eigenen Geständniße nach, am Hofe Ludwig XV. bey mehreren Personen völlig probat applicirt hatte. Bey sich selbst aber hat er es bis zur Reductions-

Crisis des Wickelkindes kommen lassen; und so nach 60 Jahren wieder, und so wieder nach 60 Jahren wieder, und so durch Hunderte von Jahren fort.

Nun da wäre es noch weniger eine Kunst! Nun da gäbe es ein totales Schisma in der Saint-Germain'schen Chronologie.

Folglich: Saint-Germain so und so viele Dutzend Mahle ein Wickelkind. Schöne Geschichte das. Nun heißt es klug seyn in der Zeitbestimmung.

Saint-Germain anno 88, oder 89, oder 90 in Wien, wo wir die unvergeßliche Ehre gehabt, ihn zu sehen! Saint-Germain dann ein Säculum darauf, so anno 30 oder 40; oder 44 beym Saphir-Fest auf der Mehlgrube im Casino, wo wir leider nicht, da wir nach 8 Uhr nirgens mehr sind.

Seltsam, seltsam, &c.

Fortsetzung folgt.

Und nicht so oft als bey mancher unzähligen Fortsetzung in den Zeitschriften. Fortsetzung konnte nicht mehr folgen; Fortsetzung war schon zu ermüdet, wie das Publicum selbst.

Fortsetzung folgt.

Weltlich Treiben in den Kirchen.

Die Gotteshäuser werden leider noch heut zu Tage zu weltlichen Zwecken entwürdigt und mißbraucht. Man bedient sich ihrer zu Rendezvous; man geht hin, das schöne Geschlecht zu mustern, überhaupt die schöne Welt in Augenschein zu nehmen, Bekanntschaften aufzusuchen, sich selber zu zeigen; insbesondere nach beendigter Messe auf der

Straße Spalier zu bilden, die Herauskommenden Revue passiren zu lassen, und was dergleichen profanirende Dinge mehr sind. Daß man aber in der Kirche selbst förmliche Promenaden halte, so ganz ungenirt, wie z. B. auf der Bastey oder in der Redoute; daß man sich in Kreise zusammen stelle, um zu plaudern; daß man Gruppen bilde, um verschiedene Geschäfte zu verabreden, Handel zu treiben, wie in einem Caffehhause oder auf der Börse, und all das ganz formell und völlig ungenirt: von derley Naivetäten hat man in unsrer Zeit wohl eigentlich kein Beyspiel. Warum? Man hält auf das Decorum; und das Decorum gehört mit zu den Früchten der Civilisation; und das ist auch nicht zu verachten, wiewohl es an dem Kern der Sache nichts ändert, und zu Verstellung, Heucheley und allen Arten von Täuschung führt. Das geht uns aber hier nichts an; wir haben bloß die Absicht, zu sagen, daß es in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Wien noch viel ärger zugegangen in den Kirchen, denn jetzt. Erstens vielleicht der Collision mit dem Lutherthum wegen; dann, weil man sich überhaupt viel natürlicher gab, mit den Formen der Bildung weniger vertraut und in den meisten Dingen unabhängiger war, als späterhin. Ohne auf dieses Thema weiter einzugehen, wollen wir als Beleg des eben Gesagten, hier die Verordnung beybringen, welche Kaiser Ferdinand I. unterm 13. Nov. 1559 veranlaßt war, gegen das Spazierengehn, „Ringhalten und andere zeitliche Geschäfte,“ im Stephansdom, wie in den andern Wiener-Kirchen, ergehen zu lassen. Dieses characteristische Edict lautet also:

„Wir Ferdinand von Gottes genaden Erwelter Römischer Kaiser zu allen Zeiten Mehrer des Reichs in Germanien, zu Hungarn, Behaimb, Dallmatien, Croatien

und Slavonien ꝛc. König, Infant in Hispanien, Erzherzog zu Österreich, Herzog zu Burgund, Steyer, Cärnthen, Crain und Wirttenberg, grave zu Tyroll ꝛc. Entbinden N. allen und Jeden unseren und unserer geliebten Söhnen Hofgesind, Landleuten, Stadtvolk auch unserer hohenschull allen alle zugethanen und getreuen, Geistlichen und Weltlichen, was Würden, Standes oder Wesens die seyen, so Sannct-Stephans Thumb, und andere Kirchen allhie in unserer Stadt Wien besuechen, unser gnad und alles gutes. Wiewohl wir Khunt und Erinnert, wie Enner Etlich seyn, welche die Kirchen nicht, wie sich gebührt, und wohl gezimtt von Andachts und gebetts halben, besuchen, sondern untern Verkündigung des heiligen Wort gottes und Vollbringung der göttlichen Aemtter, ärgerlicher weiß in denen Kirchen hin und wieder Spacieren, oder auch sonst hauffen und ringe halten, auch allda Ennere zeitliche handlungen verrichten, oder sonsten unnützen leichtfertigen sachen nachgehen und auswartten, und also allein selbs nichts gutes thun, sondern auch ander leuth an Ihre Gebett und Andacht hochlich und merklich verhindern, und also aus dem Betthauß ain gewerb- und Spacierhauß machen, und derwegen Euch allen und jeden, sich dergleichen Verbottenen unchristlichen ärgerlichen erzaigungen und halten in den Kirchen gänzlich zu enthalten aufgelegt, und befohlen haben. So werden wir aber glaubwürdig erinnert, und bericht, daß bemelten Unseren derwegen ausgangenen Mandaten, gar nicht nachkommen und gelebt werde, sondern sich Euer Etlich darwider sowohl als vorgang ungebührlich und ärgerlich, darob wie dann nicht unbillig Ungnädigs Mißfallen tragen, halten und erzeigen sollen. Und dieweil uns aber aus Befelch des Allmächtigen, und erfor-

derung unsers tragenden Kayserlichen und Landesfürstlichen Ambts dergleichen ungebührliche Sachen abzustellen, ine allewege gebühret, uns auch dasselb zugestatten keineswegs gemainet. So gebieten wir Euch allen und Euer jeden hiemit abermahlen mit allen Ernst, und wöllen niemand ausgenohmen, daß Ihr euch hinfüran, unter den Predigen und wann die Tagzeiten und andere göttliche Aemtter, Es sey nun in Sannct-Stephan Thumb, oder anderen Kirchen gesungen und gelesen werden, des Spatzierens, Ringhaltens, hanthierens, und dergleichen ärgerlichen und ungebührlichen ertzeigen, und haltens, gänzlichen enthaltet, sondern den gotts Dienst, gott den Allmächtigen zu Lob und Ehre und Euren Nächsten zur Besserung mit gebührender, rechten Andacht beywohnt und auswarthet, und Euer Weltliche händel, geschäft und Spacieren, ausser der Kirchen und an anderen Orten verrichtet, Alles bey vermeidung Euer Jedes ordennlichen obrigkeitsstraf und unser ungnadt. Und damit diesen unseren Generalgebott desto stattlicher gelebt, und darob gehandlet werde, So bevehlen wir allen und jeden obrigkeiten, Geistlichen und Weltlichen, Insonderheit aber Unseren Land Marschalkh, Rector, Thumbdechant, Burgermeister, Richter und Rath Unserer Stadt Wien, Ernstlich und Vestiglich haltend, und gegen den Übertrettern so Euer jeden unterworfen, an alle Verschonung mit ernster straf verfahrt, und euch hierinnen keineswegs anderst haltet, als lieb euch, und Euer jeden seye unsere schwere Ungnad und straf zu vermeiden. Das ist unser Ernstlicher willen und Meinung.

Geben in unserer Stadt Wien, den dreyzehenden Tag Novembris Anno ꝛc. Im Neun- und Fünfzigsten, Unserer

Reiche des Römischen Im Neun und zwainzigsten und der andern im drey und dreyssigsten.

Ferdinand."

Theresia und Joseph.

Maria Theresia war im Begriffe entbunden zu werden, und zwar von Maria Antonia, der nachmahligen Königinn von Frankreich. Der Augenblick nahte heran, und dennoch konnte sie sich, in Geschäften vertieft, von ihrem Schreibetisch nicht trennen; bis zum allerernstesten Moment hielt sie aus. Kaum hatte sie das Kind erblickt, als sie sich auch schon die zum Unterzeichnen bereit liegenden Papiere bringen ließ, und sie expedirte. Van Swieten machte ihr Vorstellungen; aber sie erwiederte: „Meine Unterthanen sind meine ersten Kinder; ihnen bin ich meine nächste Sorge schuldig; mit den übrigen hat es Zeit."

Eines Abends begegnet Joseph II. in einem Corridor der Burg einem jungen Offizier. Der Kaiser fragt ihn, was er suche. Jener antwortet: er solle morgen mit dem Frühesten zur Armee abreisen; nun sey aber seine Mutter im Sterben, und da wolle er den Cabinetssecretär Danton um Verschub bitten. Joseph geht mit dem bedrängten Sohn, weiset ihm Dantons Thüre, und sagt: Herr Danton soll Ihnen Aufschub gönnen; Sie waren Sohn, bevor Sie Soldat wurden.

Alles nach Umständen: Erst Fürstinn, dann Mutter; erst Sohn, dann Soldat.

Ein Tag in Wien vor 400 Jahren.

(Romänchen.)

Das Erste ist: man muß den gewissen Simson persönlich gekannt haben. Das Zweyte ist, man muß das ungewisse trojanische Pferd persönlich gekannt haben. Das Dritte ist, man muß Augenzeuge gewesen seyn, wie jener Simson auf diesem Pferde saß. Und nur in diesen vereinigten drey Fällen, ist es möglich, sich eine Vorstellung zu machen von einem gewissen steyrisch-krainischen Cavalier, welcher in der Mitte des 15. Jahrhunderts durch das Widmerthor (Burgthor) in Wien einritt, über den Schweinmarkt (Lobkowitzplatz) auf das Gasthaus zu, welches wenige Jahre darauf anfing Matschakerhof zu heißen.

Dieser Cavalier, Herr Andreas v. Baumkircher, mit den Familien Rindsmaul, Welser, Stubenberg, Polheim u. s. w. schwarte- oder schwertmagenisch und spillmagenisch versippt, hatte etwas über 9 Schuh Höhe, und war robust nach der Dürer'schen Proportion des bekannten Hercules; ein mammuthischer Recke. Seines Gaules Höhe betrug 24 Faust, aber nach dem Maße der damahligen Fäuste; seine colossalen Glieder waren in demselben Verhältniß. Es war ein Rappe, vollhaarig, kraftstrotzend, muthschnaubend, feuersprühend.

Herrn von Baumkirchers Gesicht war dunkelbraun, ganz verwittert. Seine großen, dunkeln, muthleuchtenden Augen, die lange starke Nase, der trotzige Mund, das weit vorstehende Kinn, die hochgewölbte Stirn, das üppige, theils struppige, theils geringelte Haupt- und Barthaar, Letzteres die ganze untere Hälfte des Gesichts bedeckend, bildeten den Ausdruck eines gewaltigen Kriegsmannes, den jedoch seine

Tracht nicht eben verkündigte. Er war äußerst einfach gekleidet. Er trug ein braunledernes Wamms, Hosen von schwarzem Leder, große graue Reiterstiefel, die bis über die Hälfte des Schenkels hinauf reichten, und ein Barett von lichtgrauem Filz, mit einer kleinen rothen Feder. Ein, allerdings ungeheures Schwert, und ein Dolch, waren seine ganze Bewaffnung. Rückwärts am Sattel war der zusammengerollte Mantel aufgeschnallt.

Sein Knecht war ein kleiner ordinärer Kerl, ohne alle Eigenschaften, auf einem schwächlichen Rößlein huckend.

Als der Ritter bey dem Matschaker-Gasthaus anlangte, in welchem er hatte absteigen wollen, lächelte er. Für seine Statur, so wie für die seines Rosses war das keine Räumlichkeit. Um durch das wiewohl gewölbte Fahrthor einreiten zu können, hätte er sich platt auf sein Pferd niederdrücken müssen. Der Hof, die Treppen, die Zimmer: Alles war nur für die gewöhnlichen Menschlein. Er beschloß also, sein Einlager bey seinen alten Freunden, den pohlnischen Juden in dem geräumigen Passauerhof zu nehmen, und trabte über den alten Roßmarkt (Stockimeisenplatz), die alte römische Stadtmauer auf dem Stephansplatz, Ecke der Goldschmiedgasse vorbey, dem hohen Markt zu, und durch die Wildwerkerstraße (Wipplingerstraße) vorüber dem Hause seines Freundes Innprucker aus dem allerältesten Adelsgeschlechte Wiens, gen Maria am Gestade. Über die Mehlzeil (den Graben), das Pfeilerthor, und die Bognerstraße vorbey, hatte er den Weg aus absonderlichen Gründen nicht nehmen wollen, da er mit einigen Gewerbsleuten daselbst noch in Abrechnung gestanden.

Der alte Schmul Mardachai war entzückt über die Ankunft seines vieljährigen Gönners und Geschäftsfreundes.

Er gab unverzüglich seinem Weibe einen Wink, in Folge dessen sie sich sogleich erhob, vier jener Gänse zu schlachten, deren man in diesem Hofe noch bis zu der Zeit des letzten Umbaues, zu mästen pflegte. Auch 2 Truthühner, daselbst gleichfalls stets in Anzahl gehalten, stach sie ab. Für den Augenblick wurden für den der Labung bedürftigen Gast zwey Laibe derbes Hausbrod und ein ganzer Kübel Käse aufgetragen; dann aus einem kleinen Schankhause Anfangs des Fischersteigs rechts ein 6 Maß haltender Steinkrug Wein herbeygeholt.

Bis die für den Ritter bestimmten 6 Stücke Geflügel gebraten waren, ordneten die beyden Männer ihre Geldgeschäfte. Baumkircher verbriefte dem Wechsler die Summe von 6 Goldgulden, die er für seine jetzige Anwesenheit geborgt. Er kündigte zugleich an, daß noch im Laufe des Tages Geldsendungen von mehr als Einer Seite anlangen dürften, in welchem Falle das eben aufgenommene Capital sogleich wieder abgetragen werden solle. Nahmentlich werde vom Freund Erasmus Lueger in Krain ein Säckel Thaler wohl sicherlich eintreffen. Alsdann wollte der Ritter selbst frühere Geldausstände zu tilgen nicht versäumen.

Diese anmuthige Mähre vernehmend, war Schmul Mardachai so vorsichtig, alsogleich in den Matschakerhof zu schicken, damit die dort sich einfindenden Bothen zu ihm gewiesen würden. Der Ritter billigte das, hinzu setzend: Was aber einen dieser Bothen, nähmlich den aus Ungarn, betrifft, so ist schon früher mit ihm abgemacht, daß er mich in dem Branntweinladen beim goldenen A B C in der Treibottengasse (Rauhensteingasse) finde, Abends um 6 Uhr. Für jetzt aber Freund mache, daß aufgetragen werde.

Frau Judith sputete sich, und Herr von Baumkircher

zollte Beyfall, insonderheit jenen berühmten riesigen Gans-lebern, die man schon damahls in jenem Hofe zu erzielen gewußt. Als sich der Gast bereits über die vorletzte Gans gemacht, trat die Wirthinn mit den zwey colossalen kalekutischen Hühnern ein; eine ihrer Töchter aber trug einen Bottig mit Salat, wozu der Gast beyfällig lächelte.

Der Dirne auf dem Fuß folgte einer der 15 Söhne des Schmul Mardachai, ehrerbiethigst vermeldend, daß der zum Tod verurtheilte Zauberer binnen einer Stunde nach dem Richtplatz abgeführt werde. Der Ritter beschloß, sich nach vollendeter Mahlzeit dahin zu begeben, da er bereits ziemlich lange, vielleicht einige Wochen schon, keiner Hinrichtung beygewohnt hatte.

Unterdessen schirrte Mardachai das Roß auf, so er wohl gepflegt und gestriegelt, und hielt es bereit. Alsbald erschien der Ritter, bestieg seinen Rappen und trabte über den Salzgries fort zum Rotten Thurm hinaus, den untern Werd (Leopoldstadt) dem Wasser entlang, die Fischerhütten vorüber nach der Gänsweide, als der Richtstätte.

Der Delinquent war bereits glücklich angekommen. Es war aber dieser verbrecherische und höchst gefährliche Mensch einer der allerärgsten Hexenmeister, auch Ketzer. Er hatte Hölzchen erfunden, die man in ein Fläschlein nur leicht zu tauchen brauchte, da brannten sie schon und man hatte sogleich Licht. Dabey hatte er die beyspiellose Frechheit, diese kleinen hölzernen Stäbchen Zündhölzel und selbst Lucifer (Lichtbringer) zu nennen. Ferner hatte er sich so weit vergessen, zu behaupten, die Sonne drehe sich nicht, sondern die Erde. Bey so unerhörten Verbrechen war denn nichts billiger, als ihn zum Scheiterhaufen zu verurtheilen, ihm

aber vorher noch eine andere kleine Züchtigung gnädiglichst und allermildthätiglichst angedeihen zu lassen.

Herr von Baumkircher kam eben dazu, wie letztere vor sich ging. Sie bestand in dem „Auzzebrechen“, d. i. in dem Ausreißen der Augen, welche Operation jedoch, das muß man sagen und anerkennen, mit großer Schonung, nähmlich höchst bedächtig und nach Möglichkeit ohne viel Schmerz zu verursachen, vorgenommen wurde in der kurzen Zeit einer halben Stunde. Dieser verabscheuungswürdige Zauberer wurde sofort an den Pfahl gebunden. Zur Verschärfung der Strafe mußte er, obschon blind, den Holzstoß mit seinen eigenen Zündhölzchen selbst in Brand stecken und so kam dieser gräuliche Frevler, dieser Abschaum der Menschheit, dieser Lockvogel des Lucifer, dieser gefährlichste aller Staatsbürger; dieser Ausbund der Hölle, dieses gräßliche Ungeheuer, dieser furchtbare Kobold, dieses erschreckliche Scheusal, dieser strafbarste aller Aufrührer, Aufhetzer und Aufwiegler, allmählig um's Leben, zur Warnung für Jedermänniglich, vornähmlich aber der 49000 Zuschauer, denn nur 1000 Wiener waren zu Hause geblieben, Säuglinge und uralte Greise; und die Zahl der Einwohner Wiens war 50,000.

Durch und durch erbaut verließen die 49,000 den Schauplatz der Gerechtigkeit, mit ihnen auch der Herr von Baumkircher.

Sein Rückweg ging durch das neue Werderthor (Katzensteig). Nächst dem Rupprechtskirchel, an welchem er, wiewohl zu Roß, aber mit gezogenem Barett, 5 Vater unser abbethete, hielt der Ritter an, sich zu letzen. Wegen der Menge des zurückgeströmten Volkes sah er sich jedoch genöthigt, weiter zu ziehen, und er beschloß lieber sein wohl-

bekanntes steinernes Kleeblatt unter den Lauben (Tuchlauben) zu besuchen.

Auf dem Wege dahin wie fast in der ganzen Stadt, war beynahe jedes zweyte Gebäude ein Zechhaus. Die meisten Hauseigenthümer, welche Bürger waren, besaßen Weingärten, die gleich unmittelbar an der Stadt begannen. Es ging in diesen Trinkstuben überaus lustig und zügellos her. Heraus auf die Straße hingen Käfige mit allen Arten von Singvögeln; heiteres Zitherspiel erklang durch die offenen Thüren und Fenster, die Vorübergehenden anlockend. Auf den Bänken rutschten Studenten und Dirnen, Kriegsknechte und Schreiber, Handelsvolk und Bänkelsänger, Juden und Vagabunden umher, die Weinkrüge schwingend, oder die blechernen Becher anstoßend, mit Gejauchze, Gesang, Geschrey und Gebrüll, je nachdem. Dazwischen fahrende Weibsbilder, Gaukler, Possenreißer, Comödianten, Seiltänzer, Taugenichtse aller Art, die Menge. Häufig ward gespielt, Karten und Würfel. An Gezänk, Schlägerey, blutigen Händeln fehlte es nicht; Todtschläge und Mordthaten fielen fast jede Stunde vor. Männiglich war bewaffnet, wenigstens mit einem Dolch. —

Im steinernen Kleeblatt aber ging es noch am wenigsten toll zu. Da der Herr v. Baumkircher eintrat, erhoben sich die Gäste und zogen die Mützen respectvoll. Der Wirth ging andern Geschäften nach; und sein Weib hatte die Ehre, den Edelmann zu bedienen. Der hielt sich aber nicht lange auf, trank seine 3 Maß des Bürgers eigenen Bauguts vom rothen Hof, verzehrte dazu einen Wecken, legte 6 Pfennige und 2 Heller als Zeche hin, und stieg wieder zu Pferde; die Bürgersfrau aber hielt ihm den Stegreif, auch Steigbügel genannt.

Herr von Baumkircher wäre wohl vielleicht länger geblieben; allein einer der anwesenden Studenten hatte ihm erzählt, daß bey dem Propst von St. Stephan (Bisthum erst 1480) ein erstaunlich merkwürdiges Buch zu sehen sey, bey welchem man sich gar nicht auskenne. Man wisse nicht, sey es geschrieben; man könne das nicht recht glauben, da die Buchstaben sich vollkommen ähnlich sähen. Das Ding errege Verdacht, man wittere fast Zauberey, und murmle bereits vom Scheiterhaufen. Von Mainz sey das Buch gekommen, und hergebracht von einem Ausländer, welcher als solcher allein schon verdächtig sey.

Herr von Baumkircher nun, der die Kunst des Lesens und Schreibens, wenn auch nicht die des Rechnens so ziemlich verstand, war neugierig, und ritt nach der Propstey hinüber. Man zeigte ihm, obschon nicht sehr bereitwillig, und mit etwas ängstlichen Geberden den einiger Maßen anrüchigen Schatz. Der nahm sich allerdings prunkvoll aus; ein großmächtiges Buch in Folio, mit fürtrefflichen goldaufgelegten auch roth und blau verzierten Buchstaben, auf dem schönsten Pergament, in einen hölzernen Deckel mit messingenen Buckeln und Schließen. Herr von Baumkircher nahm wahr, daß der erste Buchstabe schon ein Fehler sey; das erste Wort Psalterium war Spalterium zu lesen. Er zählte die Blätter; es waren 175 *).

Ein Wälscher (Ausländer) habe das Opus gebracht, erzählte man dem Ritter; ein Franzose sogar, ein gewisser Markgraf Saint Germain; der habe es aus alter Anhäng-

*) Es befindet sich dieses vollständigste aller bekannten wenigen Exemplare gegenwärtig unter den kostbarsten Schätzen der Hofbibliothek der nähmlichen Stadt Wien.

lichkeit an das ihm so werthe Österreich und Wien gemeiner Stadt zum Geschenke gemacht, und sey darauf augenblicklich verschwunden. Natürlich war das Niemand Anderer als der Marquis Saint Germain, welcher auch bey der Gutenbergischen Kunst, und bey Faust und Schöffer, wie bey Degen, Strauß und Sollinger dahinter steckte, wie nicht minder bey den obigen Zündhölzeln.

Es war darüber wohl eine gute Stunde vergangen, da der Propst allerhand vom König Friedrich und seinen wirren Händeln erzählte, was Herrn von Baumkircher sehr willkommen war. Er horchte aufmerksam hin, es kaum vermerkend, daß er schon wieder vom Durst gequält sey. Selbigen gebührlich zu beschwichtigen, und dadurch einem der vornehmsten Naturgesetze zu gehorchen, empfahl er sich dankbarlich und sprach unter derselben Laube bey einem Leutgeber ein, dessen Hausschild war: Wo der Hahn in den Spiegel schaut.

Hier ließ sich der gelehrte Ritter 2 Maßkrüge alten Gumpoldskirchner und eine ganze Rindszunge nebst einem Laibe Waizbrod trefflich schmecken. Er hatte so eben sein Beutelchen gezogen, die Zeche von 4 Pfennigen für den Wein, 6 Hellern für die Zunge und 2 Hellern für das Brod aufzuzählen, als ein in Bauerntracht gehüllter Mann auf ihn zutrat, in dem er sogleich den Bothen aus dem Böhmerland erkannte. Sich vorsichtig umschauend zog der Mann aus dem ausgehöhlten Wanderstab einen schmalen Streifen zusammengerolltes Pergament, und reichte es dem Ritter. Der las, und zog vor Ärger die Augenbrauen zusammen. Es war eine unwillkommene Nachricht, und von Geld gar keine Rede. Der Ritter beschied den Mann in den Passauerhof, und brach selbst dahin auf.

Daselbst harrten seiner schon zwey andere Bothen. Der eine, ebenfalls aus Böheim, brachte auch kein Geld; der andere von Erasmus Lueger kam ebenfalls mit leeren Händen, dazu noch mit einer recht bedenklichen mündlichen Vermeldung. Mardachai wurde angewiesen, diese widerwärtigen Leute auf des Ritters Rechnung zu bewirthen, ingleichen Jedem 20 Pfennige Bothenlohn bar auszuzahlen, und sie wieder dahin zu schicken von wannen sie gekommen. Darauf setzte er sich wieder zu Gaul, denn die Stunde des Stelldichein im goldenen A B C nahte heran.

Der Bothe aus Ungarn hatte sich schon viel früher vor der festgesetzten Zeit daselbst eingefunden, wie dieß der Fall bey Jemanden zu seyn pflegt, der etwas Angenehmes zu berichten oder zu überbringen hat. Und hier war Beydes der Fall. Es gab ein sehr beruhigendes und aussichtsvolles, anerkennendes Sendschreiben, und einen netten Säckel blanker Corvinischer Ducaten. Mit dem abscheulichen gefälschten und verwässerten Branntwein dieser uralten Spelunke besudelte sich nur der Bothe selbst. Herr von Baumkircher verhielt sich von dem unerträglichen Gestanke der Stube Mund und Nase und entließ seinen Mann reichlich beschenkt.

Bey diesem Austritt hatte der Cavalier seinen Knecht bey sich, denn es war mit gutem Grunde anzunehmen gewesen, daß eine entsprechende Sendung einlange, in welchem Falle denn Mancherley anzuschaffen und nach Hause zu bringen seyn werde.

Der Ritt ging nun vorerst auf den Kohlmarkt, wo bey einem Waffenschmied eine Bestellung zu übernehmen, dann in das Hundsfottgäßchen (Naglergasse). Hier hatte man bey einem Wammsschneider und Sporer einzukaufen, dann in dem kleinen finstern niedrigen Gewölbe eines Goldschmieds

und Wechslers erstens eine kleine Schuld zu berichtigen, hernach einiges Geschmeide einzukaufen. Endlich wollte Herr von Baumkircher sich eines jener Bäder erfreuen, die in den dortigen Badelucken (Neubad; Lucke jedes kleinere gemeine Gebäude) sich befanden, und von Frauenpersonen bedient wurden. Er schickte den Knappen nach Hause und that sich gütlich.

Wieder zu Roß, vernahm er von der Wallischgasse (Fremdengasse; nun Wallnerstraße) und der Hochstraße (Herrngasse) herüber tumultuarisches Geschrey. Es zog sich nach der Fludergasse (Strauchgasse) zu, welchen Weg der Ritter selbst zu nehmen hatte, um durch den tiefen Graben (Stadtgraben) wieder in seine Herberge zu gelangen.

„Ein Zauberer, ein Hexenmeister, ein Unhold“ schrie der tobende Pöbel, einen Mann verfolgend, der alle Kräfte anwendete, auf den Mist (Freyung) zu gelangen, und „bey den Schotten am Stein“ einen großen Prallstein zu erreichen, der die Stätte des Asyls bildete, so, daß selbst ein Verbrecher für den Augenblick frey war, wenn er sich bey diesem Steine befand; im Wortsinn die „Freyung“.

Der von der aufgebrachten Schaar Verfolgte war ein Mann im mittleren Alter, hatte eine äußerst anmuthige Gesichtsbildung, trug einen grauseidenen Talar und eine derley Kappe. Der Talar war aber so lang, daß er ihm im schnellen Gehen oder Laufe hinderlich seyn mußte. Wirklich mußte es den Anschein haben, daß der Mann seinen rettenden Stein unmöglich werde erreichen können, ohne von seinen Verfolgern eingeholt zu werden. In diesem Falle wäre er verloren gewesen, und dieses Schicksal stand ihm so gut als gewiß bevor.

Der Ritter erkannte die Gefahr, und entschloß sich au-

genblicklich zur Rettung. Er gab seinem Rappen die Sporen; der machte einen Satz mitten in die Masse des Pöbels, auf den grauen Mann los. Diesen vom Roß herab ergreifen, ihn hinauf heben und im schnellsten Galopp davon, war das Werk eines Moments. In wenigen Minuten waren die Weingärten, war die Rossau durchflogen. Ein kleines Schiff von eigenthümlicher Bauart, an jeder Seite ein Rad, wie an einer Mühle, lag, von zwey Knechten bedient, schon in Bereitschaft; der Fremde bestieg es, und rauschend und brausend pfeilschnell schoß das Fahrzeug stromaufwärts davon.

Dieser Mann war der Überbringer jenes Psalteriums. Statt Huldigung, Dank und Lohn zu ernten, hielt ihn das blinde Volk für einen Hexenmeister, so daß alle Vorstellungen und Bemühungen der aufgeklärten Propsteymänner fruchtlos geblieben. Das kostbare Druckstück selbst wurde zum Glück noch gerettet. Der graue Mann aber war der Marquis Saint-Germain; sein Boot schon ein Dampfboot.

Der Ritter wollte sich nun, die Donau entlang, in sein Einlager begeben, als ein neuer Auftritt seine Neugierde in Anspruch nahm. Es gab da am Ufer eine Menge Volk, aus dessen Mitte ein langer Balken hervorragte, an dem eine Art Tragsessel befestigt war. In diesem saß ein Mann. Geschrey, Gelächter, Gespötte, Gezisch, Zorn und Hohn brachen gegen ihn los; mit Obst, mit Eyern, mit Steinen ward er beworfen. Endlich auf ein gegebenes Zeichen, senkte sich der wie ein Schlagbaum beschaffene Balken, und der Mann in dem Stuhle wurde in das Wasser hinabgelassen, wieder emporgehoben, und neuerdings hinabgesenkt. Das war das Bäckerschupfen, die Bäckerwippe. Der Mann hatte sich nähmlich zu Schulden kommen lassen, bey einem Laibe

Brod um zwey Quentchen zu wenig Teig zu nehmen. Als die Execution vorüber war, zerstreute sich das Volk lachend, frohlockend und drohend zugleich; aber der Gezüchtigte ging unangefochten nach Hause.

Der Ritter fand diese Bestrafungsart gar nicht übel. Er ließ sich mit dem Manne, der sie so eben überstanden, in ein Gespräch ein. Es zeigte sich, daß er ein Nachbar des Passauerhofes sey, und so machten sie den Weg zusammen.

Bey Mardachai stand schon der Tisch gedeckt. Herr von Baumkircher zahlte seine alte, wie seine neue heutige Schuld, deßgleichen auch seine Beherbergung, entschlossen, Tags darauf mit dem Frühesten von Wien wieder abzuziehen.

Sein Fall aber war der: Er hatte sich etwas vergangen, ferner etwas verritten, und alsbald ward mit ihm verfahren, wie er es sich nie hätte träumen lassen.

In dem Dörfchen Baumkirchen, seinem Geburtsort, bewahrte man noch vor nicht gar langer Zeit die Stola, welche bey seiner Taufe gedient, deßgleichen eine Art Flaschenkeller als theuere Überbleibsel dieses merkwürdigen Heroen.

Die Klepperpost, Klapperpost.

Das Geklapper dieser Postbothen auf der Straße tönt wohl noch Manchem in die Ohren. Es war ein eigener Schall; dumpf und durchdringend zugleich, entsprechend dem Zwecke, sich zu signalisiren, daß man da sey, Briefe für Stadt oder Vorstadt oder die nächsten Umgebungen in Empfang zu nehmen. Diese Klapper war ein dünnes Bret von hartem Holze, etwa in der Größe und Gestalt eines aufrechten kleinen Quartbuches; auf selbem senkrecht ein Eisen, wie die Hand-

habe eines Schubladschrankes. Dieß Bret hielt der Postbothe am obern Theile in der Hand, und drehte es schüttelnd, die Straßen durchziehend. Man nannte den Mann selbst die Klepperpost. In der ersten Zeit trug er eine gelbe Jacke mit schwarzen Aufschlägen und derley Weste; später eine graue. An einer gelben Schnur von der Linken zur Rechten trug er das Receptakel, eine Art Büchse oder Kapsel für die Briefe etc. Solcher Bothen bestanden Anfangs vier für die innere Stadt, acht für die Vorstädte, und acht für die Umgebungen Wiens. Die Benennung Klepperpost läßt sich von dem Niedersächsischen: Kleppern, „Laufen" herleiten; eben so gut aber könnte man schreiben Klapperpost von der Klapper. Das Oberamt dieser sogenannten kleinen Post war Anfangs in der obern Bäckerstraße Nr. 782. 1780 übernahm und verbesserte sie ein Herr Glowsky; 1785 den 1. April wurde sie mit dem Oberpostamte vereinigt.

Welch curiose Gewerbe noch im J. 1779,

entnimmt man aus Pontys Häuser-Verzeichniß desselben Jahres. Wir heben hier einige aus; es sind nota bene lauter Hauseigenthümer.

Althan Nr. 5, Peter Karlinger, Krebsen-Zähler (wohl Fischer-Assistent). — Himmelpfortgrund: Froschhändler (weiter unten kommt der Lieferant, der Froschfänger). — Landstraße Nr. 173, Klein-Salzmäßler. — Landstraße Nr. 250, Holzbauschen-Händler. — Laimgrube Nr. 85, Zizputzer. — Altlerchenfeld Nr. 30, Beutelstricker. — Altlerchenfeld Nr. 162, Patschenmacher. — Lichtenthal Nr. 71, Schindelzähler. — Lichtenthal Nr. 66,

Froschfänger. (Auch in China, laut Hempel's Costümen.) — Lichtenthal Nr. 96, Strabler. — Magdalenengrund Nr. 6, bürgerlicher Lichteranzünder. — Nr. 13, bürgerliche Kreuzgießerinn. — Neubau, Neustift Nr. 108, Marionettenspieler. (Sehr gut! Warum nicht noch?) — Ober-Neubau Nr. 217, Schweizer-Garde Tambour. — Plazel Nr. 63, Plattelschlager. — Roßau Nr. 100, bürgerlicher Nachtführer (zart ausgedrückt). — Thury Nr. 57, Zimentmacher. — Wieden Nr. 97, bürgerliche Standelsitzerinn. — Stadt Wien Nr. 1290, bürgerlicher Weinausrufer (in der Stadt und in den Vorstädten, wie die Austrommler umherschreiten, Wein-Versteigerungen auszurufen). „Der Krebsenzähler" und der „Froschfänger" haben uns am Besten gefallen, obschon wir sie nicht persönlich gekannt. Der „kleine Salzmäßler" muß auch kein übler Mensch gewesen seyn; und der Schindelzähler?" „Kirschenzählerinnen" haben wir aber in dem Buch keine gefunden. Das ist eine neuere Erfindung.

Das Gatterhölzel; Gattergehölz.

Es mögen seyn 30 Jahre, 40, 50, 60 Jahre, und so zurück, daß es alle Augenblicke hieß: „Gestern ist beym Gatterhölzel wieder Einer erschlagen worden;" oder: „Was es Neues gibt? Nu, heute Nacht haben sie beym Gatterhölzel Einen umgebracht;" oder: „Haben Sie schon gehört, was beym Gatterhölzel wieder geschehen ist? Heute in aller Früh ist ein Herr angepackt, und hernach ein Weib ausgeraubt worden," und dergleichen. Welch eine verrufene, unheimliche, todtschlägerische, raub- und mordbelastete Gegend dieses Gatterhölzel! Seit langer Zeit aber

hört man keine solchen Rinaldiniana mehr vom Gatterhöl-
zel; kaum wird es noch genannt; man weiß nur, daß
es noch existirt? Und es war, und ist nichts weniger
als ein etwa mit einem Gatter oder Gitter eingefriedigtes
Gehölz, sondern es kommt der Nahme von dem Nah-
men der ehemaligen Eigenthümer. Es ist jetzt fast ganz-
ausgehauen; etwas Gesträuch und Gebüsch. — Ägyd von
Gattermayr, Hofkriegszahlmeister, ein Ahn der Grafen
Gatterburg, hatte von Rudolph II. mancherley Vorrechte
erhalten, auch das der Nahmensänderung. Am Fuße des
Wienerberges erbaute er den Gattermayrhof, von dem
das Gatterhölzel den Nahmen. Der Hof hieß späterhin
Gatterburg. 1605 ward er von den Malcontenten unter
Bocskay verwüstet. — 1809 ward nächst dem Gatterhölzel
ein Telegraph errichtet.

Auf der Mehlgrube

war es vor 100 und so vielen Jahren noch gar viel di-
stinguirter und brillanter als jetzt, also eben so nobel als
es vor 30 und so vielen Jahren zwar ignobel, wohl aber
recht cordial, lustig und vergnüglich war. Auf der Mehl-
grube also einem der stattlichsten Meisterbauten des berühm-
ten Fischer von Erlach wurden einst die glänzendsten und
allerfeinsten Bälle gegeben, so gegen das Jahr 1730 zu.
Nur der hohe Adel fand sich da ein. Diese Bälle waren
häufig maskirte, wozu aber die unmittelbare Erlaubniß des
Kaisers nöthig war. Ohne diese durfte überhaupt keine Un-
terhaltung in Maske Statt finden. Es ging bey diesen
Mehlgrubebällen so weit, daß man sich über seine so und
so viele Ahnen ausweisen mußte. Im Jahre 1728 wur-

den mehrere Personen geringern Ranges mit Eclat zurückgewiesen. Unternehmer war der Garderobier des Prinzen Eugen. Der Eintrittspreis war 1 Ducaten. Auf der Mehlgrube wurde damahls auch ein eigenes Kinderfest abgehalten, bestimmt, Kindern vornehmer Eltern eine Faschingsunterhaltung zu geben. Um 9, spätestens um 10 Uhr mußte dieses Fest zu Ende seyn. Die Kinder wurden nach Hause gebracht; die Eltern aber, so wie andere Damen und Cavaliere blieben zurück, und divertirten sich bis gegen Morgen.

Dr. Coremans,

von dem erst neuerlich die Rede, lebte, wie er noch zarter Jüngling, in Wien. Er wollte sich dem Buchhandel widmen, und begann in der Camesinaschen Handlung zu practiciren. Bald aber neigte er sich zum Kunsthandel, und versuchte es bey Steiner und Comp. (chemische Druckerey, nachmahls Tob. Haslinger). Nicht lange, so fand er, daß auch diese Sphäre seiner geistigen Individualität nicht zusage. Das Deutsche ward ihm, einem gebornen Niederländer, schwer; aber er arbeitete sich durch. Er schrieb recht schöne Sachen, die jedoch in grammaticalischer Hinsicht gar sehr der Feile bedurften. Er trug seine kleinen Elaborate den Journal-Redactionen an, wurde aber abgewiesen. 1819 kam er auch an mich. Ich fand Geist und Talent in seinen Versuchen, und konnte nicht umhin, ihn zu beruhigen und aufzumuntern. Ich unterzog mich der allerdings unsäglichen Beschwerde, diese Scripta zu retouchiren, und druckte deren in meinem Conversationsblatte 1819 ab. Sie erschienen Anfangs pseudonym, dann mit C**,

oder C**ns (er schrieb sich nur mit einem n) bezeichnet. Manche Anfeindung von Seite der übrigen Blätter hatte ich zu ertragen, diesen jungen Mann in die literarische Welt eingeführt zu haben. Dieser ward sogar der Gegenstand des Spottes, weil er z. B. so unvorsichtig war, eine kleine Novelle von etwa einem Bogen drucken zu lassen, ohne daß sie von einer deutschen Feder verbessert worden wäre. Sie hieß: „Das Grabmahl der Liebenden im Schwarzenwald“ (statt Schwarzwald 2c.) Was würde der gelehrte Mann jetzt darum geben, ein Exemplar davon zu besitzen? Ferner hatte er einige Eigenheiten. Der Himmel weiß wodurch: aber es gab eine Periode, wo es ihm unmöglich war, an einer Straßenecke vorüber zu gehen, ohne dem Prallstein einen Kuß aufzudrücken. Seine fernern Aufsätze fanden aber bald Anerkennung. Coremans erhielt einen gewissen Ruf, und die Erlaubniß, selbst eine Zeitschrift heraus zu geben, nähmlich eine französische. Sie hieß: „Le spectateur français,“ und erschien in Octav bey Schrämbl. Baron Retzer war der Censor. Das Blatt enthielt viel Gewagtes, Animoses, Profanes, hatte jedoch Geist und wurde nicht ungern gelesen. Halten aber konnte es sich nicht. Coremans zog bald darauf fort, in seine Heimath.

Sonnenfels der Vater.

Wenn endlich einmahl eine ausführliche Biographie unsers großen Sonnenfels bearbeitet wird, so sollte auch die seines Vaters geliefert werden. Dieser Israelit hieß Aloys Wienner, zeichnete sich aus, ward catholisch, und mit dem Prädicat von Sonnenfels geadelt. Er war ein ge=

lehrter Orientalist, Dolmetsch der hebräischen Sprache in Wien und Schriftsteller. Zu seinem 1758 in Wien gedruckten Werke: „Controversiae cum judaeis prodromi, libri 4, schrieb sein nachmahls so berühmter Sohn die Vorrede. Von diesem Letztern also haben wir indeß eigentlich nur Notizen und sein Porträt.

Verhängniß.

Wie einzelne Menschen sind zuweilen ganze Familien die Beute eines unergründlichen äußern Verhängnisses. Die Geschichte kennt deren mehrere; auch die unseres Wien. Ein solches Geschlecht war im 14. Jahrhundert, nahmentlich unter Albrecht III. jenes der Tirna, altansässigen Adels in dieser Stadt. Böhmische Raubritter, nachdem das Niederwerfen reisender Kaufleute geraume Zeit unergiebig gewesen, heckten nun Anschläge aus auf ihre eigenen Standesgenossen, lauerten ihnen auf, fingen sie ab, großes Lösegeld zu erpressen. Die Tirna besaßen groß Geld und Gut. Zwey Junker, wie sie dem Waidwerk obliegend, sorglos umher zogen im Forste, wurden da von den Schnapphähnen unversehens aufgehoben, von einer Raubburg in die andere geschleppt, endlich aber frey gegeben gegen eidliche Zusage eines gewaltigen Lösegelds. Da der Herzog solches vernahm, erzürnte er, daß solch große Summe aus dem Lande gehen solle. Der beyden Tirna, wie sie auf dem Heimwege, versicherte er sich, setzte sie gefangen auf die Burg Kreuzenstein. Ob solch grausigen Geschicks, kaum wieder in Freyheit, neuerdings in Haft, vielleicht lebenslang, und all des großen Güterbesitzes und aller Mittel halber zu jeglichem reichen Genuß des Daseyns, verlor der Eine der

Tirna den Verstand, blieb fortwährend wahnsinnig. Aus Barmherzigkeit ließ man den Andern los; der aber siechte und welkte jämmerlich dahin. An einem andern Tirna hatten so arge Schmach, solch bitteres Leid gar sehr genagt und gefressen. Sein Reichthum, seines zahlreichen Hausstands Blüthe galten ihm nur als geringe Tröstungen. Er wandte sich an den Himmel, fand im Gotteshaus zu Mariastiegen Balsam für das wunde Herz. Eines Tages, da er getröstet, erhoben, gestärkt mehr denn je, aus der Kirche heimkehren will in sein Haus auf dem Kienmarkt, trifft ihn auf der Straße ein Schlagfluß, daß er entseelt hinstürzt. Ein Paul v. Tirna, neu vermählt mit einem jungen, wunderschönen, überreichen Fräulein, dem heiß ersehnten Zielpunct seines Lebensglückes, ist in der Stephanskirche. Da fällt eine Leiter um, und schlägt ihn todt. Ein Vetter von ihm, durch diesen Todesfall um die Aussicht einer glänzenden Laufbahn gebracht, rennt in die Wälder, sucht Bären und Eber auf, und bekämpft deren waffenlos so lange bis er umkommt, was natürlich nicht lange gewährt. In der That schauerliche Geschicke: — Das Geschlecht der Tirna ist erloschen. Der letzte Sproß war Conrad Tirna, als Domherr um 1492 zu Passau verstorben. Ulrich Tirna und seine Gemahlinn haben 1326 die Kreuzkapelle zu St. Stephan erbaut, in welcher die Gräber des großen Eugen und Cuspinianus. Johann Tirna war um 1346 Stadtrichter zu Wien. Derer von Tirna Wapen war ein weißer Mond in schwarz und rothem Felde.

Fiakerisches.

In der Theaterzeitung (1844 Nr. 269) wird erzählt, ein Pesther-Fiaker habe Jemanden, der mitten zwischen einer Ochsenheerde gegangen, angerathen, sich ein Kreuz auf den Rücken machen zu lassen, damit der Knecht wisse, wohin er ihn mit den andern Ochsen zu treiben habe. Ein ungarisches Blatt hatte beygesetzt, man könne daraus entnehmen, daß die Pesther-Fiaker eben so grob als witzig seyn können. Das ist recht gut, denn das Ding ist wirklich grob und wirklich witzig. Eben so gut aber ist auch, daß man nicht in Versuchung gekommen, eine Anspielung auf die Wiener-Fiaker zu machen. Denn diese Letztern sind wohl derb (was man sagt, „massiv") aber nicht grob; und witzig, witzig: nun da müssen doch gewiß alle Fiaker der ganzen Welt „zurück stehen," wenn der Wiener-Fiaker anfängt, witzig zu seyn, oder auch nur aufhört, mit seinem durchaus ungesuchten, völlig natürlichen, sprudelnden, genialen Humor, mit seinem schlagfertigen unversiegbaren Mutterwitz. Grob dabey ist er nicht; aber ironisch, sarcastisch; mystificirend ist er, wie es mit dem Witz zusammenhängt, auch caustisch, aber Alles heiter, und sich selbst darüber auslachend. Man ist das gewohnt, und lacht selbst mit, besonders wenn man ein Wiener ist, was die meisten Fiaker selbst sind. Das sind sehr interessante Seiten, so auch im ernsteren Sinne die allbekannte unerschütterliche Rechtlichkeit der Fiaker; denn vergesse man in ihren Wägen ein Schnupftuch oder eine halbe Million, eine Taschenuhr oder eine Halskrause (—): es wird nichts verloren seyn. Dann, daß sie die geschicktesten Kutscher von der Welt sind, anerkannt, ja berühmt als das: gehört wesentlich zu ihren

Lichtseiten. Diese Zeilen da aber schreibt Einer, der die Fiaker eben so liebt und achtet, als er sie haßt und verabscheut zugleich, aus dem einfachen Grunde, weil er die Standpuncte unterscheidet, und nicht, wie man sagt, das Kind mit dem Bade ausschüttet. Alles hat zwey Seiten, und jeder Seite muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die andere Seite der Fiaker nun anlangend, so sind die fast nur ihnen eigene Frechheit des Schnellfahrens und die ausgesuchte beyspiellose Grausamkeit, womit sie ihre Pferde mißhandeln, meist ohne allen Grund, nur so zum Zeitvertreib und aus blinder cannibalischer mechanischer Gewohnheit: diese beyden Eigenschaften sind doch wohl nicht anders als hassens- und verabscheuungswürdig. Dieser nähmliche humoristische und rechtschaffene Mensch ist auf der andern Seite solch ein Vieh, solch eine brutale Bestie, daß er von der Idee der Thierquälerey gar keine Ahnung hat; daß er nur lacht, und hämisch lacht, wenn von einem Verein gegen Thiermißhandlung die Rede; daß er es in seinem Leben nicht begreifen wird, was das Ding denn eigentlich sey, wenn auch bey uns endlich irgend einmahl solch ein Verein sich gebildet. So roh, so brutal, so verstockt ist dieser nähmliche sonst so liebens- und achtenswerthe Mensch. Hoffen wir jedoch, daß er mit der Ze it (aber wir bitten! so bald als möglich!) aufhören werde, täglich ein Paar Leute zu überfahren (was doch auch zur Thierquälerey gehört), und seine ohnedieß so unglücklichen Pferde den ganzen Tag hindurch mit den raffinirtesten Qualen zu malträtiren (was doch auch zur Menschenquälerey gehört). Dieß Letztere betreffend, so suchte unlängst ein vornehmer Fremder eine große Wohnung, machte aber zur Bedingung, daß die Fenster nicht auf eine Gasse, oder auf einen Platz

gehen, wo Fiaker ihren Standort haben, bloß deßhalb, weil die Executionen mit ihren Pferden ihn empören und ihm Alles verleiden. Doch — wohin gerathen wir? Es war bloß unsere Absicht, jener Pesther-Fiaker-Anecdote eine ganz neue hiesige, nur dem Fiaker und uns selbst bekannte entgegen zu stellen. Nach einem so großen Umweg also erzählen wir sie. Es stand da ein Bierwagen mit Ochsen bespannt; auf dem Trottoir gegenüber ein Wägelchen von einem Eselein gezogen; mitten auf der Straße aber ein Fiaker, der für den Augenblick still gehalten, seinen sogleich wieder zu kommenden Passagier erwartend. Der eine Ochs, an dem Jemand vorbey geht, macht verdächtige Bewegungen mit den Hörnern; der Jemand genirt sich. Der Fiaker aber, dieß gewahrend, ruft: „Nur zu, nur zu, der Ochs wird doch kein Esel seyn.“ Der Jemand traut inzwischen doch nicht recht, geht auf das andere Trottoir. Das Eselein, von Schuljungen gereizt und geschlagen, wird scheu, bäumt sich, wüthet. Der Fiaker sagt: „Nun, der Esel wird doch kein Ochs seyn.“

Naivetät des Comikers Weidmann.

Wer sich noch an den Comiker Weidmann erinnert, den in seiner Eigenheit Unvergeßlichen, Unersetzlichen: dem wird auch dieses liebens- und achtenswerthen Mimen sonores, volltönendes, wunderbar melodisches Sprachorgan im Innersten erfreuend wieder klingen. Dieser weichen, metallvollen herz- und seelengewinnenden Stimme verdankte er gar manchen Sieg. Weidmann wird Jedem gegenwärtig bleiben, der ihn auch nur ein einziges Mahl gesehen. Ich sah ihn zum letzten Mahle im „Findelkind“ vor vielen, vie-

len Jahren; die Scene an dem Bauernhause rechter Hand: ich sah ihn erst gestern, vor einer Stunde erst hörte ich ihn. Es existirt von ihm ein Zug, der wenig mehr, oder gar nicht mehr bekannt. Ein neues Stück war schon in der ersten Hälfte durchgefallen. Stürmisch äußerte das Publicum seinen Widerwillen. Das Stück schien rettungslos verloren. Als bey dem betreffenden Act die Courtine fiel, wurde sie plötzlich wieder aufgezogen. Man war überrascht; was sollte das bedeuten? Da erscheint Weidmann, nimmt einen Sessel, stellt ihn mitten auf die Bühne, und setzt sich nieder. Das Publicum, noch immer unruhig, ist plötzlich still, neugierig, was diese Erscheinung zu bedeuten. Da nimmt Weidmann das Wort, und sagt im gelassensten unbefangensten Ton von der Welt, als wäre er zu Hause in Gesellschaft guter Freunde: „Ich setze mich da zu Ihnen; ich muß Etwas mit Ihnen reden, wissen Sie zur Güte“ Das Publicum ist betroffen; die Leute sehen einander fragend an, bleiben aber sonst vollkommen ruhig. Weidmann auf dem Stuhle rückt etwas näher vor, und fährt fort. „Der Fall, will ich Ihnen sagen, ist der: Ein Dichter schreibt ein Stück; er hat Talent und gibt sich alle mögliche Mühe, denn er muß von solchen Arbeiten leben. Das Stück wird von der Direction geprüft; sie findet es gut. Es kommt zur Aufführung, und die „Acteurs“ thun ihre Schuldigkeit. Die Zuschauer aber sind nicht bey Laune, und verdammen das Stück, noch ehe sie es ganz kennen. Nun denken Sie sich in die Lage des unglücklichen Poeten, stellen Sie sich vor, wie die Regie sich prostituirt und gekränkt fühlen muß, an deren Spitze zu stehen, unser Einer das Unglück haben muß, und besonders aber haben Sie die Güte zu bedenken, daß Sie sonst immer ein so

einsichtsvolles und mildes und — höfliches Publicum waren. Was soll denn das heißen. Ich bitte Sie um Alles in der Welt.“ Hier schwieg Weidmann. Das Publicum hätte ihn auch nicht weiter reden lassen, denn plötzlich erhob sich ein tumultuarischer — Applaus. Weidmann stand von seinem Sessel auf, machte eine Verbeugung und trat ab. Augenblicklich wurde nun fortgespielt. Das Stück erhielt Beyfall und wurde recht oft gegeben.

Lanner

ein Hogarth, ein Messerschmidt, ein Chodowiecki auf der Geige! Ja! Unter Freunden, bey einem fröhlichen Abendmahl, springt Lanner plötzlich empor und ergreift seine Violine. Die Gesellschaft glaubt, er wolle irgend einen ganz neuen Walzer vortragen. Lanner aber bittet um Stille, und sagt: Freunde, es ist mir etwas Eigenes eingefallen. Wie Ihr da seyd, einen Jeden von Euch will ich nach seiner Eigenthümlichkeit auf meinem Instrument characterisiren. Diese Idee überraschte; man war gespannt. Da fängt Lanner an zu geigen, porträtirt den Ersten, den Zweyten und so fort Jeden der Reihe nach. Ein Jeder versicherte, daß er vollkommen „getroffen“ worden sey. Aber die Töne sind verklungen; kaum weiß man die interessante Thatsache selbst.

Local-Ausstattung.

Tausende, oft viele Tausende kostet die Ausstattung öffentlicher Localitäten. Nimmt man so ein Caffehhaus! Die köstliche Mahlerey, Vergoldung, Meublirung, Decoration jeglicher Art. Und das Alles durch die schon in der

Natur der Sache liegende, oft trivialste Abnützung und Verderbniß, von heute auf morgen; nichts zu sagen von der Wandelbarkeit des Modegeschmacks. Versucht wird man, diesen Aufwand machende Verschwendung, Verunehrung der Kunst zu nennen. Aber was will man machen? Man muß dem Zeitgeschmack huldigen, heißt es. Indeß kann da Einer auftreten und sagen: Was mich betrifft, so lasse ich all meine Einrichtungsstücke von massivem Eichenholz machen; die Wände mit Eichenholz austäfeln, so auch den Plafond und schmale goldene Leistchen darauf anbringen. Diese Ausstattung wird von Tag zu Tag schöner, je dunkler das Holzwerk, je glätter es von Zeit zu Zeit gebohnt; es dauert ein Jahrhundert, ist ewig neu, glänzend und geschmackvoll, kostet nicht das Viertel, vielleicht nicht das Sechstel, behält auch immer seinen Kaufwerth, ist für Kinder und Kindeskinder, und schon in wenig Jahren sind so und so viele Tausende erspart, die Ungelegenheit oftmahliger Erneuerung oder Veränderung gar nicht in Anschlag gebracht. Ob man einen also Redenden auslachen würde, weiß ich nicht. Ich kann aussagen, daß ich mich mit großem Vergnügen an die, gerade so beschaffen gewesene Ausstattung des Kramerschen Caffehhauses im Schlossergäßchen erinnere.

Zu Allerheiligen.

Herzog Rudolph IV. „der Stifter" begehrte durchaus, daß die Stephanskirche den Nahmen „zu Allerheiligen" führe; aber es blieb nicht dabey, vermuthlich, weil er, leider, nur allzufrüh starb. Nach Rudolphs Vorschrift war der Titel des Propstes: „Wir von Gottes Gnaden,

Propst zu Allerheiligen in Wien und Erzkanzler in Österreich." Der Propst von Sanct Stephan aber war gefürstet, und sein Kanzler mußte sich nennen: „Kanzler anstatt des Propstes zu Wien." Dieser war verpflichtet, dem Propste, als dem Erzkanzler, jährlich einen Ring zu verehren, im Werthe von 3 Gulden. Der Propst zu Allerheiligen war befugt ritterlichen Harnisch zu tragen mit Helm und Schwert; den Chorherrn jedoch war nur ein kleines stumpfes Tischmesser bewilligt. Die Sanct Stephans-Propstey hatte der Kammer zu Rom jährlich ein Viertel Pfund Gold zu entrichten; sie stand unmittelbar unter dem heiligen Stuhle.

Masken-Phantasterey.

Wie auf der Redoute ein liebeglühender Mann für eine weibliche Maske entbrannt, sie unablässig verfolgt, sie beschworen sich zu demaskiren; wie sich diese dann entfernt, in einen Fiaker gestiegen, der Mann ihr nach; wie der Wagen an einem Friedhof gehalten, die Dame ausgestiegen, inmitten der Gräber wandelnd, dem Zudringlichen endlich willfahrt, die Maske abgezogen und einen Todtenkopf gezeigt zu Graus, Entsetzen, Wahnsinn und jämmerlichem alsbaldigen Ende des Ruchlosen: solch eine gräßliche Mähr erzählte man noch gegen den Ablauf des vorigen Jahrhunderts gar häufig. Meißner unter andern that dieß. Einer ähnlichen Historie erwähnten noch vor wenig Monathen, als in Schlesien sich zugetragen, öffentliche Blätter.

Beyde Abenteuer übrigens stimmen dahin überein:

Die weibliche Maske zog die Larve ab, und siehe: ein Todtenschädel.

Lassen wir es dabey bewenden; es liegt uns nichts daran; es geht uns nichts an; es sind wohl ein paar ansprechende Geschichtchen, und somit gut.

Auf Anlaß derselben aber will ich um Erlaubniß bitten, eines vorzubringen, das in der Exposition wohl so ziemlich ähnelnd, in seinem eigentlichen Verhalt aber gewiß sehr verschieden ist.

Der Held dieses Historchens ist ein Irrsinniger, und das allein ist schon interessant: er fängt da an, wo die andern Beyden aufhören. Es ist niemand Anderer, als der Baron Allwin, der räthselhafte Sohn des räthselhaftesten aller Väter und Erdenbürger überhaupt.

Baron Allwin befand sich bereits ein volles halbes Jahrhundert im Irrenhause, und das mit Weib und Kind und einem prachtvollen Tieger, welche letzteren Drey nichts weniger als verrückt waren, sondern dem Baron nur aus Anhänglichkeit Gesellschaft leisteten. Er selbst war auch nicht mehr recht irrsinnig; es hatte sich die Sache etwas abgekühlt, und es war eben so wenig Wahnsinn zu nennen, daß er beschlossen, all seine übrigen Tage in der viel gewohnten Lage und Localität hinzubringen.

Indessen, eines Tages, nach einem Discurs mit dem aus China zum Besuch anwesenden Doctor Heastly, verfiel der Baron auf die wirklich etwas sonderbare Idee, die Redoute zu besuchen.

Hindernisse konnte es wohl nicht geben, denn wenn man ein paar Millionen besitzt, recht freygebig ist, einen prachtvollen Tieger zum guten Freund hat, und seit länger als

50 Jahren in demselben Hause als ein charmanter Mann bekannt ist, so besucht man die Redoute.

Baron Allwin besuchte die Redoute. Sein Costum war das seines Vaters: Talar und Kappe von silbergrauer Seide.

Der Baron geht auf und ab; das Ding spricht ihn nicht recht an. Masken wenige; und diese wenigen ohne Genialität, ohne Reichthum, ohne Pracht. Edelsteine und Perlen, Alles unecht; die Trachten abgedroschen. Die Conversation, die Witze geistlos; Alles alltäglich; nichts von irgend einer romantischen Ressource, keine Spur abenteuerlicher Elemente; ein gemachtes abgekartetes, mechanisches, schales, inhaltleeres Treiben; nichts als ein Gähnen im Großen.

Der Baron fing an, zu bedauern, daß er nicht Nero, den prachtvollen Tieger mitgenommen, der sehr gut auf Zweyen ging. Im Domino oder als Tieger in natura hätte dieser Freund ihm Unterhaltung gewährt. Der Baron fuhr fort, das zu bedauern, setzte sich in einen Winkel, gähnte wie die andern Leute, und schlief ein. Beym Erwachen wußte er nichts Klügeres zu thun, als ein Paar Gläser Punsch zu trinken, und die Zeitungen zu verlangen, deren aber keine da waren.

So, der Verzweiflung ausgewürfelt, stürzt er sich unter die Gruppen, durch die Massen, Willens diesem Aufenthalt der großartigen Langweile zu verlassen; ihm zu entfliehen, mißmuthig, unwillig, in Ärger und Zorn ob solcher Täuschung, schnell, in Hast, fort, fort!

Doch anders wollte, geboth es der plötzliche Anblick einer weiblichen Maske; eine Juno, eine Hebe, eine Grazie, was soll man sagen; schildern, beschreiben, ausmahlen heißt nichts thun. Dieser Wuchs, freylich auffallend

hoch; aber diese Haltung, diese Anmuth der Bewegungen, dabey dieser Adel, diese Majestät: kurz der Baron wurzelte, regungslos vor Erstaunen, Bewunderung, Sehnsucht, Gier.

Die Dame ohne alle Begleitung, in dem kostbarsten Costum einer Spanierinn, streift umher, mit einer fast abenteuerlichen Unbefangenheit, mit der Mantille coquettirend; man weiß nicht, was das bedeuten soll; man zuckt die Achseln, denn ihre Diamanten sind echt.

Der Baron durch und durch electrisirt, folgt dem unbegreiflichen Wesen auf der Ferse. Er redet es an; er erschöpft sich in feinen, geistreichen Anspielungen; er läßt nimmer ab von der Zauberin.

Fast eine Stunde schon dauert diese Jagd; sie beginnt schon, Aufsehn zu machen; man findet sie unanständig. Der Baron selbst fühlt das, er bittet, er beschwört die Fremde, sich zu demaskiren. Ihre Antwort besteht darin, daß sie mit der Hand auf die Ausgangthüre des Sales hindeutet.

Baron Allwin schwimmt in Entzücken.

Die Dame fort, hinab; er nach. Der Wagen rollt vor. Der Bediente öffnet den Schlag. Leise sagt sie ihm ein paar Worte ins Ohr, er es dem Kutscher. Nichts weniger als eilfertig steigt sie ein; der Baron, verwegen, vermessen genug, steigt nach, setzt sich neben sie.

Wohl eine halbe Stunde lang wird gefahren. Der Baron nimmt es nicht wahr, und die Dame demaskirt sich nicht.

Vor einem Friedhofe wird gehalten. Der Bediente springt ab, zieht einen Schlüssel aus der Tasche, und öffnet

das große eiserne Gitterthor. Dann hilft er seiner Gebietherinn aussteigen, und dem Baron ebenfalls.

Auf der ganzen Fahrt war keine Sylbe gesprochen worden; auch jetzt wird keine Sylbe gesprochen. Die Dame schreitet bis mitten auf den Kirchhof fort; da bleibt sie stehen; der Baron deßgleichen. Der Wagen sammt Kutscher und Bedienten war davon gefahren.

Als die Dame noch immer schwieg, redete der Baron sie an, beschwor sie neuerdings, sich zu enthüllen. Ohne einen Laut zu erwiedern schlug sie die Mantille zurück, und nahm die Maske vom Gesicht.

In solchen imposanten Momenten pflegt der Mond oder die Sonne aus den Wolken zu dringen, urplötzlich, die wichtige Scene wie feyerlich zu beleuchten; das Gewölk macht da immer höflich Platz. Wie billig, geschah das auch jetzt. Also, die Dame demaskirte sich, und — nicht o Entsetzen, oder: welch ein grausiger Anblick; oder: welch eine gräßliche, schauerliche Erscheinung; nichts von alle Dem. Ein Todtenkopf grinste den Baron an, und er seiner Seits grinste den Todtenkopf an, denn er war gefaßt, vorbereitet auf eine solche Entwicklung; es verstand sich gleichsam von selbst; es war wie eine dramatische Nothwendigkeit.

Ein paar Augenblicke hindurch grinsten sich die beyden Köpfe so an, ganz ruhig. Endlich glaubte der Baron, das Knochenantlitz sey nur eine zweyte Larve, ganz glatt, gut gezeichnet, und gut colorirt. Diese Prellerey machte ihn ärgerlich, zornig, grimmig, toll; es überkam ihn eine kleine Crisis von Narrheit. Er packte dieses Gesicht; es war in der That eine zweyte Maske; er riß sie herunter, und siehe, jetzt glotzte ihn ein wirklicher knochiger Todtenkopf an.

Schäumend vor Wuth zieht der Baron den Dolch, und stößt ihn mitten in dieses Gesicht, daß er stecken bleibt.

In demselben Augenblick wendet sich die Gestalt. Der Baron glaubt, ein dumpfes Hohngelächter zu vernehmen, und sein Ingrimm verdoppelt sich. Mit beyden Fäusten, mit Herculeskraft packt er den ganzen Schedel, reißt, bricht ihn vom Rumpf der göttlichen Spanierinn, und schleudert ihn zu Boden, daß er kollernd dahin hüpft.

Da wird das Hohnlachen vernehmlicher; aber die Dame, die Mantille über dem Rumpf, kehrt dem desparaten Liebhaber den Rücken zu, und entschwindet.

Schon graute der Morgen. Ein frischer Luftstrom brachte den Baron zur Besinnung. Was blieb ihm übrig? Was sollte er an diesem Orte weiter machen? Er begab sich nach Hause.

Der Portier machte ein ängstliches Gesicht; der Leibdiener Allwins, ein sehr zufriedenes. Er brachte seinen Herrn zu Bette.

Beym Frühstück erzählt der Baron sein Abenteuer. Seine Gemahlinn, jene himmlische Zigeunerinn, lacht dazu. Der Baron staunt; er weiß das nicht zu deuten. Da langt sie einen Dolch hervor, legt ihn ruhig auf den Tisch, und sagt: So sind die Männer.

Der Baron, Anfangs betroffen, faßt sich schnell. Es war sein Dolch; er hatte Alles durchschaut. Er nimmt eine Schleife aus der Brusttasche, legt sie ruhig auf den Tisch, und sagt: So sind die Weiber.

Der alte Conrad, mehr Freund als Diener, war Zeuge dieser einsylbigen und doch so beredten Erklärung.

Er machte eine Verbeugung, und sagte: So sind die Menschen.

Status der Autographe-Sammlungen.

Zu den noch nicht erfundenen Künsten gehört die Kunst zu rechter Zeit anzufangen, und die Kunst, zu rechter Zeit aufzuhören. Dann noch eine dritte, nähmlich die Kunst, das Anfangen oder Aufhören eines Andern richtig zu beurtheilen.

Was diese Letztere betrifft, so heißt es gewöhnlich: Was der Alles unternommen hat! Eine Menge Sachen hat er angefangen, und nichts hat er ausgeführt; kaum begonnen, und schon wieder aufgehört, u. dergl.

Gar selten aber wird bedacht, daß man vernünftiger Weise eine Unternehmung nur so lange fortsetzt, als ihr Zweck es gestattet, als es der Mühe werth ist. Man sammelt, so lange man Vergnügen daran findet; man betreibt eine Speculation so lange sie sich rentirt; man macht Versuche, und wenn sie sich nicht entsprechend gestalten, so hört man auf, wenn nähmlich überhaupt keine Verbindlichkeiten dabey obwalten, denn in einem solchen Falle muß man Alles aufopfern, und nöthigen Falls sich selber.

Unter meinen eigenen Unternehmungen in neuerer Zeit sind drey, die ich wieder aufgab, als es sich zeigte, daß sie sich nicht mehr lohnen. Ja bey einer derselben hielt ich sogar mit Schaden aus, nähmlich bey den Porträten vaterländischer Naturforscher und Ärzte. Aber einen Jahrgang von 36 Blättern wollte ich doch nicht unvollendet lassen; und glücklich verlor ich dabey 500 Gulden. Die andern beyden Entreprisen sind die **Bibliotheca austriaca** und die Autographe.

Diese Erstere setzte ich ziemlich viele Jahre fort; Tausende von größern und kleinern Werken über Österreich hatte ich zusammen getrieben; in Catalogen, die auf 20 Bogen anwuchsen, ausgebothen, fast alle abgesetzt, und nun hörte ich auf. Warum? Weil einerseits fast nichts mehr zu finden war, andrerseits weil die besten Abnehmer entweder weggestorben oder gesättigt waren, ohne durch neue ersetzt zu seyn.

Die Autographe anlangend, so versuchte ich es 4 Jahre lang, von 1838—1841. Ich gab 6 Versteigerungen, 6, wiewohl ich schon bey der 3. calculiren konnte, daß bey der ganzen Sache nichts heraus komme. Die erste Auction machte sich gut, wiewohl nicht glänzend; denn wenn z. B. Luther auf 200 und Erasmus von Rotterdam auf 25 Gulden ging, so waren das von mir selbst limitirte Preise. Mit Schiller, der auf 60 Gulden stieg, ist das eine eigene Sache; es waren zwey herzhafte Concurrenten da; Schiller wird immer hoch gehen, wie Goethe immer sehr gering gehen wird (1 fl. ausgerufen, blieb er zuletzt liegen), das begreift sich von selbst.

Die Erscheinung, Handschriften marquanter Personen in Anzahl öffentlich zu Markte zu bringen, war bey uns neu. Ein ziemlich zahlreiches Publicum fand sich ein; es schien, die Lust, Autographe zu sammeln, sey vorhanden; und es war Anlaß da, zu folgern, daß diese Neigung sich befestigen und ausbreiten werde. Ich gab also eine zweyte Auction, und siehe, es war nicht mehr viel zu sehen von Liebhabern oder Käufern oder lediglichen Neugierigen. Das Meiste ging mittelmäßig; Viel blieb liegen; es war ein bloßes Scheingeschäft, selbst wenn manches einzelne Stück wirklich sehr hoch wegging; denn auf

Einzelnheiten kommt es nicht an, sondern auf das Ganze, auf das End-Resultat. Und in diesem Verhältniß, immer schwächer und schwächer, ging es bis zur sechsten Versteigerung. Es war also gerade der umgekehrte Erfolg eingetreten, und es blieb nichts übrig, als die ganze Sache aufzugeben.

Ich hätte das vielleicht schon bey der dritten Sammlung gethan; allein, da sich eben Gelegenheiten zu Einkäufen in Massen dargebothen, so ließ ich mich bestimmen, den Versuch fortzusetzen. Mit der sechsten aber hörte ich auf. Indessen fahre ich fort, Autographe zu kaufen, wenn es Stücke sind, zu deren Absatz bey den wenigen kaufenden Sammlern ich Aussicht habe.

Ich sage: „bey den wenigen;" und da ein paar auswärtige Zeitblätter jüngst so wunderliche Nahmen genannt, so will ich die mir bekannten hierortigen Sammler, welche NB. kaufen (denn sonstige, die geschenkt haben wollen oder bloß tauschen, gibt es mehrere, obwohl schwerlich mehr als ein halbes Dutzend) hier anführen.

Vor Allem ist die Hofbibliothek zu nennen, und zwar mit sehr gegründetem Respect. Ihr Autographe-Cabinet ist ein wahrer Schatz. Das Verdienst seiner Gründung und ununterbrochenen Vermehrung gebührt dem Herrn Präfecten, Moritz Grafen v. Dietrichstein.

Eine sehr ansehnliche Sammlung besitzt Herr Eugen Graf v. Czernin. Sie wird mit Eifer bereichert, und dabey auch auf den Inhalt des Textes Rücksicht genommen, weßhalb manche Nahmen mehrfach vorkommen.

Umfassend und kostbar ist das Cabinet des Herrn Alfred Ritter v. Franck, der auch eine große Anzahl von Tauschstücken besitzt. Seine Sammlung erhielt erst neuerlich

durch die seines Herrn Bruders (des dramatischen Dichters) einen mächtigen Zuwachs.

Herr Aloys Fuchs beschränkt sich auf Autographe von Tondichtern und Musikern überhaupt. In diesem Zweige aber ist seine Sammlung die reichste, die es irgend geben kann.

Und hiermit ist unsere Statistik schon voll. Ein paar andere Sammlungen wollen nicht viel bedeuten. Etwa zwey Liebhaber, die früher gekauft, sind fortgezogen. Einige sonstige Sammler haben aufgehört, Manche schon von der zweyten Versteigerung an. Die Bestellungen von auswärts waren verhältnißmäßig nichts weniger als unbedeutend. Auf sie allein aber läßt sich nicht speculiren, selbst nicht ohne des Vehikels einer Auction, da es zu umständlich.

Aus dem Gesagten also läßt sich klar genug entnehmen, daß ich nicht ohne Gründe aufgehört, Autographe-Geschäfte zu machen. Noch ganz besondere Motive habe ich gar nicht erwähnt. Es war ein Experiment; und da es fruchtlos blieb, ließ ich die Sache fallen.

Ein Geist.

Nach langer, langer Zeit hat sich ein Geist sehen lassen, und wieder sehen lassen. Was das Eigene dabey: er rauchte Tabak und rauchte stark Tabak, die ganze Nacht, aber nicht Cigarren, nein, aus einer unsichtbaren Pfeife. Weiß war er sehr; nur das Gesicht schien etwas bräunlich, und der Bart etwas schwärzlich. Die ältesten Geisterseher erinnerten sich nicht, daß ihnen je ein solches Gespenst vorgekommen. Sie stutzten daher ein wenig, wurden etwas stätig,

und zogen sich zurück. Man konnte nicht wissen, was es mit dem Rauch für ein Bewandtniß; es war ja sehr möglich, daß er nicht vom Tabak herrühre. Nur die reine, schöne, ruhige Weisse dieses Geistes vermochte, diese Seher in Etwas zu trösten, ihnen einigen Muth einzuflößen. Selbe waren sehr thätig; sie legten sich den ganzen Tag auf die Lauer, und paßten dem Geist auf. Dieser ist nur bey Nacht thätig; da spaziert er muthig herum. Oft sieht man ihn auf den Rennweg hinaus sich begeben. Dort bleibt er manchmal stehen, und sucht eine Gasse; er muß nicht lesen können, denn die Beleuchtung ist gut. Häufig gewahrt man ihn auf dem Wall der Schottenbastey, bey dem Bierhause. Da hält er an, und schaut auf das Gitter des Eingangs, allwo geschrieben steht: „Zum Niederländer.“ Der Geist muß nicht lesen können, denn die Beleuchtung ist gut. Frauenzimmer, bey denen die Furcht von der Neugier stets überwogen wird, kamen endlich hinter den Geist. Es stellte sich heraus, daß selber ein ehrlicher Maroccaner sey einerseits, andrerseits aber ein unehrlicher. Er war der Grundwächter des completen Livius in Marocco gewesen; er hatte diesen Schatz einem fremden Reisenden ausgeliefert, und da es aufkam, sich geflüchtet, heimlich, gut in Linnen emballirt, dampfschifflich. Er sucht anjetzt die Stätten früheren Ruhms auf, die Maroccanergasse, das detto Bierhaus, so aber jetzt ins Niederländische übersetzt, jenes am Thury ꝛc. Da der besagte Geist sonst ein ehrlicher Mann, ließ man ihn laufen, und er lief. Jedermann wird ersucht, ihn frey passiren zu lassen, denn er ist ein ehrliches Gespenst, welches nicht herum läuft, um zu schnipfen; es ist ein ruhig privatisirendes Gespenst. Friede einst der Asche dieses rechtschaffenen, grundehrlichen Geistes.

Bäder.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatte die Stadt Wien (in ihrem innern Umkreis) mehr Badeanstalten, als alle andern Städte Deutschlands zusammen genommen. Spuren davon sind nur noch wenige da: Die Nahmen Neubad, Stubenthor ꝛc. Das Stubenviertel hat bekanntlich den Nahmen von den damahls so überaus zahlreichen Badestuben daselbst. Bäder gab es in jener Zeit auch in sehr vielen Privathäusern. Die Inhaber der öffentlichen Bäder oder Badestuben hießen: „Bader“; sie nahmen zugleich Bart und Kopfhaare ab, schnitten die Leichdorne aus, ließen zur Ader, schröpften und machten anderweitige chirurgische Operationen, daher denn die Wundärzte und Barbiere noch fortwährend gar uneigentlich Bader genannt werden. Daß es in jener Zeit gar so viele Bäder gab, läßt sich erklären, weil die, wohl durch den häufigen Verkehr mit dem Orient herbeygeführte leidige Krankheit des Aussatzes so sehr um sich gegriffen hatte. Daß man aber jetzt so wenige Bäder, im ganzen Innern der Stadt keine einzige Badeanstalt hat: das läßt sich nicht erklären. Reiset man im Auslande, so trifft man, selbst in kleineren Städten, häufig sogar in den Gasthöfen Bäder an.

Grelle Ahndung.

Unter Albrecht dem Lahmen, einem würdigen, um Stadt und Land vielverdienten Fürsten, fand in der Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Wien eine fürchterliche Bestrafung Statt. Der herzogliche Küchenmeister, Nahmens Stibor, hatte einen Widersacher, der ein Schwabe war.

Dieser Nichtswürdige sann darauf, Stiborn zu verderben. Er fabricirte Briefe, aus denen hervorging, daß Jener die Absicht, und zum Theil schon ins Werk gesetzt habe, den Herzog zu vergiften. Wohl mochte der Ruchlose darauf gerechnet haben, daß Albrecht, wie man weiß, eben auch durch Gift an Händen und Füßen gelähmt worden, lebenslänglich, 30 Jahre unsägliche Schmerzen leidend und heldenmüthig ertragend, solcher Anklage nicht unzugänglich seyn werde. Stibor ward ergriffen, gefesselt nach dem Hoflager in Kärnthen geschleppt, ein halbes Jahr lang eingekerkert gehalten bey Wasser und Brod, gewärtig der Folter und grausamen Todes. Da entlarvte aber ein Zufall den schändlichen Anschlag, darthuend die Schuldlosigkeit des Angeklagten. Der ward nun alsogleich auf freyen Fuß gesetzt, erhielt Entschädigung, wie nur immer denkbar, und behielt seine Stelle. Der schändliche, freche Verläumder wurde in einem eisernen Käfig auf einer Säule auf dem hohen Markt durch zwey Wochen der Verspottung, Verdammung, Entrüstung und Züchtigung des Volks preis gegeben; und da er glaubte, es sey wohl mit dieser Strafe abgethan, höchstens werde noch eine Geldbuße auferlegt werden, fand er sich gar bald entsetzlich getäuscht. Lebendig wurde er auf dem Stephansfriedhofe .... eingemauert. Dieser Albrecht war sonst ein gutmüthiger, gerechter Herr, nahm auch mit weiser Unterscheidung der Umstände die Juden in Schutz, welche damahls so arg verfolgt wurden. Hart züchtigte er die Kremser ob ihrer wüthenden, blinden Frevel an ihnen, worüber es in einer Chronik lautet: „daß ihm so leid wär um seine Juden.“

„Dergleichenthuerey"

möchte man das Manöver nennen, dessen sich manche Kaufleute bedienen, die Vorübergehenden, besondes des Abends bey Beleuchtung glauben zu machen, daß es da große Geschäfte gäbe, starken Absatz, lebendigen Verkehr, ansehnliche Losungen ꝛc. Da sieht man z. B. in Kaufläden, deren Waaren doch wohl nur von der Art sind, daß man sie bloß beym Tageslicht zu kaufen pflegt, wie Leinwand, Tuch, Teppiche, Shawls ꝛc. eine erstaunliche Lebhaftigkeit. Ein Kommen und Gehen von Kunden, ein Hin- und Her-, ein Hinaus- und Hereintragen von Waaren, oft in großen Päcken, ein hastiges Thun mit der Elle im Abmessen, Zusammenlegen, Emballiren; ein eilfertiges Auflegen, Vorweisen, Anempfehlen verschiedener Stoffe. Viel wird geredet, gemarktet, gefeilscht mit einer Menge von Leuten, die aussehen wie kaufende Kunden. Es ist ein Getreibe, eine Lebendigkeit; man schöpft kaum Athem, so erstaunlich viel hat man zu thun, so current und blühend ist das Geschäft; an den Fingern läßt sich abzählen, daß man in einem Jährchen ein reicher Mann seyn müsse, gar nicht ausweichen könne, es zu werden, folglich des extremsten Credits würdig sey. „Ja, wenn man sein Capitälchen bey solch einem Mann placieren könnte! Aber der wird leider kein Geld brauchen." Fast jeden Abend zu einer bestimmten Stunde sieht man, wie der Chef selbst, oder der erste Commis, oder der eigene Cassier, die den Tag über eingegangenen Gelder zählt, Cassa macht. Man kann das im Vorbeygehen sehr deutlich sehen, denn jedes Hinderniß ist beseitigt. Da sieht man also hohe Päcke Banknoten; die obere Lage wird abgenommen und neu gezählt, geschwind notirt

mit dem Bleystift oder der Feder hinter dem Ohr. Der Pack wird zurück gelegt; ein anderer kommt zum Vorschein aus einer dunklern Ecke; darneben ein paar große Geldschüsseln voll Silber oder Gold. Endlich wird der Laden geschlossen. O gewiß bis gegen Mitternacht werden diese einerseits beneidens-, andrersseits bedauernswerthen Leute mit dem Abzählen dieses vielen Geldes zu thun haben. Wenn nur nicht etwa gar eingebrochen wird. O wie abscheulich mißtrauisch müßte man seyn, wollte man die Lebhaftigkeit eines solchen Geschäfts mit den gewissen Licitationen in den Straßenläden vergleichen, wo es viele Acteurs und Statisten gibt ꝛc. Nein, nein, dem ist nicht also. Es ist durchaus nicht etwa jene verläumderische „Dergleichenthuerey,“ welcher Ausdruck uns am Eingang dieser Zeilen entschlüpft ist, was wir sehr bereuen. Wenn es aber doch einiger Maßen so wäre, so müßten wir auf der Stelle die löblichen Buchhandlungen ausnehmen. Diese Geschäftsleute verschmähen es, zu einer solchen „Dergleichenthuerey“ ihre Zuflucht zu nehmen, woher es denn natürlich kommt, daß man, versteht sich aber ohne ihr eigenes Verschulden, oft Stunden lang keinen einzigen Menschen in ihren Läden beleuchtet sieht, als das eigene Personale. Und dabey hat selbes leider unaufhörlich zu schreiben, in Handlungsbücher einzutragen, was Alles wirklich in der Natur dieses Geschäftes liegt, während dieß, zum wahren Ergetzen der Zuschauer in anderweitigen Handlungen nur so pro forma geschieht. Schon wieder „Dergleichenthuerey.“ Aber ich bitte Sie, wie können z. B. in einer Galanterie- oder Silberwaarenhandlung zwey bis drey Individuen Jahr aus Jahr ein den ganzen lieben Abend (gerade den lieben

beleuchteten Abend) Buchhalterey, Correspondenz ꝛc. zu treiben haben? Lauter Dergleichenthuerey.

Das Lenkey'sche Weingeschäft.

Das ausgebreitetste und ergiebigste Geschäft mit ungarischen Weinen in Wien machte Herr v. Lenkey schon, als Hammer, der Vater (Handlung und Schank im rothen Igel) noch lebte, der lange Zeit gewisser Maßen Monopolist gewesen. Damahls aber, vor 44 Jahren, wurde das Lenkey'sche Geschäft nur im Großen getrieben; im Detail und als öffentlicher Ausschank besteht es seit 1811. Mit dem Etablissement Hammer's des Sohns ging es allmählig schwächer, während jenes Lenkey's sich zusehends und mächtig empor hob. Dieser gründete sein Detailgeschäft in dem Locale, in welchem es sich noch gegenwärtig befindet, in dem damahls Eisenhutter'schen Hause, welches drey Gassen beherrscht. Ehe Lenkey sich daselbst situirte, hatte es auch von der Weihburggasse einen Thorweg, wie jener in der Singerstraße. Selber war aber der Länge nach verbretert; es waren ordinäre Buden, unter andern die eines Trödlers da angebracht, und die Passage, bloß zum Gehen, war ziemlich schmal. Der Eingang dazu befand sich gerade da, wo man jetzt in das erste Extrazimmer eintritt. Die Lenkey'schen Weine fanden außerordentlich lebhaften Zuspruch. Die Localitäten waren fast zu jeder Stunde des Tages, besonders in der Nachmittags- und Abendzeit, vornähmlich an Sonn- und Feyertagen, dergestalt angefüllt, daß oft Hunderte von Gästen aus Mangel an Plätzen sich wieder fortbegeben mußten. Steinbrucher und Sexarder sind die Gattungen, welche am Meisten consumirt werden;

selben schließen sich an: Adelsberger, Ofner (auch sogenannter „Ofner wie Burgunder," in welcher Hinsicht wohl „Ofner wie Ofner" vorzuziehen), Erlauer, Schomlauer ꝛc. Unter dem Nahmen: „Cabinetswein" ist seit 10 Jahren auch eine Sorte sehr beliebt, die aus Rheinreben in Ungarn angepflanzt, erzeugt wird. Das Lenkey'sche Etablissement (bloß Ungarweine) gehört unter die allerbedeutendsten des Kaiserthums, und ist das blühendste des Wienerplatzes. In den erstern Jahren des Detailgeschäfts bestand einige Zeit hindurch eine förmliche Restauration daselbst. Es ist interessant, noch so viele der Stammgäste da anzutreffen, während man hinwieder allerdings manchen Andern, wie Span, Carl ꝛc. vermissen muß, die im Verlauf so vieler Jahre das Zeitliche mit all seinen Ungarweinen gesegnet. Der Chef, Herr Achaz v. Lenkey, ein Mann von Erziehung, Bildung, Belesenheit und vieler Liebenswürdigkeit conservirt sich dagegen trefflich. Er besitzt eine schöne Büchersammlung, unter Andern die römischen Classiker in der Originalsprache und in den vorzüglichsten Editionen cum notis variorum etc.

Merkwürdiges Siegel-Cabinet.

Die mit dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv vereinigte berühmte Siegelsammlung war von Sartorio Ursato, dem gelehrten Paduaner angelegt worden. Nach seinem Tode 1678 setzte sie Steycker, der holländische Gesandte zu Venedig fort, dann ein nürnbergischer Kaufmann Nahmens Geysel. Der Historiograph Glasey erheirathete sie, und continuirte sie ebenfalls. Am Meisten aber gewann sie durch den Wiener Domherrn Smitmer, in dessen Besitz sie 1772 gelangte. Er verfaßte unter Andern werthvolle Commen-

tare und Register dazu. Nach dessen Tod gelangte sie in den Besitz des Wirthschafts-Directors Kowatsch, und dann in den des geheimen Cabinetsofficialen Löschner. Von seiner Witwe kaufte sie sofort das k. k. Hausarchiv. Smitmer hatte diese Sphragidothek auf 9000 Stücke gebracht. Er war ein sehr wissenschaftlicher Mann, Comthur des Malthester-Ritterordens, geboren 1740, gestorben den 4. Oct. 1796, aus einer Familie, die schon im 4. Jahrhundert in Wien ansäßig war. Der nachmahlige Buchhändler Haselmeyer war Bedienter bey ihm. Smitmer bemerkte seine Neigung zu Büchern, gab ihm Gelegenheit, sich zu unterrichten, förderte ihn dabey, unterstützte ihn und verschaffte ihm ein Handlungsbefugniß.

Baillet,

der französische Sprachmeister, verdient, nicht vergessen zu werden. Das ist so bescheiden gesagt, wie der Mann selbst war. Im Verlaufe der 90ger Jahre, auch später noch, war er Professor (damahls sagte man schlechtweg Lehrer) in der Real-Handlungs-Akademie bey St. Anna. Er trug nach der Grammatik des Hilmar Curas vor (für die italienische Sprache hatte man noch den Tarmini), und schrieb ein Lesebuch zu derselben, welches er drucken ließ, und das recht gute Dienste that. Das lebhafte, freundliche und heitere Wesen dieses Mannes, und sein herzliches Wohlwollen und Vertrauen trugen wesentlich dazu bey, ihn beliebt zu machen, und zu veranlassen, daß man gern und leicht lernte, man kann fast sagen spielend. Baillet hielt auch eine Schule in seiner Wohnung, in der neuen Welt. Die wurde stark besucht. Für diese seine Schüler hatte er ein eigenes kleines

Lexicon solcher französischer Wörter zusammen getragen, die sich in den meisten Dictionairen, selbst in dem des deux nations nicht befanden. Die Zahl dieser Wörter war 1000. Von diesem „Tausend Wörterbüchlein" ließ er Abschriften anfertigen, die man zu billigem Preis haben konnte. Bey vorgerücktem Alter supplirte ihn seine eben so lebhafte Tochter Francisca mit Geschick und Erfolg. Er hieß Leopold.

Stadt in der Stadt.

Herzog Rudolph IV., sattsamen Rechts „Der Stifter" (fundator), auch zuerst „Erzherzog" genannt, hatte bey der Gründung der Universität in vollem Ernste die Absicht, daß diese Hochschule inmitten einer eigenen, nur sie selbst angehenden Stadt sich befinde, also eine Stadt in der Stadt Wien sey, umgürtet mit Mauern und Thürmen. In dieser selbstständigen „Universität-Stadt" sollten die Lehrer und Schüler, nicht beunruhigt und gestört von dem profanen Getöse öffentlichen Treibens, wohnen mit dem dazu gehörigen Dienst- und sonstigen Personale. Diese Stadt sollte bey der Schaufellucken beginnend, bis zu den Schotten sich hinziehen, in sich schließend die Minoriten sammt dem Garten ꝛc. Vorsteher sollte der Propst von St. Stephan seyn. Den Lehrern wie den Studirenden waren große, seltene Vorrechte eingeräumt: alle ihre Bedürfnisse mauthfrey; den Landgerichten nicht unterworfen, da der Rector ihr Richter; auf diesen von den Herrschaften freyes Geleit; körperliche Unantastbarkeit, da jede Verwundung streng verpönt, und kein Asyl dagegen schütze. Die Hauseigenthümer sollten gehalten seyn, für diese Insassen alles Mögliche zu thun, zu Schutz und

Schirm, Ruhe, Bequemlichkeit, Verannehmlichung rc.; der billigste Zins, keine Steigerung. So kommt es im Stiftbriefe vor, vom 12. März 1365. Indeß schon den 27. July desselben Jahres mußte dieser edle Fürst, erst 26 Jahre alt, aus dem Leben scheiden, und das Ideal der Universität-Stadt zerfloß wie ein Traumgebilde. Jedoch war die Hochschule selbst allerdings bald ins Leben getreten; auf welcher Stelle aber, das läßt sich nicht genau bestimmen. Lazius nimmt den Platz der Augustiner an; Andere geben an neben den Minoriten. Rudolphs Nachfolger, Albrecht III. übersetzte die Universität bey ihrem bereits 19jährigen Bestande in die Nähe des jetzigen Gebäudes. Carl IV., Rudolphs Schwiegervater, konnte nicht umhin auf seines Eidams Stiftung eifersüchtig zu seyn, da er für sein bereits im 17. Jahre so stattlich blühendes Prager-Carolinum Eintrag besorgte: Aus Rücksicht für diesen großen Herrscher, der sich sogar schmeicheln durfte, Petrarca und Boccaccio nach Prag zu ziehen, unter dem Prag „die freudigste Stadt“ hieß rc., verweigerte der Papst dem Stiftbrief Rudolphs die theologische Facultät. Sie blieb aber dennoch in dieser Urkunde und trat auch in Wirklichkeit. Rudolphen hatten bey dem Plane seiner Universität die Hochschulen von Athen, Rom und Paris vorgeschwebt.

Ein Commando.

Unter den Spielereysachen der Kinder gibt es eine sogenannte Scheere, welche aus linealartigen Latten besteht, quer übereinander zum Schieben eingerichtet, auf die man Soldaten oder andere Figuren stellt, um damit zu manöuvriren.

Mit einer solchen Scheere unterhielt sich eines Tages ein reizender blonder Knabe von 3 Jahren. Es war in einem der vielen Gemächer eines großen historisch merkwürdigen Schlosses.

Der Knabe führte verschiedene Evolutionen aus, aber dießmahl nicht nach seiner eigenen Phantasie, sondern nach dem Commando eines bejahrten Mannes, welcher dicht neben ihm stand.

Dieser Greis befehligte nicht, um dem Knaben oder sich selbst Spaß zu machen. Er commandirte in vollem Ernste wie auf einem wirklichen Schlachtfelde, in heroischer Begeisterung, mit lebhaften Geberden, strahlenden Augen, erhitzten Wangen und lauter Stimme.

Der Knabe hatte genau Acht auf das Commando und die Bewegungen des Greises und operirte mit der größten Pünctlichkeit und Übereinstimmung.

Der Befehlshaber, ein Mann von 80 Jahren, war sehr zufrieden damit. Er gab selbes dem Kinde zu erkennen, und dieses fühlte sich dadurch beglückt, denn es war ein ingeniöses Kind, schon empfänglich für Begriffe der Ehre.

Der Greis war Militär. Er war zufällig zu diesem Spiele gekommen. Des Knaben Eifer hatte ihn angezogen und allmählig so gefesselt, daß er in Begeisterung gerieth, und wie in vollem Ernste commandirte. Er hatte dabey den Degen gezogen, denn er war in Uniform, und zwar in der Uniform eines Feldmarschalls.

Es war der Prinz de Ligne. Der Knabe war der Herzog von Reichstadt. Die Scene in Schönbrunn.

Chelidonius.

Wenn wir einmahl eine selbstständige, ausführliche Geschichte des Schottenklosters besitzen (und eine solche ist auch zur Illustration der Historie Wiens selber Bedürfniß, ja Bedingung), so werden wir auch eine der glänzendsten Zierden jener geistlichen Gemeinden näher kennen lernen, nähmlich Benedict Chelidonius, den 23. Abt der Schotten. Er war aus Nürnberg, Busenfreund Dürers und Wilib. Pirkheimers; inniger Freund Kaisers Max I., sein Historiograph, gekrönter Dichter, eine der Säulen der Donaugesellschaft. Gaben seines Geistes schmückte Dürer mit Figuren; sein allegorisches Singspiel: Voluptatis cum virtute disceptatio ausführen zu sehen, begaben sich Kaiser Carl V. und seine Schwester in die Schottenschule; den jungen Helden Niclas Salm widmete er es. Für die Klosterbücherey verwendete er sich sehr, wenn auch fast gar nicht für Sachen des Haushalts und der Klosterzucht. Letztere war auch sehr rigorös; die Zellen z. B. ungeheizt, daher Chelidonius sich bey Dürer und Pirkheimer entschuldigte, ihnen nicht öfter schreiben zu können, da es in dem geheizten Refectorium zu unruhig sey. Er starb 2 Jahre nach Max.

Wien, wann fertig?

Wien ist noch nicht fertig, und Wien wird niemahls fertig. Selbes vermerkt man am Augenscheinlichsten seit ein paar Jahren. Man gehe wann und wo man wolle, so wird man finden, daß man nicht gehen kann. Allenthalben wird gebaut, gepflastert, umgestaltet, ausgebessert, verschönert, verändert, erneuert &c. Kein Schritt ohne

auf so Etwas zu stoßen. Man sollte glauben, Wien sey vor einem halben Jahre angefangen worden, und müsse binnen 8 Tagen fertig werden, in solcher Hast geht Alles darunter und darüber. In einem Gässel wird gepflastert; in einigen Wochen kommt man wieder dahin zu gehen: es wird gepflastert, aber nicht noch, sondern schon wieder. Ist man so unvorsichtig, deßhalb zu fragen, so heißt es: Ja wir müssen das Gepflaster so machen, daß wir bald wieder zu thun bekommen; von was sollten wir denn leben? Aha, also daß Ihr leben könnt, Ihr guten, lieben naiven Leute! Nun wenn das ist, so läßt die halbe Million Einwohner es sich gern gefallen, keinen ruhigen, sichern (d. i. gefahrlosen) Schritt machen zu können; diese halbe Million bewundert den philanthropischen Grundsatz; sie erinnert sich, daß der Schuster, der Schneider, der Docter, ja jeder Producent eben so argumentiren; es fällt ihr bey, daß in England jüngst noch das gesetzliche Princip bestand, kein Haus dürfe länger als 50 Jahre stehen, damit es fortwährend Arbeit gebe ꝛc.

Der Herzog von Saint-Leu.

Er war einer derjenigen, von welchen man sagen kann, es sey unmöglich, sie zu kennen, ohne sie zu lieben. Allen, besonders den Holländern, wird dieser Mann unvergeßlich seyn. Er war gefühlvoll, wahrhaft, bieder, gerecht, sanft, anspruchslos, edelmüthig. Dieß sind nur wenige seiner Vorzüge; auf äußere, auf glänzende ging er nie aus. Er ist ohne Zweifel noch so, Naturen, wie die seinige, ändern sich in 30 Jahren nicht. Die Florentiner werden das bestätigen können.

Der Graf Saint=Leu, jetzt nennt man ihn Herzog, war schon krank nach Gratz gekommen. Das Gehen wurde ihm so gut als unmöglich; er saß den ganzen Tag, die Füße wohl verwahrt. Sein Profil dem seines Bruders sehr ähnlich: der Mund unmöglich so anmuthig, so bezaubernd; aber die Hände eben so wunderschön. Mit diesen Händen konnte er nicht viel machen; er pflegte zu dictiren. Sein Wesen war ruhig, ernst und mild. Sein Sessel war noch immer ein Thron; er herrschte über alle Herzen.

Eins derselben war Schneller. Schneller stellte mich vor. „Eure Majestät wollen einen Bibliothekar," sagte er: „Hier ist einer; ich bürge für ihn; wir sind Freunde." Der Graf Saint=Leu sprach: Seyen Sie mir willkommen; es ist gut. Sie werden so gefällig seyn, mir eine kleine Bibliothek anzulegen, meist Nachschlagwerke. Der Herr Baron wird das Weitere besorgen. Bey diesen Worten wies er auf den Baron Capellen, seinen ehemahligen Minister. Capellen war ein großer, schmächtiger, schöner Mann, kalt und einsylbig, aber wacker und gediegen. Der Graf schätzte ihn sehr.

Von Büchern war sonst nichts da, außer der unglückseligen **Encyclopédie methodique**, die man durch Tusch von Schaumburg bezogen hatte. Einige linguistische Dictionäre; einige Reisebeschreibungen, eine Kiste voll Durcheinander. Von Marcus Aurelius Antoninus mehre Ausgaben, auch die französische des Joly. Dieser Autor war eines der Lieblingsbücher des Exkönigs; ein guter Characterzug. Daß der Graf deutsch lernen wollte, und von Schneller; dann, daß dieser als Grammatik Klopstocks Oden nahm, weil der Schüler ein leidenschaftlicher Verehrer der „Messiade," habe ich schon allzu oft erwähnt.

Ich war Bibliothekar und hatte nichts zu thun; ein Feldherr ohne Armee. Mit der Recrutirung ging es langsam; mit der Gage auch. Bestimmt war keine. Nach geraumer Zeit, ganz unerwartet, ein Präsent, aber ein starkes; später deren eben so.

Der Herr war fleißiger als ich. Er arbeitete an seiner „Marie, on les peines de l'amour." Das Buch wurde in Gratz gedruckt, Papier und Druck abscheulich. Als es erschien, war ich nicht mehr in Gratz. Der Graf war aus diplomatischen Gründen genöthigt, aus Österreich fortzuziehen; das paradiesische Gratz zu verlassen, das er so liebte, die Gratzer, die ihn so liebten. Und ich war versehen mit Weib und Kind.

Jedermann verlangte, diese „Marie ..." zu lesen. Man trug mir die Übersetzung auf; aber die zwey Bände sollten in 14 Tagen fertig seyn. Gut! Sie waren in 8 Tagen fertig. Sie mußte völlig treu seyn; man wollte es. Um Etwas aus diesem Texte zu machen, hätte man erstens des Verfassers Erlaubniß, und dann das erstaunliche Talent Wilhelms von Schütz haben müssen, der sich mit Casanova verewigt. Die Übersetzung erschien bey dem würdigen Hartleben. Alsbald darauf in Paris eine neue, etwas geänderte Auflage des Originals. Ich besorgte auch diese für eine zweyte Ausgabe bey Wallishausser; sie wurde aber nicht gedruckt. Jene hatte ich dem Verfasser gewidmet.

Der Herzog von Saint-Leu fährt fort, in dem göttlichen Florenz zu leben. Unmöglich würde es mir fallen, Saint-Leu's nicht oft, nicht sehr oft zu gedenken, mit Ehrerbiethung, mit zärtlicher Liebe, mit Rührung, mit allen Gefühlen der Dankbarkeit.

Eben so theurer und liebenswürdiger Personen seines

Umgangs; des genialen Schneller, des ehrenwerthen Neumann, unsers gelehrten, verdienten Physikers ꝛc.

Ludwig Buonaparte: Mögest Du glücklich seyn!!

Ein alter Blumauerianer.

Vor wenig Jahren starb hier ein gewisser L...en....n, ein Gratzer, uralt, Genosse der schönen Geister in der Blumauerschen Zeit. Von jeher hatte er Bücher aufgestapelt, besonders Almanache, Journale, Flugschriften, Piquanterien. Zuletzt wohnte er in einem fünften Stock, woselbst 2 Zimmer vollgepfropft mit gebundenen und rohen Büchern. Greller als sein Ende kann keines Menschen Ende seyn; ich war leider dabey. Der Mann war sehr belesen, strotzte von Anecdoten, war aber sonst ein Pedant. Er dichtete und schrieb selbst allerley Kleinigkeiten. Unter Andern gab er mir eine Characteristik Blumauers zum Besten, die ich noch nirgends abgedruckt gefunden. Da der Vornahme dieses Poeten mit A beginnt, so kam die Idee zu diesem Spaß in alphabetischer Folge. Er fällt mir noch bey, also lautend:

Aloys
Blumauer:
Censor,
Dichter,
Epicuräer,
Freygeist,
Genie,
Hagestolz,
Jesuitenfeind.
Kenner
Latiums.
Maurer.
Naso
Österreichs.
Priesterfeind.
Quälte
Roms
Satelliten.
Travestirte
Unsterblich
Virgils
Werk.
Xenophtalmisch
Ybischartig
Zollte er der Natur
den Tribut ꝛc.

Man sieht, es ist blutwenig an dem Ding bis auf T.

u. V. W.; aber in jener Zeit war man genügsam, und es mochte da sehr angesprochen haben.

Dieser L. war seiner Zeit ein rüstiger Mitarbeiter zweyer unter Joseph II. herausgekommenen ganz eigenthümlichen Journale: der schwarzen Zeitung und der geschriebenen Zeitung. Erstere, welche wöchentlich 2 Mahl erschien, und Freund Hain als Vignette hatte, erzählte im Volkston die Unglücksfälle, besonders die Selbstmorde der Residenz, und zwar mit den allergrellsten Farben. Die geschriebene war größten Theils eine Lügenzeitung, oder, wenn man billig reden will, ein Klatschblatt, welches entstellte Tagesneuigkeiten brachte. Sie ging auch in das Ausland, ward in öffentlichen Blättern auf Treu und Glauben benützt, und richtete nur Scandal an. Es gab damahls auch eine geschriebene Zeitung in französischer Sprache, redigirt von einem gewissen F., der es mit dem gränzenlosesten Servilismus hielt. Das jährliche Abonnement betrug 6 Ducaten.

An unsre fahrenden Vorleser:

Luxus-Verbiage und Verbiage-Luxus.

Der Literatur fehlt noch eines der wichtigsten und reizendsten Werke: eine, vulgo: die Geschichte des Luxus. Die einzelnen Zweige wohl, die sind schon da: Costumwesen, Architectur, Hauswirthschaft, Bürgerlichkeit, Kirchlichkeit: Kochkunst, Comödie, wie anderweitig Spielzeug; Musikmachen, die schönen und bildenden Dinge allesammt; wesentlich als Hauptartikel: Geschichte des weiblichen Geschlechtes; Historie des Kriegswesens u. s. w. Es sollen aber nicht bloß die Zweige, es soll der ganze Baum seyn. Als-

dann jedoch, wenn All und Jedes, verarbeitet zu einem vollen, glücklichen Bilde, wenn der Baum dasteht, wahr und prangend, alsdann ist aber noch immer nichts geschehen.

Das Thema des Luxus ist nicht wie eine Landschaft, wie ein Antlitz, wie ein Obststück, wie eine Blume, wie ein Baum selbst: Dinge, die man fleißvoll abschreibt mit dem Pinsel. Diese Arten Mahlerey sind immer noch Technik. Äußerlichkeit, nicht Kunst. Es mangelt die Seele: das pragmatische Leben. Die Geschichte des Luxus, seinem Grundwesen nach, muß eine Naturgeschichte seyn. Dieser Baum also, von dem Nichts, dem Urkeime an, der leisesten Geburtsfaser der Wurzel, durch all die tausend Luft-, Mark- und Lebensröhren des Stammes, der Zweige und Äste, bis hinaus zu des Baumes Lungen, den Blättern, sofort die Blüthen, die Früchte, o die Früchte! Die ganze Dynamik des allerinnersten Mechanismus!

Mit der lediglich äußern Geschichte ist nicht gedient; sinnansprechend, reizend, wie jeder Flitter, würde sie seyn, aber nicht wichtig, nicht werth; ohne Pragmatismus — nichts. Man kann sagen: die Geschichte der menschlichen Existenz, als solche, als Thiererscheinung ist schon die Geschichte des Luxus (wie der Mensch an und für sich ein Luxusproduct der Natur); ein zweytes, ja das erste Hemd, noch mehr, das beliebte Feigenblatt, ist schon Luxus; ein Holzbecher, ein Löffel schon, ein kleines Kind; ein Sessel, ein einzig Wort mehr als nöthig, sind schon Luxus. Dieß gesagt, ist plötzlich die Geschichte der Civilisation da; sie springt von selbst heraus. Beyde aber nicht allzu sehr zu vermischen: welch große Kunst, einen zweyten Gibbon erheischend!

Luxus und Menschenwohl: Entstehen, Steigen, Gipfel, Sinken, Verfall! Beyde Hand in Hand; ewige Wechselwirkung. Entzücken und Jammer: dieser wiederum der Quell von Jenem. Geheime Memoiren des Genusses; Philosophie des Eindrucks! Allmacht des Schönen; Receptivität des Nervengeistes!

Geschichte des Luxus, Ocean, Welt eines Pensums: wer wird dich schreiben? Gewiß ein Franzose! Der Franzose ist die Feder dazu. Der verschämte Deutsche ist zu wenig frivol; ein klein Bißchen muß man es seyn, ist die Rede vom Luxus. Die Geschichte des Luxus glaub' ich, muß aussehen, wie eine Skizze, und doch voll Gründlichkeit seyn. Scheinbar nichts als scharfe, ätzende Contouren, markige Lichter und Drucker. Doch nur als reiche, essencielle Ergebnisse tiefer und ernster Forschung. Und Alles leicht; der Styl getragen, nicht tragend, verbannt aller Regelzwang des Ausdrucks; das unbekümmerte Wort, der natürliche Daguerreotypus des Gedanken: Mann und Roß e i n Ding. Ohne eine gewisse Anarchie, ohne ein gewisses Rebellisches der Schreibart, keine schlagende Wirkung. Jede Zeile ein Buch (nicht wie manches Buch eine Zeile), denn: Ocean, Welt! Nicht 40 Bände in groß Quart; deren höchstes 4, 5 in Octav.

Bevor aber Jahrzehende vergehn: warum nicht einstweilen Etwas?

Die Ihr aber gewerbliche, erwerbliche Vorlesungen geben wollt, und darauf reisen oder nicht, nebstbey auch mit Sang und Klang oder nicht: läßt sich denn ein dankbareres Object ersinnen als der Luxus? Von vorn herein habt Ihr ja schon das ganze Publicum, in all seinen Schattirungen, geangelt. Und Ihr könnt her=

nach wieder selbst recht viel Luxus treiben: das Ding practiciren.

Grabmähler-Schicksal.

1686 begann der Bischof Graf Ernst Trautson ein Verzeichniß der in der Stephanskirche und auf dem dasigen Friedhofe befindlichen Grabmähler anfertigen zu lassen. Die Anzahl derselben belief sich auf mehr als 400. Gegenwärtig aber ist vielleicht kaum ein Drittel mehr vorhanden. Fragt man, woher das kam, dieser unberechenbare Verlust für Geschichte und Kunst, für Genealogie, Heraldik, fromme Erinnerung ꝛc., so muß man antworten, daß der in der erstern Zeit der Reformation eingetretene Fanatismus derselben die Schuld trage. Man ging nähmlich dabey so weit (und das war besonders bey Adelsgeschlechtern der Fall) aus der Kirche, aus den Capellen und aus dem Friedhof die Grabmähler der Angehörigen nicht nur stracks hinweg zu nehmen, sondern alsogleich als Ecksteine der Hausthore und Gassen, als Pflasterplatten bey Eingängen, an Brunnen ꝛc. zu verwenden. Viele wurden zerschlagen, um in kleinern Stücken zu derley profanem Gebrauch zu dienen. Dieser wahrhaft schauerliche Vandalismus aber wird nur erklärbar, wenn man sich erinnert, daß selbst das Hochwürdige, über die Straße getragen, vor Anfällen nicht sicher war. Diesen wahnsinnigen Frevel zu verhindern, begleitete Ferdinand I. in Person mehr als ein Mahl den Priester mit dem Sterbesacrament. Auf Grabdenkmähler besonders auf Steinplatten mit Inschriften, oder auf Bruchstücke derselben, jener Kirche und jenem Gottesacker in jener wildbewegten Periode gewaltsam ent-

führt, stoßen wir noch heut zu Tage häufig, nahmentlich unter Thorwegen, in Hausfluren, in Vorgemächern &c. wo sie noch fort und fort im buchstäblichen Sinne mit Füßen getreten werden. Aber was läßt sich da sagen?

Tabak=Manie.

Die Mode erlaubt noch, nicht Tabak zu rauchen; es ist in Gesellschaften noch gestattet, keine Cigarre im Munde zu haben. Noch immer ist es bewilligt, wird es tolerirt, sich das Nervensystem nicht abzuspannen. Aber am Ende: was will man thun? Die Conversation besteht im Anhören schmetternder Musik, und wenn man raucht, so gilt man für einen guten Gesellschafter. Da sitzt z. B. ein N. N. mit an einem sogenannten Reunionstisch, raucht ununterbrochen, trinkt und zahlt sein Bier, grüßt dann und geht fort. Die Tischgenossen begegnen ihm späterhin; Alle sagen: das ist ein charmanter Gesellschafter. Dieser charmante Gesellschafter hat aber auch nicht eine einzige Sylbe gesprochen; er wäre es auch nicht im Stande gewesen, denn zum Überfluß war er ein Stummer. Aber er hat geraucht. Rauchen, ja, unaufhörlich rauchen: Ja, in Ungarn, in Spanien, in der Havana &c. In Ländern, wo das Product einheimisch ist, wird es am Wenigsten oder gar nicht schaden, besonders den Eingebornen selbst. Ich möchte sagen, in Pesth z. B. kann man Tag und Nacht Kospalager rauchen und Ofner dazu trinken ohne Nachtheil; aber thue man das in Wien! In Spanien war es noch vor kurzer Zeit Sitte, und ist es vielleicht noch oder wieder, daß die Kindsmägde den kleinen Rangen Tabak in die Nase stopfen alle Augenblicke, ihnen die Gewohnheit einzuimpfen,

und zwar aus cameralistischen Gründen. Kann das Rän- gelchen sich dann selbst auf den Beinen halten, so hat es wohl auch schon sein eigenes Döslein. Und da es wahr- scheinlich noch Mode, die kleinen Kinder in die bequemste aller Trachten, in eine Kapuziner-Kutte zu stecken, so gibt das einen deliciösen Anblick!!

Durchhäuser.

Wenn man ein paar Jahre oder ein paar Monathe von Wien abwesend war, wieder zurück gekommen ist, und so seine gewohnten Gänge durch die Stadt machen will, so wird man bey einer Menge von Häusern wohl Eingänge aber keine Durchgänge mehr finden. Ach ja, das ist kein Durchhaus mehr; so, so, aha; in Gottes Nahmen. Denn was will man thun? Der Durchgang war ein freywil- liger Durchgang; es stand auch früher so angeschrieben, gleichsam, um anzudeuten, daß der Durchgang bald nicht mehr existiren werde; weil man das Recht hat, ihn jeden Augenblick zu schließen. Buchstäblich genommen, ist dieses Schließen wohl allerdings in der Ordnung; allein nicht Alles, was nicht verbothen, oder freywillig, ist erlaubt, in einem edlern, selbstbeherrschenden, berücksichtigenden, menschenfreundlichen Sinne nähmlich. Es gibt eine Menge stillschweigende Gesetze, Gesetze die eigentlich oder ausgespro- chen gar nicht existiren, und Gott sey Dank von vielen Menschen beobachtet und befolgt werden. Es ist dieß ein der reinen Menschennatur inwohnender feinerer Instinct. Man kann in der Regel annehmen, daß ein Hausbesitzer doch wenigstens so weit gedeckt sey, um wegen des Ertrags eines Straßenladens nicht gezwungen zu seyn, Hunderten

von Mitbewohnern der Stadt, die oft sehr wesentliche Bequemlichkeit oder Erleichterung des Durchgangs zu verwehren. Es kommt nur darauf an, was ein solcher Hausinhaber höher anschlägt, Dieses oder Jenes. Verrammelt er seine Passage, so beweist es wenigstens, daß ihm an dem Urtheil und der Würdigung oder Anerkennung der Leute nichts gelegen sey; ferner auch, daß er gar nicht die Empfänglichkeit besitze, das erhabene Beyspiel zu respectiren, welches der eigene Landesherr gibt, der selbst sein Wohngebäude dem freyen Durchgang des Publicums überläßt bei Tag und Nacht.

Enthusiasmus.

Fast einzig in der Geschichte ist jene patriotische Begeisterung, welche 1809 alle Gemüther erfüllte. Mit ihr verknüpfte sich das edelste Ehrgefühl. Man hat davon einen Zug, der sehr characteristisch ist, und nur von Jenen exaltirt genannt werden kann, die den Schwung des Enthusiasmus und die Stärke des Ehrgeizes nicht aufzufassen vermögen. Dieser Zug betrifft einen Landwehrmann. Anfangs März, als die Landwehre von Wien auszog, wurden von jedem Bataillon einige Mann beordert, zurück zu bleiben zur fernern Werbung und für die Depots. Man wählte dazu schwächlichere Individuen. Unter diesen Zurückzubleibenden befand sich ein Schuster. Vergebens sträubte er sich; er wollte durchaus alsogleich mit gegen den Feind. Indeß gehorchen mußte er. Allein die vermeintliche Zurücksetzung, verbunden mit der Vorstellung nicht unmittelbar activ thätig seyn zu können, brachte sein ganzes Wesen so

in Aufruhr, daß er sich erschoß. Der Nahme dieses Mannes ist Georg Käsmann.

Ein großer Mahler.

(Novellchen.)

Es werden etwa 100 Jahre seyn, daß zwey fremdländisch gekleidete Reisende in Hetzendorf ankamen. Es war ein junger Mann, und ein etwas älteres Frauenzimmer. Beyde hatten sich der Mahlerey gewidmet; er Nahmens Carlo dem Landschaftsfach, sie Rosa, seine Schwester, mahlte ihm die Staffage. Sie hatten die Absicht, eine Jagdscene Kaiser Carl **VI.** zu mahlen, den Monarchen damit zu überraschen, und so vielleicht weitere Beschäftigung zu finden.

Die Parthie der Landschaft hatten sie schon gewählt. Es war darüber Mittagszeit geworden, und sie traten jetzt in das Wirthshaus, um da ihre bescheidene Mahlzeit zu halten.

Sie fanden keinen einzigen Gast da; aber ein ziemlich großer Tisch war dergestalt mit vielen und leckern Speisen und Flaschen verschiedener Weine gerüstet, daß es scheinen mußte, er sey für mehrere Gäste bestimmt. Indeß aber war nur ein einziges Gedeck aufgelegt; auch nur e i n Sessel stand dabey.

Der Wirth, die Verwunderung der beyden Reisenden wahrnehmend, sagte ihnen, auf die Tafel weisend: Das ist für den nobelsten meiner Gäste, den berühmten Herrn Daniel Gran, welcher da drüben im Schlosse die Decke des großen Sales für Seine Majestät den Kaiser mahlt.

Bey dem Nahmen Gran wurde Carlo aufmerksam; er hatte bereits Manches von ihm gehört, und äußerte seine

Neugierde, diesen merkwürdigen Künstler kennen zu lernen.

Da könnt Ihr ihn eben herankommen sehen, sagte der Wirth, auf die kleinen Bleyscheiben des Fensters zeigend. Ein stattlich gekleideter, wohlgebauter artiger Mann schritt in ziemlich stolzer Haltung auf das Haus zu; hinter ihm ein vornehm galonirter Laufbursche, der zwey Windhunde an der Leine führte. Gran, ehe er das Haus noch erreicht, zog eine große goldene Uhr aus der einen, und sogleich eine eben solche mit Brillanten besetzte aus der andern Beinkleidtasche, verglich sie mit einander, und fand, daß es die rechte Zeit sey, zu Tisch zu gehen.

Als er beym Eintritt in das Zimmer Rosa erblickte, wurde er von ihrer üppigen Gestalt, ihren großen lebensvollen tiefschwarzen Augen und der Fülle ihres Rabenhaares so überrascht, daß er unwillkührlich den Schritt hemmte, und sie starr betrachtete. Auch er machte auf die Mahlerinn einen ungewöhnlichen Eindruck, was dem erfahrnen Lebemann nicht entging.

Nachdem man sich wechselseitig begrüßt und zu erkennen gegeben, nöthigte Gran die beyden Reisenden an seiner Tafel seine Gäste zu seyn; sie nahmen das unbedenklich an.

Die Zeit des Mahles verstrich recht gesprächig und heiter. Zum Schlusse wurden feine Früchte, Confect, Caffeh und Liqueure servirt.

Wohl fast 3 Stunden waren verstrichen, als Gran endlich aufbrach. Er nahm Rosa und Carlo mit in das Schloß, ließ ihnen da seine Arbeit sehen, die sie nicht anders als bewundern konnten, und sah alsbald wieder nach der Uhr.

Es ist kaum der Mühe werth, sagte er mit einer Art Grandezza, daß ich heute daran ein Stündchen noch fortarbeite. Wenn es meinen werthen Gästen gefällig ist, so machen wir einen Spaziergang im Garten, oder amüsiren uns sonst. Eine Kaninchenjagd, eine Fischjagd, ein Würfelspiel; ein kleines Scheibenschießen, oder ein Tänzchen, etwas Saitenspiel und Gesang, wie es beliebt. Max, geschwind die beyden braunen Mädchen und meine Mandoline.

Von all dem wurde nichts angenommen, als der Spaziergang.

Gran war die Galanterie selbst. Er sagte Rosen so viele Schönheiten, aber Alles mit viel Geist und Witz, und dabey so eindringlich und lebhaft, daß sie ganz bezaubert ward. Ohne es zu wissen, erwiederte sie den Druck seiner feinen Hand. Er zog einen der vielen kostbaren Ringe vom Finger, und steckte ihn ihr an die Hand. Sie hatte nichts dagegen.

Gran machte den Landschaftmahler auf einen etwas entfernten Standpunct aufmerksam, von welchem aus zum Behuf einer Jagdscene die Gegend am glücklichsten aufzufassen wäre, und der Landschaftmahler eilte dahin. Aber allein, denn es ging durch ein dorniges Gestripp.

Gran und Rosa schlossen indeß einen schönen Bund.

Nun kam, nicht mehr sehr zur Unzeit der Laufbursche mit der Nachricht, daß eingespannt sey, um nach Wien zurück zu fahren. Auch Carlo kam wieder; er sagte aber kein Wort, daß der gepriesene Standpunct nicht die allermindeste Aussicht gewähre.

Alles Sträuben war fruchtlos, die Geschwister mußten mit in den Wagen steigen. Es war dieß eine elegante

Hofkutsche mit 4 stattlichen Rossen, der Kutscher zu Pferde. Verschiedene Leute des Hofpersonals machten Gran sehr tiefe Complimente.

Carlo und seine Schwester erstaunten über die Vornehmheit dieses Künstlers.

Man war bey dem Wohnhause Grans angekommen. Dieses glich einer Art von Schloß; es hatte einen sehr schönen Garten. Gran führte seine neuen Freunde durch eine Reihe prächtig ausgestatteter Gemächer. In einem derselben sah man noch die Spuren einer verschwenderisch und zügellos durchtobten Nacht. Verstreute Ducaten lagen auf dem Teppich umher.

Carlo's und seiner Schwester Erstaunen wuchs.

Aus einem Nebenzimmer, dessen Thüre mit Sammt und Goldfransen drapirt war, trat eine mit Brüsselerspitzen bedeckte wunderschöne Dame. Bey dem Anblick Rosa's verdüsterte sich ihre Miene in Etwas, aber nur einen Moment.

Gran sagte, mit feiner Höflichkeit auf die Dame zeigend: Fräulein Euphrosine von Perdrix, meine verehrte Gespielinn, welche die Güte hat, die Honneurs des Hauses zu machen. Fräulein Euphrosine von Perdrix verneigte sich.

Ein Kammerdiener erschien, des Gebiethers Befehle einzuholen.

Gran schrieb auf eine kleine Schiefertafel die Nahmen verschiedener Speisen und Getränke, übergab das Täfelchen dem Harrenden und befahl, das Souper im Garten zu serviren.

Carlo und seine Schwester machten sich ein Vergnügen daraus, da zu bleiben.

Sie wurden eingeladen, hier zu wohnen. Platz war

genug. Sie machten sich ebenfalls ein Vergnügen daraus, und besahen ihre allerliebsten Zimmer.

Kein Wort sagen wir von dem deliciösen Souper. Wir führen nur an, daß noch drey Gäste dazu gekommen waren, recht heitere, gentile Personen, zwey Männer und ein Fräulein.

Es ging überaus lustig her. Ausgelassen wurde gelacht.

Als es 11 Uhr war, kehrte man in den Salon zurück.

Hier war Alles zum Spiel vorbereitet; bald Karten, bald Würfel. Gran spielte mit Rosa Billard, die spanische Parthie. Aus Zartheit spielte er nur auf Doublé, weil er seiner Gegnerinn nichts vorgeben wollte.

Gegen Morgen ging man zu Bette.

Der Laufbursche brachte beyden Gästen das Frühstück.

Dieser Mensch war ein Schwätzer. Er plauderte von dem Reichthum, der Freygebigkeit und dem lustigen Leben seines Herrn, auch von dessen allerley Abenteuern. Max erzählte, sein Herr habe sich beym Auskleiden geäußert, er werde sich um die Hand des Fräuleins Rosa, die so wunderschöne Staffagen zu mahlen verstehe, in vollem Ernste bewerben.

Rosa erröthete und seufzte ein wenig. Carlo lächelte und sagte kein Wort.

Max brachte vor, was übrigens reine, volle Thatsachen waren, daß sein Herr, dieser große Künstler, nach Hetzendorf stets mit 4 Hofpferden abgeholt und eben so wieder zurück gefahren werde, wie gestern; ferner daß er als Honorar für seine Arbeit täglich Hundert Speciesducaten bar erhalte.

Carlo und seine Schwester erstaunten aufs Neue.

Der Held dieser Erzählung trat jetzt ein. Die Equipage war eben vorgefahren.

Gran bath, sich seines Hauses nach Belieben zu bedienen, und seines Schneiders, der gleich erscheinen werde. Schäckernd schob er Rosen eine Börse mit Gold in den Nacken.

Die neuen Gäste blieben hier wohnen.

Gran verschaffte ihnen die einträglichsten Arbeiten. Alle waren sie sehr glücklich und zufrieden.

Eines Tages kam ein Brief aus St. Pölten, der Rosen in Familien-Angelegenheiten dahin abrief, und zwar für längere Zeit.

Gran war in Verzweiflung. Er bestand darauf, daß Carlo seine Schwester begleite und bey ihr bleibe.

Sie reiseten ab.

Lange, lange Zeit mußte sie in St. Pölten verweilen. Gran besuchte sie oft. Mehr und mehr aber kam er ihnen zerstört vor, mißmuthig, schwach, abgezehrt und wirthschaftlicher. Von Freunden in Wien erfuhren sie manches sehr Bedenkliche über seine Verhältnisse; große Unfälle sollten ihn getroffen haben; unglücklich sollte er seyn, hieß es, so gut als ruinirt.

Rosa härmte sich. Sie liebte ihn aufrichtig. Ehestens sollte sie seine Frau werden.

Grans Briefe blieben aus. Er selbst aber kam unversehens an in einer stürmischen Nacht. Er hatte sich von Wien geflüchtet.

Gran war arm, krank, hülflos, verloren.

Seine zwey treuen Freunde pflegten ihn zärtlich. Er lebte jetzt von ihnen und durch sie ganz allein. Er war ganz hinfällig.

Carlo, von Natur aus schwächlich, starb.

Rosa, in einer unglücklichen Entbindung, starb.

Der Rest ihrer Habe langte nur kurze Zeit aus für Gran. Es ging ihm jämmerlich. Er siechte dahin, lag darnieder ohne Stütze, fast ohne Obdach.

Verloren war er. Er kam um im 63. Jahre.

Dieß war 1757.

Die Denkmähler der Wiener Hofbibliothek, zu Hetzendorf, zu Schönbrunn; das Altarblatt der Carlskirche zeugen von seinem großen Talent.

Winckelmann.

Winckelmann: welch ein Nahme!!!

Das Wort, die Empfindungen und Vorstellungen auszudrücken, welche uns bey Nennung dieses Nahmens erfüllen: dieses Wort ist noch nicht erfunden.

Deutsche Sprache: so überschwänglich reich, und doch so bettelarm!

Ehrfurcht; Bewunderung; Staunen; Begeisterung; Entzücken; Wehmuth; Andacht: wie heißt das Wort, das all diese Gefühle und Ideen in sich vereinigte!?

Winckelmann war 1768 in Wien.

Er hatte vor, Griechenland zu besuchen. Den 10. April verließ er Rom. Der geschickte Bildhauer Cavaceppi begleitete ihn.

Bey dem Anblick der Tyrolergebirge verfiel Winckelmann in Trübsinn. „Sehen Sie," sagte er zu seinem Gesellschafter, „welch schreckliche und schaudervolle Gegenden! Welch unermeßlich emporsteigende Gebirge!"

Es war offenbar ein Anfall von Melancholie, die ihn

leider nicht mehr verließ. Er sehnte sich nach Italien zurück. Mehr als Ein Mahl wollte er umkehren. Sein Begleiter hatte zu kämpfen.

„O welch abgeschmackte Bauart,“ rief der Kränkelnde beym Anblick der deutschen Häuser aus. „Sehen Sie nur die spitzig zulaufenden Dächer!“

Vor Augsburg noch wollte er in vollem Ernst nach Italien zurück. „Lassen Sie uns nach Rom zurück kehren!“ rief er wohl Hundert Mal aus.

Dem Begleiter bangte um die Gesundheit des großen Mannes.

Den 12. May traf Winckelmann in Österreichs Hauptstadt ein. Er wohnte im Hause eines Herrn Schmidtmeyer.

Er besuchte den Fürsten Kaunitz. Cavaceppi war mit.

Cavaceppi klagte theilnehmend über Winckelmanns Vorsatz, umzukehren. Kaunitz ergriff Winckelmanns Hand, und sprach: „Wie können Sie das Herz haben, Ihren lieben Freund in einem fremden Lande zu verlassen? Ich bitte Sie, was ich bitten kann: ändern Sie doch diesen Vorsatz!“

Der Angeredete war von diesen Worten tief ergriffen. Er ward blaß, er brach in Thränen aus, zitterte und war keines Lautes fähig.

Cavaceppi gerührt, ergriff des Gebeugten Hand mit den sanften Worten: „Lieber Freund, Sie thun nicht gut; aber weil es Ihnen so gefällt, so tragen Sie nur Sorge für sich selbst. Ich empfehle Sie Gott!“

Diese Äußerung war für Winckelmann erschütternd. Er verfiel in ein Fieber, und mußte einige Tage das Bett hüthen.

Von Kaunitz hatte er eine goldene Schaumünze zum Andenken erhalten.

Seinem freundschaftlichen Gönner, dem Cardinal Albani schrieb er, daß Fürst Kaunitz ihn „con la solita sua gentilezza“ empfangen habe.

Als sich Winckelmann in etwas erholt, stellte ihn Baron Sperges der Kaiserinn Maria Theresia vor.

Diese erhabene Fürstinn, so empfänglich für alles wahrhaft Große und Edle, behandelte ihn mit der ihr eigenen Huld. Ja, freundlich, wohlwollend und theilnehmend äußerte sie den Wunsch, ihn für Österreich zu gewinnen, nahmentlich für Wien. Sie beschenkte ihn mit einer goldenen und mit einer silbernen Medaille.

Winckelmann reiste den 28. May von Wien ab.

Den 1. Juny, Mittags um 12 Uhr, traf er in Triest ein, in einer Postkutsche, ganz allein. Im großen Gasthof am Petersplatz stieg er ab.

Ach, um da ermordet zu werden!!

Arcangeli, höllisches Scheusal!

Ob man dort Winckelmann's Andenken alljährlich mit einem Requiem sühnend feyert? Wer weiß!

O edler Rossetti, um dieses hehre Andenken hast Du dir selbst mehr als Ein Denkmahl errichtet.

Ehrwürdiger Schatten Rossetti's, Heil Dir!

Eine Wienerinn dem Helden.

(Allegorie.)

Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts war eines Tages am Fuße des Schneebergs eine junge Wienerinn mit Botanisiren beschäftigt. Ihr Vater, ein Apotheker, harrte ihrer im Dorfe.

Caroline, ihre Mappe ordnend, wollte sich eben zur

Rückkehr anschicken, als ein Schuß fiel. Einen Augenblick darauf taumelte aus hohen Lüften ein großer Vogel hernieder, die Flügel ängstlich schlagend und ein heiseres Geschrey ausstoßend. Zappelnd glitt das Thier zu des Mädchens Füßen.

Im ersten Moment erschrack Caroline; doch schnell besann sie sich. Sie pflückte ein paar Blätter Wegerich, legte sie sanft auf die Streifwunde am Halse, nahm von ihrem Hut die breite Schleife, und brachte so den Verband zu Stande. Das Thier verhielt sich ganz ruhig dabey, mit dem Schnabel den Arm der Pflegerinn dankbar streichelnd.

Ein Landmann, der hinzu kam, verwunderte sich über diese seltsame Scene. „Ein stattlicher Adler,“ sagte er, „und noch ziemlich jung; eine seltene Erscheinung in dieser Gegend. Was gedenken Sie mit Ihrem Gefangenen fernerhin anzufangen, Mamsell?“

Caroline erklärte, daß sie diesen majestätischen Vogel, der ihr auf so abenteuerliche Weise zugekommen, behalten und gelegentlich nach Wien geschafft haben wolle. Der Bauer erboth sich zu Letzterem; das Mädchen versicherte sich deß durch ein ansehnliches Geschenk, und eilte nun nach dem Dorfe. Mehrere Mahle sah sie sich um, wahrnehmend, daß der Adler den Hals lang vorstrecke und mit den Flügeln schlage, als wolle er seiner Pflegerinn nacheilen, oder dankend von ihr Abschied nehmen.

Mit Theilnahme und Innigkeit dachte Caroline an das Schicksal des königlichen Thieres. Der Bauer hatte sie zwar versichert, daß die Wunde nur für den Augenblick verwirrend und schmerzend, ganz ohne Gefahr sey; allein das Mädchen konnte sich der Angst doch nicht erwehren.

Dieses Gefühl zu beschwichtigen, sann sie nach, was sie mit dem merkwürdigen Thiere beginnen solle. Mancherley Einfälle durchkreuzten ihre aufgeregte Phantasie, als plötzlich ein Gedanke in ihr aufblitzte, der sie mit Begeisterung erfüllte. „Eine herrliche Idee," rief sie, gleichsam sich selbst belobend, laut auf; „ja die glücklichste, die erhabenste."

Im Stillen den Triumph dieses Gedankens und seiner alsbaldigen Ausführung feyernd, trat Caroline in die Stube des Vaters.

Kurze Zeit darauf brachte der Landmann den Adler in die Behausung des Apothekers, in einer der Vorstädte Wiens. Caroline war eben auf dem Flur mit dem Sortiren pharmaceutischer Kräuter beschäftigt. Als das Thier seiner Retterinn ansichtig ward, gab es durch Bewegungen und Geschrey seine Freude zu erkennen, und umtrippelte das erstaunte, hocherfreute Mädchen, wie ein Haushuhn. Der Vater kam hinzu, Nachbarn eilten herbey, diesen Auftritt eines wirklich rührenden Wiedersehens mit Antheil und lauten Beyfallsäußerungen zu genießen.

Der Adler war völlig hergestellt; nur eine kleine Narbe am nackten Theil des Halses war zurück geblieben.

Der Bauer ward eingeladen, bis zum andern Vormittag zu verweilen.

An diesem Vormittage um 9 Uhr stieg Caroline mit dem Adler und dem Bauersmann in einen Miethwagen. Bey dem Hauptportale des Belvedere-Schlosses ward gehalten.

Der Prinz Eugen befand sich eben im Garten, in Gesellschaft des Dichters Johann Bapt. Rousseau, der als Freund an seinem Hofe lebte.

Man meldete dem Helden, daß ein junges Frauen-

zimmer so glücklich zu seyn wünsche, ihn in einer „allegorischen“ Angelegenheit zu sprechen.

Der Prinz lächelte, und rief aus: „Ah, in einer allegorischen Sache; das ist ja ganz eigens interessant. Mein lieber Rousseau, das gibt gewiß ein schönes Pensum zu einer Ode!“ Zu dem Thürhüther gewendet, setzte er hinzu: „Es sey der Schönen freygestellt, ob wir uns im Garten oder im Schlosse sprechen sollen.“

Nach einigen Minuten rief Rousseau mit Verwunderung aus: Welch eine Erscheinung, gnädigster Prinz; ein junges Mädchen mit einem Adler!

Eugen war überrascht.

Caroline kam herangeschritten, den Adler an einem messingenen Kettchen führend.

Als der Adler den Prinzen erblickte, hielt er plötzlich an, that einen Schritt zurück, und blieb stehen, wie ein Mensch, der von einem gewaltigen Phänomen ergriffen, zurückbebt und am Boden haftet. Dann streichelte das Thier seiner Führerinn Hände und Kleid; und jetzt, in einem Nu riß es mit Gewalt sich los, das Kettchen noch am Halse, sich hoch in die Lüfte schwingend.

Caroline verging in Schreck und Unmuth ob der vermeintlichen Vereitelung ihres poetischen Plans. Der Prinz und sein Gesellschafter betrachteten mit Neugierde diesen seltsamen Vorfall.

Allein der Adler, selbst von einem dichterischen Instinct erfaßt, handelte ganz im Geiste seiner Freundinn. Er senkte sich allmählig, umkreisete das Haupt des Helden, ließ sich auf die Erde nieder, und streckte sich zu den Füßen des großen Mannes hin. Wie ein treuer Leibhund seine Ergebenheit wedelnd zu erkennen gibt, des Herrn Auge suchend, so be-

wegte der königliche Aar rauschend und tönend die mächtigen Flügel, wie zum Merkmahl der Huldigung und Hingebung. Hoch streckte er den Hals empor: seine Augen wurzelten in denen des Helden.

Eugen war sichtbar ergriffen.

„Fürwahr“ nahm Rousseau das Wort,“ das ist Allegorie genug; das Thier ist gut abgerichtet.“

Carolinens Wangen rötheten sich vor Unwillen. „Nein, mein Herr,“ sagte sie heftig, „nein, nein. Dem ist nicht also. Das Thier hat ganz selbstständig gehandelt; es hat meine eigene Absicht übertroffen. „Diese“ setzte sie, sich vor dem Prinzen verneigend, und die Rede an ihn gerichtet mit feyerlichem Ton hinzu, „bestand einfach darin, den Adler dem Adler Österreich's, dem großen Eugen zu verehren.“

Rousseau rief aus: Dieß also der Adler des Adlers des Adlers; und Sie Mademoiselle, setzte er mit Grazie hinzu, denke ich mir als Austria.

Der Prinz besah mit Wohlgefallen das majestätische Geschöpf, und liebkosete es.

„Mademoiselle,“ sprach er mit freundlicher Miene und anmuthiger Haltung, „ich nehme dieß interessante Geschenk mit wärmstem Danke an. Darf ich fragen, wer Sie sind, Mademoiselle?“

„Gnädigster Herr,“ entgegnete Caroline, „ich bin nichts als eine gute Österreicherinn, die ihr Vaterland liebt, und dem größten seiner Männer, ja seinem Wiederhersteller mit Begeisterung huldigt. Der Kaiseradler, so furchtbar dem Halbmond, auch ich liege, jubelnd ihn preisend, zu seinen Füßen.“

Bey diesen Worten senkte sie sich auf ein Knie.

Betroffen und gerührt von diesem schwärmerischen Enthusiasmus, hob der Prinz das Mädchen auf, und geleitete es zu einem Rasensitze.

Der Adler folgte aus freyem Antriebe. Der Prinz löste ihm die Kette ab. Das Thier begriff den großmüthigen Sinn dieses Verfahrens; stolz erhob es den Kopf; freudig lüftete es die Flügel. Dann nahm es zu den Füßen seines Herrn, ja seines Freundes, Platz.

Caroline erzählte jetzt den ganzen Hergang mit dem Adler. Rousseau fand all das wahrhaft poetisch.

Das Mädchen wurde in einem Wagen des Prinzen nach Hause gefahren; auch der Landmann, reich beschenkt, mußte mit einsteigen.

Eine Stunde darauf brachte ein Kammerdiener des Prinzen der Tochter des Apothekers ein Andenken. Es war eine silberne Vase mit einem Blumenstrauß von Gold mit Edelsteinen besetzt.

Der Adler war und blieb der Liebling Eugen's. Er wurde zwar der Menagerie einverleibt, aber so lange der Prinz das Belvedere, seine Sommerresidenz, bewohnte, erhielt das edle Thier das Futter nur aus seinen Händen.

In der Nacht, da der Prinz aus dem Leben schied, verfiel es plötzlich in heftige Angst; es schrie und tobte, zuckte fast sterbend zusammen, und ward nur mit Mühe gerettet, während der Löwe einem ähnlichen Anfall zur Beute ward.

Nach dem Tode des großen Mannes, als das Belvedere an den kaiserlichen Hof überging, ward dieser Adler in die Menagerie zu Schönbrunn gebracht.

Hier starb der historische Aar, ein würdiger Greis, ein Jahrhundert alt, in dem so verhängniß- als glanzvollen Jahre 1809, vielleicht aus Ingrimm und Kummer, als

die sieggekrönten fremdländischen Adler ihn umschwirrten, vielleicht nachdem er eines Tages deren Führer selber geschaut.

Der Vindobona Wiege.

(Gattung Scherz.)

Gewiß ist, daß es Traditionen gibt, die noch nicht aufgefaßt, noch nicht gewürdigt, noch nicht eingeführt sind in das Leben der Literatur. Dieß mag auch bey Gumpendorf der Fall seyn. Annehmen läßt sich, daß da, wo jetzt diese Vorstadt, menschliche Wohnungen gestanden schon damals, wie noch tiefe Waldesnacht ringsum gelegen, und noch ehe celtogallische Wilde zu Jagd und Fischfang sich angesiedelt, noch ehe man von einer Windenwohnung (durch die Römer später Vindobona heißend) gewußt oder auch nur geträumt. Ja mehr als anderthalb Tausend Jahre vor unserer jetzigen Zeitrechnung mag dieses Gumpendorf schon eine selbstständige Ortschaft gewesen seyn, an die das nachmahlige und jetzige Wien sich gleichsam nur angelehnt, und sich fortgesponnen, entwickelt, ausgebildet an ihr, wie ein Säugling an der milchreichen Mutterbrust. Wie aber diese kleine Ortschaft, diese Wiege Vindobona's, das A des ungeheuren Welt-Alphabets Wien benamset gewesen, wird sich nicht ermitteln lassen. Aber mit einer Art von Gewißheit wird man behaupten können, daß jener Urnahme Gumpendorfs ein hebräischer gewesen. Es sind Spuren da, redende, augenscheinliche, unverwerfliche Spuren.

In Gemäßheit derselben hatten sich Juden da angesiedelt, noch ehe im weitesten Umkreis ein menschlicher Fuß geschritten. Der Punct für den Handel war einzig, vielversprechend, unfehlbar. Die Colonie vergrößerte sich schnell,

zog aus nach allen Richtungen, Verbindungen anzuknüpfen, Handel zu treiben, weithin über Ströme, selbst über das Meer. Einer der wichtigsten Pfade bahnte sich, gleichsam von selbst, durch den Wald, dessen Stätte jetzt Wien ist, durch den eigentlichen Wienerwald, mit Ruhepuncten, richtungweisenden Zeichen und andern Merkmahlen.

Eines Tages rastete Mordach mit seinem Söhnlein und einem güterschwerbeladenen Maulthier bey dem Baum des jetzigen Stock im Eisen. Ermüdet schlafen die beyden Pilger ein im kühlenden Schatten der dichten Waldung. Wie sie erwachen, sehen sie zu ihrem Erstaunen und Schreck, die Güterladung auf dem Erdboden liegen, und einen kleinen Mann, roth im Gesicht und roth in phantastischer Kleidung, neugierig herumwühlen in dem Pack, den er aufgerissen. Sein Eigenthum also frech betastet und in Gefahr sehend, ermannte Mordach sich rasch, mit kräftigen Worten das rothe Männlein zur Rede stellend. Selbes aber lachte hell auf, stieß den Pack mit dem Fuß um und sagte: Da drinnen ist kein Artikel und nichts Brauchbares für mich und mein Gewerbe, denn des Goldes und Zinnes, Perlen und Bernstein und des übrigen Tandes habe ich selber genug. Will aber mit euch ihr Leute gelegentlich ein anderes Negotium anspinnen, und zwar hier an dieser nähmlichen Stelle, die ich mir zu meinen sublimeren Geschäften erkoren. Und sogleich war das rothe Männlein verschwunden.

In der Folge trieb es mit den verschiedenen Pilgersleuten gar manchen Handel. Die Sage aber hat uns nur den mit dem Schlosserjungen aufbewahrt, welcher der Anlaß des Stocks im Eisen gewesen. Und was die Gumpendorfer-Juden betrifft, so wurde dort, ein wohl noch vor-

handener Grabstein entdeckt, mit der hebräischen Inschrift, welche deutsch diese ist: „Mordach aus dem Riesengeschlecht, stark und groß, im Jahre nach Erschaffung der Welt 2560" (gestorben). Im Lazius wird man diesen Grabstein finden, im Fuhrmann und dort und da.

Eine kostbare Perle der Hofbibliothek*).

Unter den reichen Cimelien der Wiener Hofbibliothek befindet sich ein Kleinod von ganz außerordentlicher Art, ein Druckstück, von welchem man nicht mehr als zwey Exemplare kennt. Jedes derselben hat Tausende gekostet; jedes ist noch mehr Tausende werth. Es ist die seltenste aller bekannten Druckschriften. Gleichwohl ist dieß Werk so gut als von all Denjenigen übergangen, welche die Merkwürdigkeiten jener weltberühmten Büchersammlung aufzählen, geschweige denn, daß es näher charakterisirt wäre. Wohl aber erwähnt v. Mosel in seiner gehaltvollen, so gediegen als elegant vorgetragenen Geschichte der k. k. Hofbibliothek dieser Perle; indeß konnte der Plan seines Wer-

*) Fast möchte ich Anstand nehmen, diesen Aufsatz hier einzuverleiben, weil der Gegenstand bereits zum dritten Mahle besprochen. Indeß sind auch Gründe vorhanden ihn nicht auszuscheiden, da ich bey den neuern Mittheilungen stets Vermehrungen oder Verbesserungen gebracht. Hierzu fand ich mich durch die Ehre bewogen, von Ebert in seinem Lexicon, Art. Servetus unter den Quellen, genannt zu werden. Auf diese Weise erschien eine wiederholte Vorführung in meinem: „Bibliographischen Bunterley," und eine fernere in der Wiener Zeitung vom 4. Nov. 1840.

tes durchaus nicht gestatten, dem Artikel mehr als einige Zeilen zu widmen.

Das in Rede stehende Buch ist Serveto's **Christianismi restitutio.** Der ganze lange Titel paßt wohl nicht hieher; bemerkt aber mag werden können, daß die meisten Autoren, welche über das Werk geschrieben haben, selben in Ermanglung der Autopsie, fehlerhaft angeben. So Roche, Vogt, Sandius, Niceron, Osmont, Buddäus, die Genfer Encyclopädie, selbst Chauffepié, Allwoerden 2c. Es erschien zu Vienne in der Dauphiné, im Jahre 1553. Weder der Verfasser noch der Druckort sind genannt. Es hat 734 Seiten und 1 Blatt Druckfehler. Das Format ist Mittel-Octav.

Es mögen nun hier aus meinen bibliographischen Notaten einige specielle Nachweisungen folgen, wohl nicht ungeeignet, das Eingangs Gesagte zu begründen.

Miguel Serveto, im Jahre 1509 zu Villanueva in Aragonien geboren, nannte sich auch Villanuovanus oder Reves ab Aragonia. Als er seine **Restitutio** heraus gab, ward er zu Vienne verhaftet und zum Feuertode verurtheilt. Es gelang ihm, zu entfliehen; da er aber, um das italienische Gebieth zu erreichen, Genf berührte, wurde er auf Anlaß Calvin's festgenommen und den Flammen überliefert. Seine Schriften wurden, wo man deren nur habhaft werden konnte, vernichtet; viele mit dem Autor zugleich verbrannt. Am Vollständigsten gelang dieß bey der **Restitutio**, die nur wenige Monathe zuvor erschienen war.

Herr v. Mosel nennt dieses Buch Serveto's (S. 189) mit Recht das seltenste aller bekannten Druckwerke. „Gleich nach seinem Erscheinen,“ sagt er, „aus der Welt getilgt,

hatte die Geschichte fast bloß den Titel aufbehalten, und der Nachwelt durch hier und da zerstreute Abschriften so viel Merkwürdiges von seinem Inhalte erzählt, daß durch zwey Jahrhunderte alle Bibliotheken mit eben so viel Sehnsucht als fruchtlosem Erfolge darnach durchsucht wurden.“

Man kennt nur zwey Exemplare. Ebert, Deutschlands vielseitigster Bücherkenner, setzt hinzu: „mit Gewißheit“ (Bibliograph. Lexicon **II. 770.**) Geraume Zeit war man der Meinung, daß nur ein einziges existire. Dieses war aus den Händen des englischen Dr. Mead in den Besitz Deboze's, Secretärs der Pariser Inschriften-Akademie, gekommen. Nach dessen Tode brachten Boutin, ehemahliger Finanz-Intendant, und der Präsident de Cotte seine Bibliothek an sich. Bey der Theilung kam der Phönix an Letzteren. Debure, dieser verdienstvollste aller Bibliognosten und Bibliographen meint in seiner **Bibliographie instructive (I. 418)**, das Werk sey einst in der Büchersammlung eines Prinzen von Hessen-Cassel gewesen; der Prinz Eugen von Savoyen habe bey einer Reise durch Cassel darnach gefragt, aber es habe sich nicht vorgefunden. Unstreitig hat Debure aus dem, 10 Jahre vor seinem Werke erschienenen Cataloge **Bibliothecae Com. de Schönberg**, geschöpft, wo dieß erzählt wird **(II. 587)**, mit dem Beysatze: „**libri unici.**“ Debure nimmt an, es sey das Exemplar de Cotte's. Dem war aber nicht also, wie weiter unten zu ersehen. De Cotte verkaufte das Buch an Gaignat sehr theuer. Bey der Versteigerung von dessen reicher Sammlung im Jahre 1769 wurde Serveto's Buch für die Bibliothek des Herzogs La Vallière erstanden, und zwar um den Preis von 3810 Livres. In der Licitation

der Bibliothek dieses Herzogs, im Jahre 1784, ging es auf 4120 Livres. Es ist jetzt im Besitze der königl. Pariser Bibliothek. Das Exemplar (dem sechs analoge Tractate beygebunden), ist am Anfange und in der Mitte stark angefault; selbst der Text ist angegriffen, und es ist überhaupt in sehr schlechtem Zustande.

Die Behauptung des Rich. Simon, des Artigny, als auch des Placcius, daß man außer diesem Exemplare noch zwey kenne, ist eine unfactische, lediglich Meinung, die aller materiellen Nachweisung entbehrt.

Das einzige, welches man nächst dem Pariser Exemplare kennt, ist das der Wiener Hofbibliothek. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es das Casseler sey. Im strengsten Gegensatze zu dem jämmerlichen Pariser Exemplare ist es vortrefflich erhalten. Es hat nur sehr wenige leichte Wasserflecken, nicht mehr den ursprünglichen Einband, ist etwas stark beschnitten; in rothem Saffian mit Goldschnitt. Das Exemplar war nach England gewandert, dann nach Siebenbürgen. Auf der Vorderseite des Titelblattes ist geschrieben: **Danielis Mirkos Szent-Ivani, Transylvano Hungari Londini 1665 die 23. Maji**; dann (**Nunc Michaelis Almasi, futuro Episcopo dandus.**) (Dieser Almasi war im Jahre 1716 Superintendent und zwar der 142.) Sofort kam das Exemplar in die Bibliothek des gelehrten siebenbürgischen Hofkanzlers, Samuel Grafen v. Teleki. Derselbe brachte es im Jahre 1785 der Wiener Hofbibliothek dar. Kaiser Joseph erwiederte Großmuth mit Großmuth, indem er dem Spender einen Brillantring zum Geschenke machte, 10000 Gulden werth.

Der fruchtbare, mehr dem Piquanten nachstrebende Bibliograph Peignot sagt in seinem **Essai de curiosités**

bibliographiques, von dem Pariser Exemplare sprechend: „Das Exemplar, welches ich hier anführe, gilt für das einzige; indeß hat man uns versichert(?) daß noch eines in der kaiserl. Bibliothek (P. schrieb Anfangs 1804) existire, das besser erhalten sey, als das Pariser.“ Und das ist der nämliche Peignot, welcher in seinem kurz zuvor erschienenen Dictionnaire raisonné de bibliologie (Suppl., 69.) bey der Nahmhaftmachung der Wiener Hofbibliothek-Schätze von Serveto's Buche sagt: „Ich glaube, daß dieses dasselbe sey, womit der Graf de Laky (!) dem Kaiser Joseph II. ein Geschenk machte, der ihm dann einen Solitär, 10000 Gulden im Werthe, dafür gab. Man kennt nur zwey Exemplare.“ Welch' seltsame Inconsequenz!

Übrigens ist es interessant, daß zwey einzig bekannte Exemplare vom Continent nach England, und beyde wieder zurück nach dem Festlande gewandert. Zu den merkwürdigen, ja abenteuerlichen Schicksalen von Serveto's Buche (die in Versuchung führen könnten, eine bibliographische Novelle zu schreiben) gehört noch manches Andere, z. B. der erwähnte Dr. Mead hatte den echt brittischen Einfall, von dem Werke Serveto's ein einziges Exemplar nachzudrucken. Doch führte er ihn bloß bis Seite 252 aus. Das Buch ist ohne Titel und der Rest des Textes handschriftlich. Es ist in zwey Quart-Bände getheilt, und ging zu Paris in der Versteigerung des Meyzieu auf 425, in der La Vallière'schen auf 1700 Livres. (Brunet Manuel). Im Jahre 1791 veranstaltete der unermüdliche Polyhistor Murr in Nürnberg eine mit dem Originale möglichst gleichförmige Auflage. Die neue Jahreszahl ist am Ende des Werkes, aber so klein angebracht, daß man sie für eine Schlußlinie halten kann. Diese Auflage ist bereits vergriffen.

Serveto's anderweitige Schriften, welche bibliographisch sehr interessant sind, so wie seine Verdienste um die Physiologie und Philologie, habe ich in meinem Conversationsblatte (1819, I., 90.) berührt. Hier handelt es sich bloß um das besprochene Kleinod, von dem man übrigens wohl sagen kann, daß es über Vogt's Definition der Bücherseltenheit erhaben sey. Er sagt: (Catalogus librorum rariorum, Vorrede) „Inter nunc et tunc, inter hic et illic, inter mihi et tibi distinctio non est negligenda.“ Die Seltenheit also temporisirt, localisirt und individualisirt sich. —

Ich kann diese kleine Forschung nicht schließen, ohne den Wunsch: Möge nun künftig, wenn die Rede von den Kostbarkeiten der Wiener Hofbibliothek ist, Serveto's Restitutio gebührend mit aufgeführt werden!

Phorus.

Phorus ist ein Wort, welches man weder in einem griechischen, noch in einem andern Sprach-Wörterbuch findet. Auch in einem Personen-Lexicon wird man es nicht antreffen, wiewohl es eigentlich nur ein Personal-Ausdruck ist. Neulich aber ward behauptet, das Wort Phorus müsse durchaus hellenischen Ursprungs, wohl gar mythologisch seyn. Bey dem Anblick dieser Zeilen werden viele Leser lächeln, nähmlich jene, welchen die Composition des Wortes Phorus bekannt ist; Alle aber wissen sie doch nicht. Dieses Wort, welches die erste privil. Holzverkleinerungs-Anstalt Wiens bezeichnet, ist aus den Anfangsbuchstaben der ersten Unternehmer jener Anstalt zusammen gesetzt; nähmlich: Palffy, Hackelberg, Offenheimer, Rem-

scher, Unger, Schönfeld. (Da das Holz als solches nicht verkleinert werden kann, sondern nur ein Stück Holz, ein Scheit, so wäre der Ausdruck: Scheiterverkleinerung wohl allerdings entsprechender). Den Impuls zu dieser Unternehmung gab Ignaz Ritter v. Schönfeld; und auf seinen Betrieb kam sie zu Stande, wie denn so manche andere gemeinnützige Anstalt ihm zu verdanken.

Zwey Bauten.

Es ist wahr, die Stephanskirche ist ein großartiges, imposantes Bauwerk und alt, sehr alt; sie ist die Metropolitan-Kirche, historisch höchst merkwürdig ꝛc. Ganz in der Ordnung also, daß sie bewundert, gefeyert werde. Es ist wahr, St. Johann am Alserbach ist ein kleines, unscheinbares, fast unsichtbares Kirchelchen; aber es ist auch wahr, daß es um 600 Jahre älter als St. Stephans-Dom, daß es das allerälteste Gotteshaus des jetzigen Wien, und was das Wichtigste, daß es von dem österreichischen Landes-Apostel, dem heiligen Severin, gestiftet. Ganz in der Ordnung also nicht, daß man es gleichsam gar nicht kennt, fast gar keine Notiz davon genommen wird. Durch den Hohlweg hinaus nach der reizendsten, herrlichsten Landschaft im Umkreise Wiens wird gewandert zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, so auch zurück, scharf an dem bescheidenen Kirchlein vorbey; hinaus gezogen wird zu Lust und Freude, zu Genuß und Jubel, zu sinnlichen Zerstreuungen jeglicher Art; gegenüber dem Kirchlein pappen einige Dutzende schlaraffischer Anschlagzettel: St. Johann-Kirchel existirt für alle diese Weltkinder nicht, kaum in historischer Kunde und Beachtung und Würdigung. Der grelle Abstand

des Schicksals dieser zwey Gotteshäuser erregt wenigstens Wehmuth, beweisend zugleich, wie bestimmend, wie entscheidend die Äußerlichkeit ist.

Isabey wieder reich.

Napoleons Untergang war auch Isabey's Untergang; wenigstens bildete sich dieser das ein, woran er übrigens so ganz Unrecht nicht haben mochte. Da sagt Talleyrand zu ihm: „Gehn Sie nach Wien! Wir werden dort großen Congreß haben; für Sie ein Schacht.“ Isabey geht nach Wien und wird reich. Millionär wäre er geworden in ein paar Monathen, hätte er sich vervielfältigen können. Jedermann wollte nur von Isabey gemahlt seyn; die Machthaber, die Großen nicht nur ein, zwey oder drey Mahl, sondern in Anzahl. Nicht bloß einzelne Gruppen bekam Isabey zu mahlen, sondern ganze große Versammlungen. Der Künstler, mit zu all den Festen und Unterhaltungen gezogen, mußte, um mit seinem Pinsel nicht zurück zu bleiben, die Nacht zu Hülfe nehmen; und sein für ihn selbst angelegtes kostbares Album durfte er auch nicht vernachlässigen. Die Preise machte er selten selbst; das war sehr natürlich und sehr einträglich. Jedermann aber mahlte er nicht. Hinwieder gab es einen Mann, der durchaus nicht von Isabey gemahlt seyn wollte, und bey dessen Porträtirung der Künstler ganz gewiß keinen Anstand genommen hätte. Dieser Jemand war der Minister Wilhelm v. Humboldt. Er war ein zu kluger Öconom, und andrerseits etwas unschönen Gesichts. Nun sollte aber Isabey ein großes Conversationsstück liefern, welches eine Vereinigung aller Celebritäten vorzustellen. Humboldt konnte, durfte dabey nicht fehlen. Den-

noch weigerte er sich. Aber Isabey erklärte, er werde durchaus keine Bezahlung annehmen, und so erschien der Minister auf dem Tableau. Er war zufrieden mit dem Porträt, und bemerkte: Es ist gut; der Meister hat mir nicht geschmeichelt. Jeder Andere hätte mir flattirt, und deßhalb wollte ich mich seither nicht mahlen lassen.

Im Belvedere.

(Novellchen.)

Den 21. April 1736, als der Tag kaum graute, fuhr eine herrschaftliche Kutsche im schärfsten Trabe zum Kärnthnerthore hinaus. Auf dem Rennwege, bey dem Vorgebäude des Belvedere hielt sie. Der Schlag öffnete sich; ein kleiner, hagerer Mann stieg aus. Er trug ein schwarzes Sammtkleid, feinste Wäsche, eine vornehme Allonge-Perrücke. Sein längliches Gesicht war von bittrem, tiefen Seelenschmerz völlig entstellt. Aus der Rocktasche zog er einen Schlüssel, er öffnete damit das Hausthor; den Kutscher aber hieß er hinein fahren in den Garten.

Dieser Mann war der Intendant des Prinzen Eugen von Savoyen.

Langsam schritt er den aufwärts steigenden Weg des Gartens hinan, dem Schlosse zu; nachdenklich, gesenkten Hauptes. Mehrere Mahle blieb er stehen, seufzte aus tiefster, innerster Brust, und trocknete sich die Augen. So angegriffen war der Mann, daß er, obschon noch in kräftigen Jahren, sich des hohen, spanischen Rohrstocks als Stütze bedienen mußte.

Als er in der Mitte des Gartens bey der großen Cascade angelangt war, hielt er an, wendete sich um, und

blickte nach der Stadt zurück, nach der Gegend der Himmelpfortgasse. Schwere Seufzer entstiegen der beklommenen Brust. Er streckte die Arme zum Himmel empor; er warf einen wehmüthigen, wie fragenden, aber andächtigen Blick in die Wolken; dann wieder einen in jene Gegend. Er senkte die Arme, das Haupt, faltete die Hände, bethete still und weinte laut. In die Knie sank er, aufgelöst von Jammer, und fuhr fort, inbrünstig zu bethen.

Gestärkt, ermannt erhob er sich, und warf noch einen Blick nach der Stadt, die Hände über die Brust gekreuzt. Dann rief er aus: „O großes Österreich, mein theures Vaterland, du hast deinen größten Mann verloren!" Das Gesicht mit dem Taschentuch verhüllend, blieb er bewegungslos stehen.

In dieser Situation fand ihn der alte Gartenvorsteher Benedict. Was ist Euch, Herr? redete er ihn an. Der Intendant umarmte den vieljährigen Freund, und antwortete: Der Prinz!

Benedict wußte genug, um des Freundes Schmerz zu theilen.

Aber so plötzlich, so unvorbereitet rief er aus: um Gott!

Nicht das, Freund, versetzte der Intendant. Ihr wißt ja, daß er krankheithalber von der Armee weg nach Hause kehren mußte. Er begann wohl allerdings, sich zu erholen; er schien ziemlich gesund zu seyn. Gestern Mittags aber, wir hatten 12 Personen zur Tafel, war er ungewöhnlich heiter; er scherzte, er lachte; er überströmte von Witzworten; er conversirte mit einer Art von Galanterie über die Auftritte mit der berühmten Lady Montague vor 20 Jahren. Er schnupfte noch 10 Mahl stärker Tabak

als sonst. Und diese Aufregung kam mir sehr bedenklich vor; sie erfüllte mich mit Furcht; ich ahnte ein Unglück.

Benedict versank in Trauer. Die Männer waren bey dem Schlosse angekommen. Wo brachte der Prinz den Abend zu? fragte er.

Die Antwort war: Wie gewöhnlich, bey der Gräfinn Batthyany. Er spielte Piquet, aber zerstreut und unwohl. Gegen 9 Uhr ward ihm schlimmer. Eine Ohnmacht wandelte ihn an; er vermochte nur sehr schwer, Athem zu holen.

O Gott, o Gott! rief Benedict schluchzend aus.

Er fuhr nach Hause. Der portugiesische Gesandte, Graf Taroucca begleitete ihn. Er wollte die Nacht bey ihm im Zimmer verweilen; der Prinz gab es nicht zu. Wir Alle wollten ärztliche Hilfe bringen; der Prinz lehnte es ab. Er geboth, ihn ruhen zu lassen. Wir zogen uns zurück; der Graf zuletzt. Ach, er war der letzte Mensch, den der Prinz gesehen.

Von Rührung, von Schmerz überwältigt, konnte der Intendant nicht weiter sprechen. In der Halle angekommen, fügte er noch bey: Vor 3 Stunden fanden wir ihn todt im Bette; in liegender Stellung, mit geschlossenen Augen.

Sprachlos verharrten beyde Männer einige Minuten lang.

Jetzt erschien der Castellan. Der Intendant verlangte die Schlüssel. Er begab sich in mehrere Gemächer; versiegelte einige Schränke, Tische und Thüren. Benedict und der Castellan begleiteten ihn.

Das nur bruchstückweise Gespräch betraf bloß den dahin geschiedenen Herrn. Im Zusammenhang damit ward

ein merkwürdiger Umstand erzählt. Um die Zeit der Mitternacht hatte der Löwe in der Menagerie des Belvedere Anfangs ein tiefes Stöhnen und Ächzen, dann ein furchtbares donnerndes Gebrüll erhoben, das plötzlich aufgehört. Ein schauerliches Gekrächze hatte einer der Adler ausgestoßen, ohne Unterlaß; das tönende Schlagen seiner Flügel hatte man vernehmen können.

Nach vollbrachtem Geschäft im Schlosse gingen die drey Männer hinüber in die Menagerie. Den Leu fanden sie todt. Der Adler lag dahin gestreckt in Zuckungen. Es war derselbe, den der Prinz, wenn er draußen wohnte, täglich selbst zu füttern pflegte. Dieses königliche Thier erholte sich wieder; es lebte, noch Anfangs dieses Jahrhunderts, in der Menagerie zu Schönbrunn.

Der Intendant bemerkte: Ein Seitenstück zu den Löwen im Schloßgarten zu Ofen, die, als König Mathias Corvin in der Kärnthnerstraße sein Leben aushauchte, gleichzetig dahin starben.

Er eilte nach der Stadt zurück.

Die Kunde des europäischen Trauerfalls hatte sich schon verbreitet. Der Kaiser ordnete an, daß das Leichenbegängniß wie das eines Erzherzogs sey. Die Bahre ward von 14 Feldmarschall-Lieutenanten getragen. Als kostbare Andenken kamen des Helden abgenützter, kuttenähnlicher, brauner Schlachtenüberrock und ein Büschel seiner tiefschwarzen Haare in das Wiener-Zeughaus.

Cuspinian.

(Novellistisch).

Joannes Cuspinianus (eigentlich Spießhammer) und Wolfgang Laz gäben eine gute Parallele. Beyde hatten berühmte Lehrer: jener Conrad Celtis [1]); dieser Georgen Tannstetter [2]). Beyde waren sie vielseitige Gelehrte und hochgeschätzte Historiographen; beyder Character war rein, bieder, edel und liebenswürdig. Der Eine wie der Andere war seines Landesfürsten Rath, Freund, Leibarzt und Bibliothekvorstand, viel erfahren durch Studien, Geschäfte und Reisen. Jener wie Dieser trat die öffentliche Laufbahn schon in blühender Jugend an; und noch in den Jahren der Kraft schieden sie aus einem ruhmbekränzten Leben, getrennt durch ein halbes Menschenalter: Spießhammer kam zur Welt 1473, verließ sie 1529 [3]); Laz 1514 und 1565. Ein stattlich marmornes Grabmahl ward dem Einen in der Stephans-, dem Andern in der Peterskirche. Mitgründer der jetzigen Hofbibliothek waren Beyde durch sachkunde, rastlose und glückliche Entdeckung und Erwerbung wichtiger kostbarer Handschriften und Druckwerke.

Im Arbeitscloset Kaiser Max I. in der Wienerburg war Cuspinian mit dem Entwurfe beschäftigt, die Erlangung der Mathias Corvin'schen Bücherschätze in Ofen aus türkischen Händen vorzubereiten. Mit dieser Schrift zu Ende harrte er, und nicht ohne Besorgniß und Ungeduld der Rückkehr des Herrn von der Reiherbeize in Lachsenburg.

---

1) Meissel, also nicht, wie meist geschrieben, Celtes.

2) Collimitius.

3) Vier Tage vor dem Beginne der türkischen Belagerung Wiens, die Laz als 15 jähriger Jüngling erlebte.

Wohl noch eine Stunde war verflossen, als der kaiserliche Jägersmann eintrat, fest und herrenhaft wie immer. Er war noch erhitzt vom scharfen Ritt; seine Miene war unwillig, löste sich aber beym Anblicke des Freundes sogleich in Milde und Heiterkeit auf. Sein Anzug war ein wenig in Unordnung. Etwas angegriffen warf sich Max auf einen Armstuhl. Ein Page erschien mit dem Hauskleide, ward aber sogleich wieder damit fortgeschickt.

Nun, sagte der Kaiser, ruhiger geworden, und lächelnd zu Cuspinian, Ihr macht da ein ganz kümmerliches Gesicht, mein Lieber!

Wie anders gnädigster Herr, erwiederte dieser; es ist das Gesicht des Leibarztes.

Was da, rief Max, schnell vom Sitze sich erhebend und auf und ab schreitend mit lebhafter Geberde, was da Leibarzt! Ihr wißt ja, mein Leib bedarf so gut als gar keines Arztes. Der Titel gehört eigentlich mehr zur Vervollständigung Eures wohlverdienten Rangs. Derbe Bewegung und tüchtig Wassertrinken sind meine Arznei. Und heute ging es mit der Motion ein wenig zu stark. Der neue spanische Hengst wollte und mußte durchaus in die Laxenburger Moräste und nimmer heraus.

Cuspinian erschrack.

Max sagte lachend: Auch hier, in einem trivialen Falle mein alt Sprichwort: Per tot discrimina!

Gnädigster Kaiser, [*]) versetzte Spießhammer, nicht ohne zu zittern kann ich an die mehr als tausend Abenteuer und Gefahren denken, aus denen Ihr stets so wunderbar er-

[*]) Den Ausdruck „Majestät“ hat wohl erst Maxens Enkel, Carl V. eingeführt.

rettet worden. Ein wahrer Held soll freilich nie den Tod vor Augen haben...

Aber, fiel Max in die Rede, um so mehr ein wahrer Philosoph und Christ. Dort in dem sargförmigen schwarzen Kästlein liegt mein letzter Wille; den habe ich erst gestern mit einem Zusatze versehen, über den Ihr Freigeister vielleicht ketzern mögt. Ich schreibe vor, daß man mir nach meinem Tode die Haare abschneiden, die Zähne ausbrechen, selbe zerstoßen und Angesichts aller Leute zu Asche brennen soll. An das Ende der Dinge denke ich oft genug. Nun wollen wir aber von Geschäftsachen reden. Was habt Ihr da für eine Scriptur?

Cuspinian reichte sie dar. Max durchlas sie mit lebhafter Theilnahme, mit allen Zeichen des Beyfalls, und unterfertigte sie dann mit seinem Monogramme.[*]) Er belobte die Klugheit dieser einleitenden Maßregel, und versprach sich guten Erfolg. Er dankte dem Freunde für die Sorgfalt, Umsicht und Unermüdlichkeit, womit er sein Amt als Bibliothekar verwalte, und setzte hinzu: Mit Befriedigung sehe ich, daß meine, wenn auch noch so kleine Bücherey, schon ein guter Stamm ist zu einem astreichen Baume, ja zu einem gar stattlichen Walde, denn ich wünsche, daß sie unter meinen erlauchten Nachfolgern sich zu einer allumfassenden öffentlichen Anstalt entwickle. Man soll sagen, Maximilian, der Künste und Wissenschaften so liebevoll gepflegt, hat auch diese Hofbibliothek gegründet. Freylich aber ist das nur mit Hülfe solcher Männer möglich, wie Ihr, mein lieber Cuspinian.

Dieser verneigte sich mit den Worten: Ich schätze mich

---

[*]) Dessen Bedeutung: Per Regem propria sua manu.

glücklich, huldreichster Gebiether, dieses überaus schmeichelhafte Urtheil, wenn auch nur einiger Maßen zu verdienen durch die Gunst des Schicksals, welches meine Verwendung bei mehreren Klöstern und Privaten mit dem besten Ergebnisse gekrönt hat. Drey Kisten stehen in der Büucherey mit den schon lang erwarteten Schätzen, auch aus Steyermark.

Der Kaiser war über diese Kunde hoch erfreut. Er nahm Gelegenheit, sein Adelsversprechen zu erneuern, dem aber Spießhammer wieder bescheidentlich auswich. „Ihr solltet doch darauf eingehen," sagte Max freundlich, „denn billig ziehe ich Diejenigen vor, welche die Natur selbst vorgezogen hat." [6]) Wenigstens bedient Euch des Vorrechts, welches ich auf dem Reichstage zu Freyburg den Gelehrten eingeräumt, auf ihren Baretten und Wämsen Gold zu tragen [7]).

Da Ihr hierauf nicht antwortet, fuhr der Kaiser, etwas velezt, fort, so saget mir, ob Ihr über meine gewissen drey Projekte nachgedacht habt, nämlich, mich zum Coadjutor des Papstes ernennen zu lassen, den Zug gegen die Türken zu unternehmen, und Österreich zu einem Churstaate zu machen.

Allerdings gnädigster Herr, erwiederte der Geheimrath, habe ich Alles reiflich erwogen. Allein ich erlaube mir die Meinung zu äußern, daß auf das Erstere der heilige Vater gewiß nicht eingehen werde, troz des projectirten Türkenkrieges. Gegen diesen selbst werden sich die Reichsfürsten stemmen, und gegen Österreich als Churstaat die Churfürsten nicht minder. Bey einer solchen Lage der Dinge...

---

[6]) Seine eigenen Worte.

[7]) Dem niedern Adel war nur Silber bewilligt.

Weiter konnte der Mann nicht sprechen, denn plötzlich sprang Maximilian empor, mit den Füßen stampfend. Sein ringsum lang herabhängendes, sonst so glänzend goldgelbes, jetzt schon stark mit Grau gemischtes Haar, schleuderte sich durch das heftige Schütteln des Hauptes wie die Mähne eines grimmigen Leu rings umher; des Kaisers stets bewegtes blaues Auge flammte zornige Blitze, und die braunrothen Wangen erglühten in bläulichem Purpur. Tief Athem schöpfend, mit geballten Fäusten trat er auf Spießhammer zu, der ihn in solcher Aufregung nur selten gesehen.

Mit solchen Gemeinplätzen, rief Max, mit solch nichtigem, abgedroschenem Gewäsch will ein Cuspinianus uns begegnen? Was ficht Euch an, Ihr, Mann der Weisheit, des Rathes und der Freundschaft? Ist dieß das Zeughaus Eurer Staatsklugheit, die Schatzkammer Eures Witzes, der Quell Eurer Anhänglichkeit? Redet Mann! Redet!

Aber Cuspinian behielt seine Fassung; er kannte seinen Gebieter gar wohl, und wußte, daß der Sturm dieses Grimmes alsbald natürlicher Herzensgüte und ruhiger Würdigung weichen werde. Cuspinian begnügte sich, mit der Hand eine Bewegung zu machen, als lange er nach seinem auf einer Bank liegenden Barette. Er sprach keine Sylbe.

Max, ruhiger geworden, setzte sich wieder und sagte in gelassenem Tone: Es ist so gekommen, daß Ihr nicht weiter reden konntet, mein guter Kanzler; mißdeutet das nicht; Euer Kaiser und Freund wünscht es so. Gewiß hättet Ihr im Verlauf Eurer Rede angeführt: Bei solcher Lage der Dinge kommt jedoch ein eigener Umstand gar sehr zu Statten, nämlich die gewissen Umtriebe jenes gewissen Augustinermönchs. Ihr begreift wohl, Ihr ahnt wohl, welche

Wirkungen und ferneren Folgen nicht wohl unterbleiben können, sämmtlich günstig für meine Plane.

Cuspinian verbeugte sich, ohne zu reden. Sprecht Mann und Freund, sagte Max mit erhobener Stimme; ich begehre es!

Jener entgegnete nun sogleich und mit Festigkeit: So vernehmet denn, durchlauchtigster Herr: Ihr habt in ganz Deutschland die Hydra des Faustrechts gebändigt; Ihr mit dem so wenigen Sterblichen verliehenen Talente der Übersicht und Einzelnheiten zugleich; Ihr habt auch in Euren eigenen Landen Ordnung in das Chaos der öffentlichen Geschäfte gebracht, Sicherheitsverfügungen geschaffen, Ämter eingerichtet, das erste Muster geregelter Verwaltung aufgestellt, von Euch sind sogar die ersten Versorgungsanstalten, und eben diese letztern sind es, bei denen Ihr an die ganze übrige Welt gedacht habt, nur nicht an Euch Selbst.

Max blitzte dem kecklich also Redenden forschend und ernst an, fast drohend. Dieser ließ sich aber nicht im mindesten irre machen und fuhr fort: Ja gnädigster Gebieter, das ist es, was sich allen Euren weit ausgreifenden Planen lähmend in den Weg stellt. Wie in früherer Zeit häufig sind auch jetzt unsere Truhen leer. Warum, weil kein Rentkammerwesen besteht, kein geregeltes Abgabensystem. Es wird noch so weit kommen, wie bei Eurem seligen Herrn Vater, der eines Tages von Neustadt aus einen eigenen Boten nach Zwettl abschicken mußte, um von dem Abte sechzig Gulden zu borgen [8]).

Der Kaiser machte eine unruhige Bewegung, be-

8) Thatsächlich laut Kurz Österreich unter Kaiser Friedrich IV.

herrschte sich aber und sprach: Ich kann und will Euch nicht widersprechen, mein Lieber. Das Säckelwesen ist noch nicht so eingerichtet, wie es seyn soll. Ich beauftrage Euch, über diese Angelegenheit nachzusinnen; ich meinerseits thue dasselbe; in diesen Tagen setzen wir uns zusammen, und arbeiten sie aus. Merket wohl, es eilt damit, denn unser Feldhauptmann Freundsberg, der nach Wälschland aufbrechen soll, verlangt nicht weniger als 2000 Goldgülden für den Augenblick. Und merket wohl, unseren braven, großmüthigen Fugger kann und will ich nicht schon wieder in Anspruch nehmen. Ihr versteht mich.

Indem trat ein Page ein, und überreichte dem Kaiser ein Sendschreiben. Der betrachtete mit Behaglichkeit die schönen Buchstaben, und die vielen Verzierungen und Schnörkeleyen der Aufschrift, erbrach es, und wischte den dichten Streusand weg.

Dieser Streusand ist ganz sonder Gefahr, [9]) sagte er, nach der Unterschrift blickend. Von Albrecht Dürer kommt nur Treues und Gutes, Schönes und Großes.

Während des Lesens aber verfinsterte sich die Miene des Kaisers.

Unmuthig legte er das Schreiben auf den Tisch. Auch das noch, rief er schmerzlich ergriffen in Bitterkeit aus. Dem größten Kunstmeister deutscher Nation, Unsern geliebten und hochgeehrten Freund, der sein Ingenium zur Verherrlichung Unsers Andenkens aufbietet, Tag und Nacht fleißig ist für Unsern Ruhm: auch diesen Mann müssen Wir

---

[9]) Vielleicht öfter als Ein Mahl soll auf des edlen Herrschers Leben ein Anschlag mit vergiftetem Streusand gemacht worden seyn.

mit seinem wohl verdienten, ja vertragsmäßigen Lohn warten lassen![10] Nein! Nimmermehr. Hier muß sogleich aus eigenen Mitteln abgeholfen werden. Sein herrliches Öhlgemälde, das gelungenste unserer Conterfeis[11] ist ihm auch noch nicht vergütet worden.

Auf das Äußerste verstimmt ging der Kaiser auf und ab. Da trat sein Hofcaplan und Geheimschreiber Pfinzing ein. Er blieb aber an der Schwelle stehen, da er den Herrn in so übler Laune fand. Max jedoch, das gesenkte Haupt erhebend, und durch einen gereiften Entschluß wieder im Besitze seines Gleichmuths, gab dem Zögernden ein Zeichen, sich zu nähern.

Nachdem dieß geschehen, sprach der Kaiser warm und liebevoll: Heute, mein guter Pfinzing, werde ich Euch weder Reime Unsers Abenteuerdanks[12], noch Eurem Collegen Treitzsauerwein Texte unsers weisen Königs[13] in die Feder sagen. Es sind dringendere Agenda vorgekommen.

Ich erlaube mir, durchlauchtigster Kaiser, erwiederte Pfinzing, zu bemerken, daß diese Arbeit schon lange ausge-

---

10) Wirklich hatte Dürer an den Kaiser einen Brief solchen Inhalts geschrieben. Er ist in Murr's Journal für Kunst abgedruckt; ich weiß aber nicht auswendig in welchem der 19 Bände.

11) Dieses wirklich beste Porträt Maxens befindet sich im Wiener Belvedere.

12) Später abgekürzt in Theuerdank, das bekannte Heldengedicht, welches nach des Kaisers eigener Deutung einen auf Abenteuern denkenden Helden bezeichnen soll.

13) Weißkunig, Maxens merkwürdige Erlebnisse. Die Holztafeln fanden sich erst spät in Gratz wieder, so daß das Werk nicht eher als 1775 erschien.

setzt geblieben; ich bin mit meiner Durchsicht und Dero anbefohlenen Änderungen und Umstaltungen schon seit 14 Tagen fertig. Die Zeichnungen des Scheuffelein liegen bereit, viele sind von dem geschickten Negker schon in Holz geschnitten; und die Burgmayer'schen und andern Holzstiche zum Weißkunig müssen noch immer unbenützt im Schlosse Ambras liegen. Ich habe ja stets nur Eure eigenen Worte vor Augen gnädigster Herr, welche da lauten: „Wer sich im Leben selbst kein Gedächtniß macht, der hat nach seinem Tode keines; und desselben Menschen wird mit dem Glockentone vergessen“ [14]). Wiewohl, setzte Pfinzing sich besinnend und verbessernd schnell hinzu, ein solcher Kriegs- und Friedensheld, wie Maximilian, solch eine wahre Wundererscheinung keines künstlichen Andenkens bedarf.

Lasset das, versetzte Max, unangenehm berührt von dieser Schmeicheley, und sagt mir lieber, ob Ihr die Briefe an Cranach, an Pirkheimer und an den böswilligen und verschmitzten eilften Ludwig ausgefertigt habt?

Dem ist also, antwortete der Gefragte; es sind die ersten Sendschreiben, welche durch die von Eurer Weisheit gegründete Postanstalt abgegangen. Was aber den giftigen Wütherich Ludwig betrifft, so scheint es, daß er nicht in so argem Grade des großen Maximilian Widersacher sey, als die Leute glauben. Ein Reisender, welcher gerade von Ludwigs Hofhalt kommt, hat mir selbst folgenden Zug erzählt: Einige Schranzen vergaßen sich so weit, Euch kaiserlicher Herr den Bürgermeister von Augsburg zu nennen, worauf, der König sie zurecht weisend, sagte: „Redet nicht so beleidigend von Max, seyd versichert, wenn dieser Bürgermeister

---

[14]) Marens eigene Worte.

die Glocke ziehen läßt, so ist ganz Deutschland in Harnisch und ganz Frankreich zittert und bebt [15]).

Der Kaiser lächelte, klopfte dem Sprecher auf die Schulter, drückte Cuspinian die Hand, und sprach: Gehabt Euch wohl liebe und werthe Freunde; für diesen Vormittag seyd ihr entlassen.

Eine Consumtions=Liste.

Die Consumtions=Übersichten der Städte zeigen mit ihren vielen Objectbemerkungen und Ziffern eigentlich gar nichts anderes an, als das und dieß sind Landesproducte oder keine Landesproducte, und die Anzahl der Einwohner ist also die und die. Neapel, die Stadt verzehrt jährlich so und so viele Metzen Pomeranzen, dann so und so viele Centner Maccaroni (die Angaben noch imposanter zu machen, kann man statt Metzen sagen so und so viele Millionen Stücke, statt Centner so und so viele Pfunde, wie man es, sonderbarer Weise mit dem noch immer so beliebten Schießpulver zu machen pflegt). Bey Berlin wird vorkommen, so und so viele Metzen Erdäpfel, nein: Kartoffeln, so und so viele Eimer Branntwein, so und so wenig Fasanen ꝛc.; bey München: so und so viele Eimer Bier, so und so wenig Eimer oder Bouteillen Wein; bey Wien: so und so viele paar Hühner, so und so viele paar kälberne Schnitzel, oder kleine Vögerl, oder Portionen Spanferkel, so und so viele Stücke Krebse oder Kirschen oder Erdbeeren, so und so viele Caffehkipfel, so und so viele Seitelbouteillen Wein (5 auf die Maß gerechnet), so und

---

[15]) Thatsächlich.

so viele Prisen oder Pfeifen Tabak u. dergl. Der langen Liste kurzer Inhalt besteht bey solchen Consumtions-Comptes-Rendus darin: Die Zahl der Einwohner ist die und die. Diese Anzahl ist durch die Nennung der einzelnen Artikel paraphrasirt worden, hat ein wenig characteristische Färbung gewonnen; man erfährt, daß viele Leute mehr essen und trinken, und schnupfen und rauchen; und sonstig verbrauchen als wenig Leute; oder daß wenig Leute weniger consumiren, als viele Leute consumiren ꝛc. Übrigens wie mit der Seltenheit der Dinge überhaupt: sie localisirt, temporisirt und individualisirt sich. Consumtionslisten aus unsern Tagen selbst gewähren kein sonderliches Interesse, um so größeres aber deren aus älterer Zeit, und aus besondern Anläßen entstandene. Z. B. die türkische Gesandtschaft des Ibrahim Pascha Beglerbegs von Rumelien anno 1700 in Wien; die Aufzählung des Personals ꝛc., der Artikel täglicher Verpflegung. Wir haben vor uns liegen: „Gründliche Relation des solennen Einzugs, welchen die türkische Gesandtschaft den 30. Jänner in Wien gehalten,“ eine gedruckte Flugschrift in Quarto, ungefähr das, was man heut zu Tage „die neueste Beschreibung“ nennt, wichtig aber als Quellenstück, da es damahls noch keine förmliche Zeitung gab. Aus dieser Piece folge hier für unsern heutigen Consumtions-Zweck der Schluß, der gewiß recht curiös ist, und zwar: „Die Bedienten bey des Großgesandten Bagage waren folgende: Türken zu Pferde 422, Türken zu Fuß 131, bey den türkischen Wagen 318, Mann 571, Reitpferde 422, Handpferde 36, Wagenpferde 33, Pferde 496, Esel 101, Kamehle 181, zusammen 778. Türkische Wagen 8, Bauer-

wagen 64, Wagen worauf türkische Sachen 123, wiederum Bauerwagen, worauf Haber und Gerste 28, zusammen 221.

Specification, was die türkische Gesandtschaft zu ihrer täglichen Verpflegung begehrt: An Laib Brod 2500, Fleisch 300, Reiß 300, Schmalz 80, Honig 30, Butter 20, Caffe 30 Oka; Zimmt 200, Pfeffer 200, Gewürz-Nägel 100, Saffran 50 Dreans; Mundmehl 20, Essig 10, Salz 20, Zwiefel 100, Oliven 10 Okas; Tauben 50 Stück; süße Milch 60, saure Milch 20, Arbes 10, Cöniglfleisch 10, Eyer 200, gemeine Hüner 80, indianische Hüner 20; Kälber 4 Stück, Waxkerzen 10, Inseltkerzen 40, Cubeben 15, große Weinbirl 15, kleine Weinbirl 15, Mandeln 4, Pistage 1, Datteln 2, Saiffen 30, Disensaiffen 2, Limoniensafft 10, Rosenwasser 4, Kraut-Wahr 100 Pfund; unterschiedlich Obst 20, Sauerkraut 50 Oka, Gersten 300, Heu 50 Gilla; Holtz 10 Wagen; Stroh 100 Conta. Kuttelfleck, Ochsen- und Schaffleisch in der Quantität. Vor Ambra, Bisam, Aloe, Rosenzucker und Thee werden denen Türken täglich an Geld 170 Reichsthaler gereichet.“

Schade, daß die Rubrik: „Kuttelfleck, Ochsen- und Schaaffleisch,“ statt daß es heißt: „in der Quantität“ (was sehr naiv) nicht specificirt und nummerisch ausgefüllt ist.

Ein Heugabelfutteral

als Waarenlager-Artikel einer Nürnbergerhandlung. Verhält sich damit also: Eine der alleransehnlichsten hierortigen Nürnberger-Waarenhandlungen, welche sich durch Vortrefflichkeit und Billigkeit ihrer Artikel, so wie ganz besonders durch industriöse Intelligenz und Thätigkeit im Gebiethe der Erfindungen auszeichnet, besteht bereits

länger als ein Jahrhundert. Der Gründer derselben war darauf ausgegangen, ein so vollständiges Lager zu halten, daß eigentlich jede Anfrage befriedigt werden könne. Nun, es läßt sich denken, was das bey einem ohnedieß schon so unbeschreiblich complicirten Geschäft sagen will. Wohl im Scherze nur kam eines Tages die Rede auf ein Heugabelfutteral; und siehe, der Chef läßt eines anfertigen, und hat also auch diesen, oder vielmehr einen solchen Artikel vorräthig. Kein Mensch legt ein Gewicht darauf; Niemand spricht weiter davon; was geschieht? An der Tafel eines französischen Cavaliers in Wien kommt die Rede auf das Quincailleriewesen. Es wird angemerkt, daß so erschöpfend reiche Nürnbergerhandlungen doch unmöglich irgend anderswo als in der Capilale du monde existiren können; nur in einer solchen Pariser Handlung finde man alles Mögliche, finde man Sachen, wie sie auch die raffinirteste Laune nur immer ersinnen könne; kurz, versteht sich: Paris, und nichts als Paris. Was also Wien dagegen, dieses kleine pauvre Wien da! Sey man zufrieden, einige Paare Messer und Gabel zu finden, ein Lineal von weichem Holze, ein halbes Dutzend Bleystifte, einige Lichtscheeren, denn man putzt ja auch noch gut idyllisch mit den lieben Fingern; die Hand ist eine geborne Lichtputze u. s. w. Der Cavalier selbst theilte diese Meinung durchaus nicht; einige Attachés aber fuhren mit diesen ungesalzenen Späßen dennoch fort, das eigene Nürnbergereylager ihres medisanten Geistes auskramend ohne Ende. Einer der Gäste aber, bescheiden lächelnd, sagt: Erlauben Sie, meine Herren; ich glaube kaum, daß man in einer Pariser Nürnbergerhandlung ein Heugabelfutteral finden werde. „Ein Heugabelfutteral? Welch excentrischer Ge=

danke! Warum nicht gar," entgegnete man ihm. Alles lacht. „Und" setzt einer der Herrn hinzu, „würde man ein so phantastisches Product etwa gar in Wien selbst vorräthig finden? Wohl nicht einmahl in der Stadt Nürnberg selbst." Ich halte es für sehr möglich, erwiederte jener Gast, es käme darauf an, nachzufragen. Das Ding macht Spaß, selbst dem Cavaliere; man geht darauf ein. Auf der Stelle schickt man einen Lakey dahin; er soll ein Heugabelfutteral kaufen. Dem Menschen kommt der Auftrag etwas mysteriös vor. Er eilt von dannen, tritt in den Laden, und fragt, wiewohl etwas zögernd: Mein Herr, hätten Sie nicht zufällig ein Heugabelfutteral? O das versteht sich, antwortete man ihm! Sogleich; hier, da ist eines. Kurz alsbald tritt der Beauftragte in den Speisesaal, das Heugabelfutteral in der Hand. Die Gesellschaft ist sehr ernsthaft überrascht; man betrachtet das curiöse Ding, schüttelt ein wenig die Köpfe und spricht kein Wort mehr von den Nürnbergerhandlungen der Capitale du monde. — Sehe man also hier ein nettes Factum zu den Geheimnissen von Wien; ein Factum sage ich; der Hauptsache nach ist es wirklich nichts Anderes. Nur sey hinzu gesetzt, daß es nicht das Futteral einer Heugabel, sondern das einer Mistgabel war. Es gibt so zimperliche Nasen. Ja, die Stadt Nürnberg!

Vom Wienfluß.

Was ist der weltgepriesene Rhein gegen mich? — Prahlerisch sein Ursprung, prahlerisch in länderdurchtosendem Triumphzug verrieselt er endlich sonder Spur ruhmlos im Sande. Ich, aus spärlichem Quell, anspruchlos, schreite

ich wohl selber im Sande, um jedoch im Bunde so vieler Alliirten donnernd und majestätisch mit dem Meere mich zu vermählen, zu grüßen das ewige sonnenumstrahlte Byzanz. Doch nichts ist das Alles. Einer der größten Städte der Welt habe ich den Nahmen vorgestreckt, wie auch einem mächtigen Walde; und zürne ich, so bin ich furchtbar. Vergebens dann „wehrt" man sich gegen meinen Grimm, biethet Landwehren auf zu derley Wasserwehren; umsonst schmeichelt man mir mit zierlichen Arm- und Halsbändern: ich lasse mich nimmer bestechen. Ein einziger Mackel haftet an mir, daran ich aber schuldlos, da die ganze Menschheit ihn mit mir theilt. Kaum nähmlich setze ich den Fuß auf die Stätte der Civilisation, kaum nähere ich mich dem Häusermeere der Menschen, so ist auch meine Reinheit schon besudelt. Schamerfüllt biege ich seitwärts, wenigstens dem Hauptsitze des Übels, der innern Stadt selber, auszuweichen, und Alles wo möglich im nächstbesten Arm meiner Colleginn abzuwaschen. Dennoch indeß ist die Schmach quälend für mich; nach einem Schleyer sehnt sich mein schamerfülltes Antlitz, wie meinem jämmerlichen Gemahl, dem Alserbach, verschwenderisch geworden, der schwindsüchtig und keuchend mir nachhinkt. Dieß die kurze, aber quellengültige Urkunde meiner Existenz, die schon ihres Nahmens wegen allein nicht aufhören wird, glorreich zu seyn. — Dieß der rhapsodische Monolog der Wien, den man nach dem Theater zuweilen vernimmt, duftenden Gesäusels in mondlosen Nächten. Aber eine Antwort erfolgt zuweilen, so kurz und kräftig zugleich, daß sein Selbstgespräch alsogleich verstummt; und lautet selbige also: Nicht ermüdest Du, auch für Dein Bett eine kostbare Decke zu fordern. Wisse aber, Du Dünkelhafte: Nur dann sollst Du damit ver-

sehen werden, wenn Du aufhörst, Dich selber zu loben, denn eigenes Lob stinkt. — Und vergebens suchte das arme Ding sich zu rechtfertigen; vergebens führte es die Fabel an vom Lamm und Wolf am getrübten Bach; denn ungerecht und grausam ist der Mensch, am meisten da, wo er selber die Schuld.

Zimmerreise.

Bey dem Vorhaben einer Reise von anderthalb Stunden denkt man jetzt schon an die Eisenbahn; von 20, 30 Meilen an das Dampfboot, von 31 Meilen und darüber an den Luftballon; denn zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde: das ist vorbey; kaum noch ein wenig zu Esel. Vor 40 Jahren aber, da war ein Mann, der hatte eine Reise vor, gar in einen andern Welttheil, gar nach Africa, und das war damahls stark, ja gar in das Innere von Africa, und das ist selbst heut zu Tage noch stärker. Dieser Mann kannte aber ein Vehikel, viel schneller, viel bequemer, viel wohlfeiler, viel verläßlicher, als die obigen 3. Nach einer gegewissen Zeit war er wieder in Wien; die Landreise in das Innere von Africa hatte er glücklich vollbracht; kein Haar war ihm gekrümmt worden, und auch seine Reisebeschreibung war fertig. Sie erschien alsbald im Druck; die Franzosen übersetzten sie; die Engländer übersetzten sie; die Wiener druckten sie nach; alle Welt las sie; alle Welt fand sie interessant. Der Verfasser hatte sich ein stattliches Honorar erschrieben; aber was ist das, wenn man 17 Jahre (1781 — 1797) gereiset mitten unter Löwen und Hyänen, Tiegern und Schlangen und andern wilden Menschen ohne Grinzinger? Nichts ist das! Aber der Nahme, die Ehre,

der Ruf, der Ruhm! Trotz dieses Ruhms jedoch mußte sich dieser große Reisende und Schriftsteller zuletzt entschließen, sich in der Siedler'schen (nachmahls Gastl'schen) Buchdruckerey in Brünn abzumühen; und wo und wann dieser magere, gelbe und schwarze Mensch auch seine Lebensreise vollendet, das weiß der Himmel. Worin aber das Vehikel der so ungemein bequemen, schnellen und gefahrlosen Reise nach und in Africa bestand, das ist dieses: Der Herr Reisende, Nahmens Damberger (auch Schröter oder Taurinius) miethete, wie er die Reise antrat, ein Zimmer in einem versteckten Nest, in einem Weiler, in einer Gattung Zwölfaxing, was weiß ich, recht abseits der Landstraße; und wie die Reise und die Reisebeschreibung vollendet, trat er wieder aus diesem einsamen Zimmer heraus in die offene Welt. Er hatte ganz incognito gelebt, sich bey allerhand Büchern und Landkarten recht gut unterhalten, wohl auch allerhand anonyme Ausflüge gemacht, allerhand Abstecher und Dislocationen, und somit war die große Landreise eine kleine Zimmerreise. Das Ding wurde allerdings ruchtbar, aber nicht so geschwind wie die gelehrte Mystification mit Sanchuniathan vor ein paar Jahren, und nicht so spät wie die weit ärgere mit dem **Libro del concilio di Egitto**, welche der Sinolog Hager in einem eigenen Quartanten entlarvt. Seit Jahren kennt nun Männiglich diese Dambergeriade, und die Franzosen zählen sie zu den **voyages imaginaires.** Biographisches nun, direct Individuelles aber über diesen Kauz, Details der ganzen Sachverhalts der abenteuerlichen Gaunerhistorie, gut präparirt für die liebe Lesewelt: gewiß eine charmante Lectüre. Man mag nachschlagen wenn man will, dort und da; in Ersch-Gruber ist nichts; in den

Degen'schen Annalen der Literatur aber, da dürfte Etwas stecken, wohl auch in irgend einer andern Literaturzeitung ꝛc. Die Gasparischen Ephemeriden geben Einiges über diesen anfänglichen Tischlergesellen, der erst am Cap schreiben gelernt haben sollte, ärgern sich, daß er so impertinent über seinen Vorgänger Le Vaillant und Mungo Park schwätzt, und zweifeln schon im Mai 1800 (S. 385), an der Echtheit; noch mehr im Mai 1801 (308). Die Dambergeriade könnte geben eine Freske en gros.

Ribaldos

hießen jene Gauner, Diebe, Räuber, Mörder ꝛc., die in Wien, während des Interregnums und bis in die Tage des Habsburgers Rudolph hinein Nacht für Nacht ihre gräulichen Frevel verübten. Sie zu zügeln, auszurotten, war nicht möglich. Da fand sich aber endlich dennoch ein Rächer, ein Recke riesig und kecklich, der Graf Friedrich von Leiningen mit seinem bärigen Knechte Kranich ganz allein. Sonder Schonung und Rast durchzogen die Beyden die Stadt, und räumten blutig auf. Gleich die Köpfe schlugen sie herunter, und legten sie den Kerlen auf den Bauch. Tags darauf immer kamen die Väter, die Mütter, die Weiber, die Kinder der gefällten Wütheriche zum Kaiser, flennend und klagend und händeringend und jammernd. Den Thäter aber, der also gerichtet, vermochte Niemand zu nennen; der Kaiser selbst kannte ihn nicht. Nur eines Tages durch Zufall, beym Kirchgang, erfuhr er ihn. Ein Mann lag da am Wege, sein Kopf neben ihm. Da sagte Leiningen zu seinem Knecht: Dem da hast Du sein Recht nicht widerfahren lassen. Er sagte es leise, aber der Kaiser vernahm es den-

noch. Der Graf, ob deß belobt, fuhr fort zu executiren. Bald hörten die Gräuel auf. Also Ribaldos hießen diese Kerle.

Curiöses Gebethbuch.

Vom Helden Laudon gibt es einen Zug, der sehr characteristisch, und gleichwohl in mehr als einer seiner Biographien nicht enthalten ist. Es kann seyn, daß man ihn hier und da bezweifelt; allein ich kann die Echtheit verbürgen, da ich das Object selbst vor mir habe. Laudon ließ nähmlich ein Gebethbuch drucken, und zwar ein Armee-Gebethbuch, ein Andachtsbuch für Männiglich des ganzen Heeres, eine Auflage von vielen vielen Tausend Exemplaren zur einzelnen Vertheilung an die Mannschaft.

Das Büchlein ist genau so groß wie der hier eingedruckte Rahmen. Der innere Raum des Schriftsatzes, oder der sogenannten Columnen ist von einer eben solchen Linie eingefaßt. Der Titel ist so gebaut, wie hier. Das Büchlein ist 96 Seiten stark. Der Inhalt besteht aus den gewöhnlichen catholischen Gebethen in abgekürzter Form. Es ist sehr zart und nett in Leder gebunden, vorn und rückwärts mit beblümtem Papier (Vorsetzpapier) gefüttert. Die Blümchen sind aber so klein

> Katholisches
> Gebeth-
> Büchlein,
> welches
> auf Befehl des k. k. G. F. M. Laudon bey der Armee ausgetheilt worden, anitzt aber von jedem nützlich zu gebrauchen ist.
>
> ———
>
> Wien 1789.

und zart, daß man annehmen kann, es sey eigens zu diesem Büchelchen angefertigt worden, um dem Format zu entsprechen. Dasselbe ist wohl auch bey dem äußerst dünnen Deckel und Lederüberzug der Fall, denn es ist keine Spur von Plumpheit daran, eben so wenig bey den Bünden des Rückens. Das Ganze stellt sich wie ein sehr proportionirter Foliant dar, durch ein Verkleinerungsglas angesehen. Über das Detail dieser Angaben etwa zu lächeln, wäre sehr überflüssig, denn dieses winzige, liliputische Büchelchen, muß, vom rechten Gesichtspunct aus betrachtet, die Würdigkeit einer wichtigen, theuren Reliquie behaupten. Wie gerne hätte ich sie erworben, denn es ist überdieß, wahrscheinlich das einzige, noch existirende Exemplar; vergebens both ich einen stattlichen Preis. Es verhält sich damit vielleicht noch auffallender als mit der gewissen xylographischen Biblia pauperum. Diese hatte ursprünglich ein paar Pfennige gekostet, und ist jetzt 100 Ducaten werth; das Laudon-Büchlein wurde gar verschenkt ꝛc. — Die Idee desselben erinnert an den gottesfürchtigen Gustav Adolph; wie andrerseits an Daun, bey dem sie sehr homogen gewesen wäre, da er vom heiligen Vater bekanntlich einen geweihten Degen zum Geschenk erhalten. So viel ist übrigens gewiß, daß derley populäre Andachtschriften nicht nöthig haben sollten, gekauft zu werden, oder mehr als sehr wenig zu kosten; deßhalb wird auch das Andenken des preiswürdigen Domherrn Schmid durch seine Andachtsbücher bey Strauß stets segenreich bleiben. Eben so wäre es vielleicht ziemlich an der Zeit, ein „Sittenbüchlein für weibliche Dienstbothen“ (warum nicht auch für männliche?) bearbeiten, und gratis vertheilen zu lassen, oder einen Sittenspiegel, (denn ein solcher ist doch immer auch ein Spiegel und würde einla-

denber seyn), wie für die kleinen lieben Kinder das A B C in gebackenen Buchstaben.

Übrigens: Laudon war gottesfürchtig und fromm, er war schon deßhalb würdig, Gellerts Freund zu seyn. Gellert äußert sich über Laudon, ihn characterisirend, in einem Briefe aus Carlsbad vom Jahre 1763 folgender Maßen: „Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war General Laudon, ein Mann von einem besondern Character, ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig redete, fast wie ich, aber richtig und wahr redete; nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach; der aufmerksam zuhörte, und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen, hager, aber weniger als ich, und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene, lichtgraue Augen, oder wohl auch bläuliche, fast wie ich. Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine traurige Miene Schuld daran. — O, sagte er einmahl zu mir, als er mich in der Allee fand, ich käme oft gern zu ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob sie mich haben wollen. — Ein andermahl fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können, und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich, aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen, und Schweidnitz in einer Nacht einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Da-

mahls habe ich ihn das erste Mahl lachen sehen, sonst lächelte er nur. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bath mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich bald nach der Tafel gehen, kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen, denn das war seine Klage, daß er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzt sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles, bey ihm den Mangel der Wissenschaften. Überdieß liest er auch gerne. Was gebe ich Ihnen denn, fing er einmahl an, das Ihnen lieb ist, ich möchte es wohl gerne wissen? — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neffe, der unter dem Laudonischen Regiment Lieutenant ist, bath mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren ließ, er möchte gern noch studiren. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen empfohlen seyn lassen. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entferntere Allee, und Niemand störte uns alsdann. — Unser Abschied war sehr kurz. — Was ich Ihnen gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen! Leben Sie wohl, ich werde an Sie schreiben. — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General, Gott beschütze Sie, und segne Ihr Leben. — —«

Phydias.

Wenn man auf dem neuen Markt geht, und bey dem Brunnen stehn bleibt, verweilend, die 5 Statuen betrachtend, schwelgend in ihrem, ewig neue Schönheiten enthüllenden Anblick, so wundern sich die Leute, daß man so lange da stehen könne, dieser Figuren halber. Aber es gibt auch andere Leute, die sich nicht darüber wundern, und wäre das nicht: es müßte entsetzlich seyn. Daß sich aber nur ein einziger Mensch darüber wundert, ist auch schon traurig, und verleidet den Genuß der Betrachtung. Indeß kann nicht verlangt werden, daß Jedermann Gefühl für das Schöne besitze, und man muß Jenes ertragen. Armer Donner, so bist Du noch arm im Grabe, wie Du im Leben es gewesen, wo Du arm warst, sehr hülflos, hülflos bis zum Verhungern. Ja förmlich verhungert wärest Du, hätte nicht der menschenfreundliche Wiener-Magistrat sich Deiner erbarmt, und diese Arbeit, früher Andromaches Rettung (für den Rathhausbrunnen) bey Dir bestellt. Du hattest kein Glück; Du hattest nur und allüberall Mißgeschick; die leidige Ausländerey ließ Dir Leute vorziehn, wie Mattielli, — Canova, Thorwaldsen, Chantrey hinterließen Hunderttausende. Canova, dessen Genius Schönheit; Thorwaldsen, dessen Genius Energie: Raphael Donner, Du vereinigst Beyde in dem Deinigen, jene weibliche Weichheit und Wärme, diese männliche antike Kraft: Du Donner bist Canova und Thorwaldsen zugleich. Dieses zu sagen, wagt ein Laye, vielleicht eben w e i l er ein Laye. Beym Brunnen des Neumarkts, setzt er hinzu, ist ein eigenthümlicher Vorzug noch die Genialität der Attituden. Eßling im classischen

Marchfeld ist nicht des Riesenkampfs allein wegen classisch, denn Eßling ist der Geburtsort Raphael Donners. Nirgend bey geographischen Artikeln habe ich dieß strahlende Datum gefunden. 1741 entrang Raphael Donners große Künstlerseele sich dem halbverhungerten Leibe; 1741 ward Raphael Mengs von dem speculirenden Vater von Aussig nach Rom gezerrt, dort bey Wasser und Brod zu lernen, dereinst aber zu ernten Ruhm und Lohn. Donners, des österreichischen Phydias vortreffliches Bildniß von Schmutzer zeigt eine wahre Märtyrer-Physiognomie.

Im Krapfenwäldel.

(Nicht unmöglich.)

Eines Tages beschien die Sonne einen abscheulichen Kerl. Dieser abscheuliche Kerl lag im Grase. Dieses Gras war im Krapfenwäldchen; es sind ungefähr 300 Jahre. Dieses Gras war vor einer netten Erdkluft. Selbe war mit Dielen ausgelegt, ringsum, sah aus wie eine Hütte; ein Holzblock war darin, als Tisch; Moos als Lager; ein Steinkrug; etwas Schreiberey; sonst nichts; allerhand Gewurzel lag zerstreut umher. Der abscheuliche Kerl lag da vor dem Eingang und lungerte. Er war groß und mager; sein erdfahles Gesicht fast nicht zu erkennen vor gelblichgrauem zottigen Bart, bis zum Gürtel ihm reichend; kleine rothschwarze, stechende Schweinsaugen lagerten wie erstorben in den tiefen Höhlen; ein loses Geflecht von Baumblättern, um die Hüften ein Strick war die Hülle dieses abscheulichen Kerls. Neben ihm auf den Hinterpfoten saß, ringsumher scharf lugend und lauernd ein dürrer Wolfshund fremdländischer Race. Dumpf heulte er theilnehmend und angstvoll, denn der

abscheuliche Kerl, sein Herr und Busenfreund, ächzte, stöhnte, röchelte, wie im Sterben begriffen. Noch Ein Mahl wollte er die Wollust der Sonnenwärme im anbrechenden Frühling genießen, bevor, deß jeden Augenblick gewärtig des Todes ewiger Winter ihn erfasse. Dieses wissend und erwägend, gereut es schier, den Mann einen abscheulichen Kerl genannt zu haben; allein, wie er dieses nach seiner äußern Persönlichkeit, so war er es, nähmlich abscheulich, noch viel ärger, ja erschrecklich und furchtbar nach seinem Innern; ein grausenerregender Übelthäter, wenn gleich ohne üble oder verbrecherische, abscheuliche That selbst. Es war Ein Anschlag, es waren zwey Anschläge, aber entsetzlicher Art, unvollbracht zum Glück. Schenken wir dem Elenden unser menschliches Mitleid; ja wir weihen es ihm in Aufrichtigkeit und Rührung, diesem beklagenswerthen Sünder, Missethäter, Hochfrevler, um so mehr, da er vieler Jahre lange Zeit in wahrhaftiger Reue zerflossen, gebüßt und abgebüßt in selbst auferlegter Noth, dem innern und äußern Jammer, morsch und verzehrt, abgenützt, zerfressen, aufgegangen in Seele und Leib jetzo erliegt, sein letztes Stündlein auswinselt. Ehe wir aber schließen, sollten wir doch sagen, wer der abscheuliche Kerl war. Er war eine Art Gelehrter, ein Dolmetsch. Dolmetsch war er bey dem großen Suleymann, der etwa 20 Jahre vorher, 1529 vor Wien gestanden. Unersättliche Habsucht aber stachelte den Menschen so überwältigend auf, daß er ein abscheulicher Kerl wurde. Er ging hin zu Kaiser Ferdinand, und both sich an, gegen so und so viele Säckel, den belagernden Sultan zu tödten. Der redliche Ferdinand versagt die Antwort, setzt den großen Suleymann augenblicklich in Kenntniß von dem An-

schlag; den Dolmetsch aber läßt er ziehen. Dieser tritt vor den Sultan; erbiethet sich Ferdinanden hinweg zu räumen. Suleymann in seinem Hochsinn erschrickt vor Zorn, ausrufend: „Wo sollte ich denn wieder einen solchen Feind hernehmen?!“ Ob dieser Rede stutzig, entweicht der abscheuliche Kerl; glücklich entrinnt er, und jetzt stirbt er. Und ist dieses in Kürze die Historie des abscheulichen Kerls, verreckend da, wo jetzund das Krapfenwäldel. — Eben so erhaben übrigens wie jener Ferdinand handelte Rudolph von Habsburg gen Ottokar, Friedrich der Schöne gegen Ludwig den Bayer; die große Theresia gegen Friedrich II. Letztere schickte durch Kaunitz einen Eilbothen in das preussische Lager, den König zu warnen.

An der Tafel Herrn von Greiner's.

(Phantasie-Skizze.)

Alxinger schwang das Rheinweinglas mit den Worten: Es lebe Caroline*), die Blume unseres edlen, herzlichen Wirthes, meine gelehrige Schülerinn!

Und auch die meine, setzte Haschka hinzu.

Alxinger fortfahrend: Wie sie den Cornelius liest, den Virgil recitirt!

Von Greiner: Leicht, gute Schülerinn seyn, bei solchem Meister! Wenn man Homer und Virgil auswendig kann, wie Sie, lieber Alxinger, die französischen, italienischen und englischen Classiker im kleinen Finger hat....

Und mit den Heroen der deutschen Literatur in freundschaftlichem Briefwechsel steht, fügte Haschka schmeichelnd

*) Caroline (der Leser weiß) ist die nachmahlige Frau Pichler.

bey. Sich an die Gesellschaft wendend, fuhr er fort: Heute zu gleicher Zeit Postbriefe von Wieland, Geßner, Gleim und Adelung.

Blumauer wird unruhig, wetzt auf dem Sessel hin und her, schlürft fort und fort Tokayer; gleichsam, sich den Mund zu stopfen, tunkt er unaufhörlich Zuckerbrod ein. Den Kopf dreht und wirft er herum, daß der lange Zopf die Nachbarn anschnellt. Länger jedoch kann er sich nicht mehr bezähmen.

Ich bitte Euch, ruft er Haschka an, prahlet nicht immer mit einem berühmten Freunde. Von Charlotte ist die Rede. Dieses Kind hat hundertmal mehr Talent, wenn es nur die Feder anrührt, als Ihr mit Eurem Reimgeklingel, das so hohl, so trocken und so heiser ist, wie Euere unheimliche Stimme.

Greiner und Alxinger vertraten den geschlagenen, zorngährenden, düsteren Haschka, der matte Blitze auf den Spötter schoß.

Caroline und ihr Haus! rief Blumauer, aufstehend, ein frisch gefülltes Glas erhebend.

Alles stimmte mit ein.

Der ehrwürdige Denis machte Miene zu sprechen.

Jedermann schwieg.

Carolinen, sagte der lorberumrauschte Barde, prophezeye ich eine glänzende Laufbahn. Als achtenswerthe Schriftstellerinn, wird ihr gepriesener Nahme von Dauer seyn, selbst bey fremden Völkern.

Er machte mit der Hand eine Bewegung, die aussah, wie eine Segenspende.

Enthusiastischer Jubelruf folgte diesem weihenden Ausspruche.

Greiner reichte dem edlen Sined die Hand und umarmte ihn feurig.

Die hohe steife Gestalt Retzer's that dasselbe.

Die Andern wagten solche Vertraulichkeit nicht. Nur Mastalier schien, sich dazu anschicken zu wollen.

Denis nahm wieder das Wort: Ich will nicht sagen, daß ich Divination besitze, aber ich combinire, ich ahne. Deshalb ist es mir lieb, daß Nicolai das Wunderblümlein gar nicht zu sehen bekam. Wer weiß, auf welche Art er es in seiner Reisebeschreibung würde figuriren lassen, etwa in einem Glase Wasser.

Oder in dem Knopfloche seines apfelgrünen Frackes, lispelte Blumauer. Laut aber sagte er: Oder in einem Herbarium, zwischen zwey Blättern Fließpapier. Ist dieser Nicolai wirklich schon abgereiset?

Das ist er, heute Mittag, berichtete Retzer. Ich selbst habe ihn zur Diligence begleitet.

Überhaupt, Sie haben Sich für ihn aufgeopfert, sagte Mastalier, fast, ich möchte sagen, wie ein gedungener Cicerone.

Nein, wie ein förmlicher Leiblakey, polterte Blumauer heraus. Verzeihen Sie, Freund, aber, ich glaube, Sie gehen in Ihrem Diensteifer gegen Ausländer zu weit. Baron Gebler, der bey solchen Vermittlungen selbst an der Spitze steht, wird solch' unterthänige Rollen nicht lieben. Ist es denn wahr, daß Sie dem Berliner das Parapluie getragen?

Alles lachte.

Retzer, keinen Spaß verderbend, erwiederte: Nicht nur das, sondern aufgespannt, daß er nicht naß werde, während ich mit bloßem Kopfe neben ihm herging, zur Linken.

Nur nicht lahm seyn, Voltaireaner, ermahnte Mastalier.

Dafür kommt Retzer auch in das Reisebuch, bemerkte von Greiner lächelnd.

Ratschky: Als vierte Merkwürdigkeit seines Geburtsortes Krems: Kremser-Weiß, Kremser-Senf, Kremser-Schmidt.

Blumauer: Als ein Genie, welches Racine's Briefe übersetzt hat, und von Voltaire alle Editionen besitzt, auch seine Büste von durchsichtigem, rosenrothem Alabaster.

Retzer lachte, klatschte in die Hände, und goß sich das neunte Glas Champagner ein, ausrufend: den Musen!

Denis, ihn auf die Schulter klopfend: Musis et carus amicis!

Alxinger: Gutes Motto unter unseres lieben Retzer's Porträt. Nur Nicolai darf nichts davon wissen. Er weiß ohnehin schon zu viel.

Ja wohl, sagte der Eine; er hat uns Alle ausgeholt, der Andere; man hätte ihn nicht invitiren sollen, der Dritte; er hat den Grundsatz des Italieners: Che parla: semina; che tace ragguaglia.

Ich finde, meine Lieben, sagte von Greiner, Nicolai war gesprächig genug. Er hat auch gezeigt, daß er unsere schönen Geister recht gut kenne, wie es auch die Pflicht eines Mannes ist, der die „deutsche Bibliothek“ herausgibt.

Ratschky: Es ist aber bey alledem in der That auffallend, woher er alle diese Details kennt. Am Ende hat Retzer ihm soufflirt.

Denis: Das wäre nicht unehrenwerth.

Alxinger: Er wußte, daß ich am Doolin von Mainz arbeite, wovon ich noch Niemanden Etwas gesagt.

Blumauer: Dasselbe ist bey meiner travestirten Aeneide der Fall, und bey meiner „Erwine von Steinheim“. Es ist noch ein Geheimniß, aber der Berliner weiß es. Sein Glück, daß er mein Carmen an die Buchdruckerkunst auswendig kann.

Mastalier: Ja, er hat es recitirt, bey Baron Gebler, und gut, nach Quinctilian'schen Regeln.

Ratschky: Letzteres will nicht viel bedeuten. Die Berliner sind geborene Declamatoren, um nicht eben zu sagen, die deutschen Gascogner. Woher aber ist Nicolai bekannt, daß ich heimlich den Lucrez übersetzte, und daß Hofrath Born und Sonnenfels meine Protectoren sind?

Retzer: Daß ist kein Geheimniß, Freund. Hofrath Sonnenfels sagt es öffentlich. Was mich aber freut, ist, daß er die großen literargeschichtlichen und bibliographischen Arbeiten unseres wahrhaft hochwürdigen Denis gelesen und studirt hat.

Von Greiner: Ja, das hat der Mann bewiesen. Es macht ihm eben so gut Ehre, als uns. Hier zeigte er sich sehr bescheiden. Er unterwarf sich als Laye der Gelehrsamkeit und Erfahrung eines großen Meisters, und das mit Aufrichtigkeit. Nicht zu viel, wenn er Denis den ersten Bibliographen Deutschlands nennt.

Denis verneigte sich und sprach: Ich zweifle selbst nicht, daß er hinsichtlich meiner ohne Verstellung sey; seine Offenherzigkeit in Betreff meines allerdings mißlungenen „Ossian“ flößt mir Achtung ein.

Retzer zu Ratschky: Sie können sich am Wenigsten beklagen. Hat er Ihnen nicht Witz, Heiterkeit, leichte, correcte Versification eingeräumt? He?

Blumauer: Es ist wahr und gerecht. Unsere Lyriker

können überhaupt mit ihm zufrieden seyn. Mein „Musen-Almanach“, obschon als erster Jahrgang noch sehr unreif, mit Eueren schönen Beyträgen, fand Gnade, selbst bei Ramler und Lessing.

Mastalier und Haschka schütteln die Köpfe.

Alxinger: Fahren wir also fort, dem Wieland'schen „Mercur“, dem „deutschen Museum“ und den Taschenbüchern der Ausländer Dies und Jenes zu spenden.

Blumauer stand auf, und spazirte um die Tafel, das Tokayer-Kelchglas mit sich. Er stürzte es aus, winkte einem Bedienten, und sagte ihm: Bier, Bier jetzt, noch vor dem Caffeh.

Ein Bedienter brachte einen Brief vom Hofrathe Sonnenfels in Klagenfurt, mit einem Einschlusse an Nicolai.

Schade, sagte von Greiner, der kommt um ein paar Stunden zu spät.

Aber, was macht denn unser Sonnenfels in Klagenfurt, à propos? fragte Alxinger.

Nun, entgegnete Retzer, sein ehemahliger Aufenthalt daselbst machte jetzt seine Gegenwart dringend nöthig. Es ist bekannt, daß er in seinem sechzehnten Jahr Soldat war, Gemeiner beym Regimente Deutschmeister in Klagenfurt, und daß er nach fünf Jahren als Corporal austrat.

Dieser merkwürdige Mann hat seine Zeit gut benützt, schob Ratschky ein. Französisch hat er da gelernt, Italienisch, und das ist heut zu Tage viel. Von Überläufern hat er es gelernt. Dann hat er sich auch Böhmisch eigen gemacht. Wie sehr gereicht ihm das zur Ehre!

Wenn man ein Genie ist, merkte Haschka mit einem seltsamen Lächeln an.

Troß deß, sprach Denis mit ernster Mine und in einem sanft zurechtweisenden Tone, kommt dieses Genie, dieses wirkliche Genie, nicht späterhin wieder zum Militär, als Rechnungsführer zur Arcieren-Garde, und ist da nicht der wackre, empfängliche Freyherr von Petrasch erster, disponirender Lieutenant.....

Es lebe Sonnenfels! hallte es im Saale wieder.

Sonnenfels lebe! erscholl es von Neuem.

Unter Anderm, sagte von Greiner, nach der Uhr blickend, ad vocem Militär und Genie: was hört man denn weiter von dem gewissen jungen Regimentsarzt in Stuttgart, Nahmens Schiller?

Alxinger langte seine Brieftasche hervor. Hier, sagte er, ein Schreiben Zumsteegs mit der Nachricht, daß der Verfasser, sein intimer Schulfreund, keinen Verleger zu den Räubern hat finden können, und sie nun auf eigene Kosten drucken ließ.

Dann hier, fuhr Alxinger fort, ein Brief des Barons Heribert Dalberg. Das Stück ist schon gedruckt. Der Baron gibt mir Nachricht, daß er bereits ein Exemplar durch Diligence an mich abgesendet. Es muß binnen wenigen Stunden hier eintreffen. Gewiß, es ist der Debut eines Genies.

Mastalier zuckte die Achseln, ironisch flüsternd: Eine neue Schule will sich da herausschälen aus diesem Ey der Zeit; aber: Non licet omnibus adire Corinthum.

Die Meinungen über diese regimentsärztlichen Räuber sind sehr getheilt, röchelte Haschka kühl und trocken und gähnend.

Das Antlitz des edlen Denis röthete sich. Im Tone der Mißbilligung sprach er: Sind die Ansichten auch

wirklich getheilt, so werden Sie gewiß bald aufhören, das zu seyn. Es ist unmöglich, das große Talent dieses jungen Dichters zu verkennen. **Ex ungue leonem.** Hat sich seine überschäumende Kraft einmahl geklärt und geregelt, so gibt es einen Classiker, einen überragenden Classiker.

Mitternacht schlug.

Die Gesellschaft trennte sich.

Ein Theater-Director vor 40 Jahren.

Der Autor des Stückes ging verstimmt aus dem Theater. Man hatte die beyden Klingsberg gegeben.

Auf dem Wege gesellte sich der Heldenspieler Lange zu Herrn v. Kotzebue. Dem war er willkommen.

Es ist nicht möglich, sagte Kotzebue, daß ich hier je einen bessern Conversationston einführe. Man hängt an dem alten Jargon.

Lange erwiederte: Nicht das allein, Herr Präsident! Man schämt sich, hochdeutsch zu reden.

Das ists, was ich meine, werther Herr Lange. Welcher Contrast nun im Dialog des Inländers mit dem Ausländer!

Ja, es ist anwidernd.

Abscheulich sogar. Wenn ich in meinen neuen Statuten einen eigenen Paragraph gegen dieß provincielle und pöbelhafte Deutsch aufstelle: wird es nützen?

Nein!

Ich glaube, ich fürchte selbst. Und sie schreiben auch so, diese Leute. Welche Eingaben erhielt ich gestern!

Wie von Handwerkern.

Wie von Bauern, die zufällig das Schreiben erlernt.

Es gibt vielleicht ein Mittel.

Welches, Herr Lange?

Schicken sie diese Leute auf einige Zeit nach Norddeutschland. Machen Sie es ihnen, Herr Director, reglementmäßig zur Pflicht für die Ferienzeit.

Der Einfall ist gut. Er kann auch von Erfolg seyn, da das Ehrgefühl mit in das Interesse gezogen ist.

Publicum und Schauspieler werden aufhören, es für läppische Affectation zu halten, wenn in der Büchersprache geredet wird.

Und man wird begreifen, daß man das Leben nicht mit der Kunst vermischen soll.

Unter solchem Gespräch gelangte man zu Kotzebue's Wohnhaus in der Himmelpfortgasse. Lange mußte mit hinauf, zu Punsch und Pfeife,

Herr v. Kotzebue ließ durchblicken, daß er seine Theater-Präsidentschaft niederlegen werde.

Lange ersah, welche Person die Hauptursache dieses Entschlusses sey; er war aber zu klug, es wahrnehmen zu lassen.

Herr v. Kotzebue war stets, und in All und Jedem zu reizbar; und der Zustand der theatralischen Dinge war damahls noch zu chaotisch.

So viel aber ist gewiß, daß es keine schwierigere Cathegorie gebe, als die eines Theater-Directors. Schon deßhalb, weil er auf das Einzelne, Individuelle eingeht. Aber muß er denn das? Wie schlimm stünde es in solchem Fall um anderweitige, große Corporationen?

Jakesch.

Besäßen wir schon einen bereits mehrmahls angeregten Bürger-Plutarch (Leben und Handlungen verdienter Einwohner Wiens aus dem Bürgerstande), so wären wieder manche Supplirungen und neue Helden da. Die menschenfreundliche und gottergebne Frau Buchholz z. B. ist gestorben; der edelmüthigen und hochherzigen Frau Klähr, Inhaberinn der großen goldenen Civilmedaille mit Kette, ist von dem, wahres Verdienst überall würdigenden Magistrate die zehnfache Salvatormedaille verliehen worden ꝛc. Ferner wäre manches neue Individuum zugewachsen. Unter Andern der Claviermacher Joh. Jakesch, der 1840 am 25. März 87jährig gestorben. In der Gegend von Brünn geboren, kam er als armer Tischlergeselle nach Wien. Er war fleißig, sparsam, gottesfürchtig, rechtschaffen; erlernte die Claviermacherkunst, that sich hervor, erhielt viele Bestellungen. Haydn und Mozart wurden ihm freundschaftlich zugethan; ließen ihre Claviere bey ihm verfertigen, empfahlen ihn allenthalben. So brachte er sein Geschäft, wiewohl weder des Lesens noch Schreibens kundig, dergestalt empor, daß er zu dem Besitz zweyer Häuser gelangte. Er war heiter, freundlich, dienstfertig, erzählte gern Anecdoten aus seinem eigenen Leben, und liebte es, in Knittelversen zu reden. Er war herzlich und wohlwollend, schroff aber gegen seine nächsten Verwandten, wozu er wohl seine Gründe gehabt haben mochte. Wo es aber der ernsten Christenpflicht galt, da blieb er nicht zurück; da war er edel und großmüthig. Hoher, preisender Anerkennung, unvergänglicher Aufbewahrung würdig, als leuchtendes Vorbild für gar manche bemittelte Familien-

Mitglieder ist folgender Zug: Sein Bruder, ein armer Landmann in Mähren, starb. Neun Kinder, von denen das älteste 11 Jahre alt, hinterließ er. Was sollte aus diesen beklagenswerthen Waisen werden? Jakesch fliegt augenblicklich nach Mähren, gleicht die häuslichen Angelegenheiten aus, und nimmt alle 9 Kinder zu sich als Vater, als zärtlicher Vater. Erziehen läßt er sie; die Knaben sein Geschäft lehren, begründet und sichert ihre Zukunft. Fürwahr, solche Charactere sollten nicht der Vergessenheit anheim fallen! Warmen Dank daher jenem würdigen Unbekannten, der die Güte gehabt, mir diese Notizen zu liefern.

Zwey Bernhard.

Der Eine kam um 1818 nach Wien. Er hatte das Äußere und die Sitten eines vornehmen Mannes. Er attachirte sich an den würdigen, unvergeßlichen Buchhändler Schalbacher; arbeitete in dessen Geschäft. Bernhard, wohl ein Schweizer, hatte, wenn nicht eben gelehrte, doch wissenschaftliche Kenntnisse, war bewandert in der Literatur, und schrieb gern und gut. Geraume Zeit hatte er in Paris gelebt; er wußte viel von den dortigen Berühmtheiten und Zuständen. Sehr interessirte er sich für gemeinnützige Zwecke und Anstalten. Ich forderte ihn auf, in meinem eben begonnenen Conversationsblatt Ansichten über Sparbanken nieder zu legen. Er lieferte über dieß, damahls noch im Keim begriffene Institut gute Aufsätze. Ich war so glücklich, für diesen Gegenstand auch den Consul Adam v. Müller zu gewinnen. Er sprach sich ebenfalls in jenem Blatte aus. Ich, meinerseits blieb nicht zurück; Schönfeld regte ebenfalls an, und so läßt sich wohl sagen,

daß wir vier zur alsbaldigen Gründung der Sparcassen, von denen man bey uns eigentlich noch gar nichts Rechtes gewußt, wesentlich beygetragen. Eine eigene Notiz im Beobachter 1819 würdigte das. Bernhard lieferte auch anderweitige interessante Beyträge, unterzeichnet mit F. (Franz?) Ein paar Jahre darauf reiste er fort. Ob er noch leben mag, und wo? —

Der Andere, ein Pohle, war aus England nach Wien gekommen, ungefähr um dieselbe Zeit. Einer von Denen, von welchen man sagen kann: Er weiß Alles. Kein Zweig der Facultätswissenschaften, der Scienzen überhaupt, der Künste und Fertigkeiten, worin er nicht zu Hause, und Alles mit Selbstständigkeit, mit Critik, mit Geist, mit Application. Dabey fein und liebenswürdig; leichtsinnig aber ohne Gränzen. Schnell wieder reich werden, war sein Plan. Das Mittel dazu: Leder gießen. Fleisch, Caldaunen, weiß Gott was Alles nahm er, machte Proben im Kleinen, ohne Mittel, sie ins Große zu treiben. Eines Morgens besucht ihn ein böhmischer Magnat, dem Capital nicht das Höchste; muntert ihn auf, gibt ihm 10000 Gulden. Bernhard etablirt am Canal, in der Nähe von Gumpoldskirchen eine Fabrik, hält sich ein Cabriolet, fährt hin und her, macht gegossenes Leder, Riemzeug, Patrontaschen, Stiefel, Allerhand, doch nur einzeln, stückweise, denn die Sache will sich noch nicht consolidiren, und in Wien unterhält man sich so gut. Der Magnat schreibt: Wie geht es? Werden wir bald Etwas sehen? Seyn Sie indeß so gut, eine Recension meines neuen Buchs zu schreiben. Bernhard aber kommt nicht dazu; ein paar halbe Tage, und die Recension wäre fertig gewesen. Nichts da! Aber dem Gönner schreibt er: noch 6000 Gulden, und der

Gönner schickt sie. Der Gußlederfabricant macht nun gar nichts mehr, und eines Tages ist er verreist. Wohin? Wo jetzt? Wie jetzt?

Ein erhabener Zug Marien Theresiens.

Eines der trefflichsten Gebethbücher ist das von Seibt, wenn auch nicht deßhalb, weil es in mehreren wiederholten Auflagen erschien, auswärts nachgedruckt, und hier und da sogar vorgeschrieben wurde. Es zu verfassen, war er von seinem Freunde, dem Freyherrn v. Kotz (nicht Marquard), angeregt worden. Nun wurde der Professor Seibt von Übelwollenden angeklagt, daß er gefährliche Lehren vortrage. Die Sache kam nach Wien; Seibt sollte persönlich erscheinen, sich zu vertheidigen. Als Kotz das in Prag vernimmt, eilt er insgeheim nach Wien, und übergibt der Kaiserinn Maria Theresia die bereits fertigen Bogen des Gebethbuchs, sich für den Angeklagten verwendend. Theresia war sehr gegen Seibt eingenommen worden; aber gerecht und mild wie sie war, ordnete sie eine genaue Untersuchung unter dem Vorsitze des gelehrten und biedern, aufgeklärten Prälaten Rautenstrauch an. Dem Baron Kotz sagte sie beym Kirchgang: „Seibt schreibt gut.“ Der Baron entgegnete: „Ja, Eure Majestät, er denkt auch so.“ Die Durchsicht der Bogen des Gebethbuchs hatte bey der Kaiserinn den günstigsten Eindruck hervor gebracht. Seibt ward schuldlos befunden. Die Kaiserinn sagte dem Baron: „Schreibe Er sogleich Seinem Freunde, daß er für unschuldig erklärt worden sey, damit er eine schlaflose Nacht weniger habe.“ Welch edler Zug großmüthigster Zartheit! Seibt kam darauf nach Wien, erhielt sogleich Audienz, und ward auf das Huld-

vollste behandelt. Die Kaiserinn gab Befehl, ihm zur Erholung Wiens Merkwürdigkeiten zu zeigen, und äußerte, wenn er wieder sollte angefochten werden, möge er sich nur unmittelbar an sie wenden. Gerührt und glücklich kehrte er nach Prag zurück. Nach einigen Tagen brachte eine eigene Estaffete dem Baron Koß ein Schächtelchen mit dem Auftrage, es dem Rath Seibt persönlich zu überreichen. Es enthielt einen kostbaren Diamantring und ein Billet von der Kaiserinn eigener Hand, des Inhalts: „Meinem lieben Seibt zum Andenken. Maria Theresia.“ Also vergalt diese große Regentinn!

Blank der Ermordete.

(Mit Zusätzen.)

Vor etwa 20 Jahren pflegte ich mein Glas Wein im Heiligenkreuzerhofe zu trinken. Daselbst traf ich zuweilen einen bejahrten, ehrwürdigen kleinen Mann, der sich um die übrigen Gäste nicht viel kümmerte, sonst aber im Gespräche freundlich und wohlwollend war. Er genoß wenig, und verweilte stets nur kurze Zeit. Es hieß, er lebe sehr frugal und sparsam; er sammle wohl für unbemittelte Verwandte. Dieß war der Professor Blank. Er kam dann zuweilen zu mir in die Handlung, besah dieß oder jenes mathematische Werk, kaufte aber nie Etwas. Eines Tages heißt es, Professor Blank sey ermordet und beraubt worden. Alsbald nach dieser entsetzlichen Gräuelthat wurde ich mit meinem Collegen Haselmeyer vom k. k. Landrecht in die Wohnung des Verblichenen beschieden, um die Inventur und Schätzung seines Büchernachlasses vorzunehmen. Selbe befand sich in der Johannesgasse, eiserne Birne, 4. Stock.

Ein ziemlich langer, schmaler, finstrer Zugang; in dem Eintrittzimmer mathematische Instrumente, eine große Rechentafel auf einer Staffeley; in einer Ecke nächst dem Fenster, neben einem Arbeitstisch, ein Ballen ungebundener Bücher, nähmlich Werke des Professors; im Zimmer zur Linken, in welchem sich die gebundenen Bücher befanden, sein gewöhnlicher Schreibetisch, in dem er sein Geld zu verwahren pflegte; auf selbem umher liegend einige cylindrische Holzbüchschen, zur Aufnahme von Thalerstücken; ein Erd- und Himmelsglobus ꝛc. Das ganze Ameublement sehr einfach und abgenützt. Die hochangebrachten kleinen Fenster, welche das Licht nur von oben einfallen lassen, mußten schon an und für sich einen düstern Eindruck hervor bringen. Über die Reste von Blut und Kopfhaaren gingen wir somit, und ohne ein Wort zu reden, an unser Geschäft, setzten es auch nach Tische fort. Als es zu dunkeln begann, vermißte ich Haselmeyer; er hatte sich insgeheim fortbegeben; das alte Thürschloß war eingeschnappt; ich befand mich eingeschlossen. Es war bereits förmlich finster; wohl eine Stunde lang mußte ich lärmen, bevor die Nachbarn mich befreyten. Nie werde ich dieses eigenthümliche Grauen verwinden.

Die Bücher und Globen hatte der k. k. Kammerdiener Kalb geerbt und mir käuflich abgetreten. Es befanden sich darunter die von Blank verfaßten Lehrbücher in Anzahl; selbe überließ ich dem Buchhändler Heubner, der sie nun als Verlag besitzt. Kalb, ein Vorderösterreicher, war ein intimer Freund des Verstorbenen. Ich bath ihn um biographische Notizen über den Professor Blank, als über einen verdienten Lehrer und schätzbaren Schriftsteller. Das Wenige, was ich über ihn erfuhr, ist dieses:

Johann Conrad Blank war zu Weiler im Vorarlbergischen den 8. Juny 1757 geboren. Ein sanftes, frommes Gemüth, und Neigung zum geistlichen Stande zeigte er schon in frühester Jugend. Er studirte zu Constanz, und absolvirte daselbst die Humanioren. Hierauf kam er nach Wien, und vollendete dieselben bey den Piaristen in der Josephstadt. Glücklich fühlte er sich, als es ihm gelang, in den Orden der Schwarzspanier aufgenommen zu werden. Als dieser Orden aufgehoben ward, fand und benützte Blank die Gelegenheit, bey dem Sohne des Doctors Buswald als Hofmeister aufgenommen zu werden. Nach einiger Zeit wurde ihm die Cooperatorstelle im Altlerchenfeld zu Theil. Hier lernte ihn der Abbé Hofstetter kennen und schätzen. Er verwendete sich für ihn, und verschaffte ihm die Professur der Mathematik in der Theresianischen Ritter-Akademie. Als diese Anstalt den Piaristen übergeben ward, erhielt Blank die mathematische Lehrkanzel bey der architectonischen Abtheilung der Akademie der bildenden Künste.

Die von Blank verfaßten und herausgegebenen Lehr- und Handbücher sind schätzbar; sie zeichnen sich durch Klarheit, Gründlichkeit und Popularität aus. Man hat von seiner Feder: Anfangsgründe der Meßkunst, Wien 1804; Anfangsgründe der Kegelschnitte, eb. 1814; Tafeln der Logarithmen, eb. 1816; Anfangsgründe der ebenen und sphärischen Trigonometrie, eb. 1818; kleine Mathematik, eb. 1826.

Der Mörder dieses in jeder Hinsicht würdigen Mannes war Severin v. J***i, der sich Graf nennen ließ. Er war im russischen Gouvernement Podolien geboren. Im Juny 1826 war er nach Wien gekommen, sich zu vergnügen. Er war Lüstling, Verschwender, Spieler. Schon im September war seine nicht unbedeutende Barschaft zu

Ende. Er borgte, verpfändete, und setzte sein zügelloses Treiben fort. Gegen das Ende des Jänners 1827 ward ihm von seiner Regierung der Auftrag zur Rückkehr und ämtlichen Rechnungslegung. So von Geldnoth gedrängt, faßt der Ruchlose den Entschluß, den 70jährigen Blank, seinen ehemahligen Lehrer zu ermorden und zu berauben. Zu diesem Zweck kauft er sogleich ein großes Küchenmesser. Dann ladet er Blank zu Tische, ihn über sein Vermögen auszuforschen. Drey Tage darnach besucht er Blank, bittend ihm seine Staatsobligationen zu zeigen, um ihre Bewandtniß näher kennen zu lernen, da er Willens sey, deren anzukaufen. Blank hat aber nur die von geringerem Betrag bey Hause, und bestimmt den folgenden Tag, ihm jene von höherer Summe zu zeigen. An diesem verhängnißvollen 13. Februar, Mittags um 1 Uhr erscheint der Mörder in Blank's Wohnung. Dieser weiset ihm 8 Stücke im Gesammtbetrag von 6100 fl. C. M. Blank steht auf, Etwas zu holen. Schnell erhebt sich der Verbrecher, und versetzt dem Unglücklichen mit dem Küchenmesser einen Hieb auf das Hinterhaupt. Blank stürzt zu Boden, und erhält noch 6 Hiebwunden in den Kopf, 2 Stiche in die Brust und 5 in den Unterleib, deren einer so gewaltig, daß er den ganzen Leib durchdringt. Der Raubmörder entfernt sich, verkauft die Papiere, und fährt 3 Tage fort zu schwelgen und zu prassen. Am dritten Tag, den 16. Februar ward er verhaftet. Den 30. August 1827 wurde er mit dem Strang hingerichtet, 34 Jahre alt. Der ihm beygegebene Seelsorger hinterließ ein Tagebuch über diesen Verbrecher. Es ist von psychologischer Wichtigkeit, mehrere Bogen stark.

Entsetzlich war es, den Verbrecher auf dem Todeswege

zu sehen. Diesen schaudererfüllten Weg würde er haben ahnen und vermeiden können, hätte er einst die wohlgemeinten bedeutungsvollen Worte einer würdigen Frau beherzigt. Der Vorfall ist dieser: Als Severin 10 Jahre alt war, befand er sich in der geschätzten Erziehungsanstalt Plebans, auf dem hohen Markte, im 4. Stock des Fellner'schen, jetzt Sina'schen Hauses, bekanntlich gerade dem Schrannen-Gebäude gegenüber. Rohheit, wildes Gemüth, grelle Sittenlosigkeit traten bey dem Jüngling allenthalben hervor. Eines Tages, als ein Übelthäter zum Tode abgeführt ward, trat die Gattinn Pleban's mit dem jungen Menschen an das Fenster, wies ihm die Scene, und bath ihn mit der Zärtlichkeit einer liebenden Mutter, sich bey Zeiten zu bessern, widrigenfalls ihm vielleicht auch solch ein schrecklicher Weg bevorstehe. Die Art, wie der Jüngling sich bey diesen warnenden Worten benahm, ließ leider ahnen, daß er sich auf diesem gräßlichen Wege in der That schon befinde. Dieses Factum erzählte die ehrenwerthe Frau Pleban selbst, welche jetzt hochbetagt, zurück gezogen in ihrem Hause zu Grinzing lebt.

Lessing in Wien (1775).

(Vielleicht beynahe so.)

Die Fenstervorhänge eines geräumigen, elegant meublirten Zimmers im Palais des Vicepräsidenten Freyherrn v. Gebler waren noch zugezogen, als ein Bedienter mit dem Frühstücke eintrat.

Er wunderte sich, daß der berühmte Gast, gewohnt mit dem frühesten Morgen schon am Schreibtische zu seyn, noch im Bett verweile. Unschlüssig, ob er die Chocolade nicht wieder abtragen solle, gewahrte er jedoch, daß

die Gardinen des mächtigen Himmelbettes sich regten, und der Hofrath Lessing aus den schwellenden Eiderdunkissen sich erhebe. Der Bediente machte einen tiefen Bückling, erhielt von dem Gaste einen Wink, und entfernte sich.

Es war bereits 8 Uhr und Lessing noch schlaftrunken! Schnell angekleidet, setzte er sich zum Frühstück, der gestrigen Abendgesellschaft gedenkend. Da pochte es an der Thüre, und der Professor Sonnenfels trat ein mit halb höflichem, halb freundschaftlichem Gruß.

Willkommen, willkommen, rief Lessing ihm entgegen, aufstehend, und mit der Hand sich über Augen und Stirne fahrend, als wolle er die Reste der Übernächtigkeit hinweg wischen.

Sonnenfels nahm Platz. Über die gewöhnlichen äußern Formen der Lebensart rasch weggleitend, fragte er, wie dem berühmten Mann der gestrige Cirkel zugesagt habe.

Ah, antwortete Lessing mit einem Anfluge von Begeisterung, wie anders als höchst attisch, genußreich, merkwürdig, und durchaus unvergeßlich. Schon der verehrte geneigte Wirth selbst, so voll Wärme und geistvoller Heiterkeit! Kaum wollte er in seiner Anspruchlosigkeit hören, wie sehr, und wie gebührend seine beyden Stücke Clementine und der Minister auch bey uns Beyfall gefunden. Baron Gebler ist ein trefflicher, hervorragender Mann in jeglicher Hinsicht; wir Ausländer verdanken seiner vermittelnden Güte viel.

Gewiß, werther Herr Hofrath, sagte Sonnenfels, ohne ihn und den Herrn v. Retzer, der gestern krankheitshalber abwesend war, würde zwischen den Gelehrten und der Literatur des Auslandes und Österreichs noch eine arge Scheidewand bestehen. Durch Beyde auch wurde Ihnen

der Mann näher bekannt, mit dem Sie Sich gestern so sehr ins Gespräch vertieften.

Ah, entgegnete Lessing, lebhaft erregt: der würdige, wahrhaft hochwürdige Abbé Denis! Ich gestehe Ihnen, lieber Herr Regierungsrath, daß die persönliche Bekanntschaft dieses preiswürdigen Mannes mir ewig theuer seyn werde. Die ungeheuchelte Bescheidenheit und Sanftmuth, die Liebenswürdigkeit dieses Ehrenmannes verleihen seinen ausgebreiteten gelehrten Kenntnissen und literarischen Verdiensten einen um so helleren Glanz. Sein Wissen in der Geschichte der Literatur ist staunenswerth; und eben nur daraus wird erklärbar, daß er gewiß der erste Bibliognost Deutschlands ist. Seine Belesenheit muß unermeßlich seyn.

Das ist sie, sagte Sonnenfels; dabey erfreut er sich eines Gedächtnisses wie Mithridates.

Und eines Sprachenreichthums wie dieser ebenfalls, setzte Lessing hinzu. Nie auch hätte ich geglaubt, daß ein so gediegener Gelehrter zugleich ein so heiterer, ja höchst jovialer Gesellschafter seyn könne, und wie innig, wie treuherzig und wie sittenrein zugleich! Aber verzeihen Sie Herr Sonnenfels, daß meine warme Verehrung für diesen in Geist, Herz, Kenntnissen und Tugenden so hoch stehenden Mann, mich hinreißt, Ihrer eigenen Persönlichkeit uneingedenk zu seyn!

Sonnenfels wurde etwas verlegen. Er wich gleich mit der Frage aus: Nun, der dritte Ordensmann? Was sagen Sie zu diesem?

Ich verstehe, entgegnete der Gefragte, indem er sich verneigte. Ich kann und ich muß sagen, daß der Ruf von dem Director Eckhel viel zu wenig berichtet hat. Als Numismatiker kann ich mich natürlich nicht mit ihm messen,

und ich muß hinzu setzen, daß ich in Hinsicht auf Archäologie einen schweren Stand mit ihm hatte. Abbé Eckhel hat gewaltige Studien. Wir Alle auswärts sehnen uns nach der Erscheinung seines großen Münzenwerks der Doctrina numorum veterum. Der sprudelnd lebhafte Herr Klemm hat mich mit seiner gewürzten Gesprächigkeit abgehalten, in Näheres mit dem Abbé einzugehen. Ich glaube Herr Klemm ist einfacher Lehrer?

Lehrer des deutschen Styls, antwortete Sonnenfels.

Ja des Styls, das muß seyn, setzte Lessing hinzu. In der That er spricht, wie das beßt geschriebene Buch, Alles ungesucht; angebornes Talent, ohne irgend eine Verbesserung, bey heißblütigen Köpfen ein so seltener Fall. Leicht wie Gellert.

Gediegen, klar und geschmackvoll doch nicht, wie Lessing es allein ist.

Oh, mein Herr Sonnenfels, welche Schmeicheley, der Sie Österreichs erster Meister in der Kunst des Schreibens sind.

Nun, nun, erwiederte Sonnenfels, sicher nicht mit Ungrund einiger Maßen wohlgefällig: etwas Weniges im Geschäftsstyl, den ich vortrage; aber was ist das?

Das ist viel, sehr viel, höchst wichtig! Auch aus Ihren anderweitigen Schriften geht deutlich hervor, daß Sie eben so in der Form ein selbstständiger Geist, eine Feder von Geschmack sind. Sie werden als Muster gelten und wirken; und man wird endlich anfangen, sich von Batteux loszusagen, an dem unter Andern einer der gestrigen Herrn noch gar sehr zu kleben scheint.

Sie meinen Mastalier?

Ja wohl. Seine im vorigen Jahre erschienenen Ge-

dichte haben mich, aufrichtig gesagt, nicht ganz befriedigt. In der Lyrik ist die Form wichtiger als man glauben mag. Eher läßt man sich selbst grelle Nachlässigkeiten wie bey Goethe gefallen, als Pedanterie. Ich denke, man sollte bey Ihnen einen Musenalmanach etabliren..

Man geht in der That damit um, Herr Hofrath. Ratschky und Blumauer gehen damit um. Im nächsten oder zweytnächsten Jahre kommt er sicher zu Stande. Herr Haschka wirkt sehr dafür. Was halten Sie von seinem Genius?

Aufrichtig gesagt, das dichterische Talent dieses kleinen kalten finstern Mannes möchte ich wohl etwas in Zweifel ziehen. Die Ode vielleicht; er scheint ein Bischen Schwung zu haben; es ist aber wohl nur gemachte Begeisterung?

Die beyden Männer erhoben sich jetzt und schritten im Gemache auf und nieder.

Es war der Tag, an welchem Lessing bey der Kaiserinn Maria Theresia Audienz haben sollte.

Sonnenfels, dem diese Ehre fast ununterbrochen zu Theil ward, entwarf ihm eine begeisterte Schilderung von den Vorzügen dieser erhabenen Fürstinn, und machte ihn auf einige ihrer Eigenheiten aufmerksam. Er both sich an, ihn abzuholen und nach Hofe zu begleiten. Lessing nahm dieß dankbar an. Hierauf beurlaubte sich Sonnenfels, und der Gast machte seine Toilette.

Alsbald erschien der Erstere wieder im Gefolge von zwey Tragsesseln.

Im Vorzimmer der Kaiserinn leistete er Lessing Gesellschaft, bis der Thürhüther das Zeichen gab, einzutreten.

Maria Theresia stand arbeitend an einem hohen Schreibepult. Wie Lessing eintrat, machte sie zwey Schritte vor und bedeutete ihm mit einer leichten Handbewegung näher zu kommen. Dann sprach sie ihn an: Er ist mir willkommen Hofrath Lessing. Ich schätze in Ihm einen berühmten Mann, der große Verdienste um das Reich der Wissenschaften hat.

Lessing schickte sich an, die übliche Kniebeugung zu beobachten. Die Kaiserinn gab ihm aber durch eine anmuthige Gebehrde zu verstehen, daß sie ihn dieser Ceremonie entheben wolle. Er machte sofort eine tiefe anhaltende Verbeugung, und sagte: Eure Majestät, diese Huld erhebt mich.

Die Kaiserinn entgegnete rasch und lebhaft: Ein Mann wie Er sollte das nicht Huld nennen; Sein Selbstgefühl muß Ihm das einflößen. Es ist nichts Anders als der Zoll der Anerkennung, den man großen Vorzügen schuldig ist. Die, welche auf dem Throne sitzen, haben die doppelte Pflicht, verdiente Schriftsteller, erleuchtete und erleuchtende Geister hochzuachten, und ihnen das bey allen Anlässen zu erkennen zu geben.

Erlauben Eure Majestät, versetzte Lessing, Allerhöchst-Ihnen zu sagen, daß ich tief und innig ergriffen bin von dieser Hoheit der Gesinnung.

Die Kaiserinn sprach: Das nehme ich hin, aber keine Schmeicheleyen; Männer wie Er sollen keine Höflinge seyn. Glaube Er mir, ich unterscheide das. Ich kenne Ihn auch genugsam aus seinen Schriften.

Lessing verneigte sich stumm. Da die Monarchinn inne hielt, ergriff er das Wort: Dieß zu vernehmen, erweckt

ein überaus freudiges Gefühl in mir; es macht mich stolz, von einer solchen Herrscherinn gewürdigt zu werden.

Wisse Er, sprach die Kaiserinn, daß ich seine Fabeln mehr als Ein Mahl mit Genuß gelesen; daß ich seine Hamburgische Dramaturgie mit Aufmerksamkeit und Nachdenken durchgesehen habe. Wie oft habe ich mit Sonnenfels darüber gesprochen. Ich sage Ihm, es liegt mir viel daran, daß die „Comödie“ aufhöre ein lediglich es Gespiele zu seyn. Zur Geschmacksbildung soll sie dienen; Veredlung in einem gewissen Sinne sey wesentlicher Zweck. Eine Schule der Moral aber, wohin selbst Sonnenfels zielt, kann die Comödie, und wären es noch so decente Stücke, nach meinem Begriffe nimmermehr werden Denn wollte man darauf ausgehen, so müßten lauter Piecen gegeben werden, bey denen die Zuschauer nicht umhin könnten, vor langer Weile einzuschlafen. Er versteht mich gewiß. Das Podium kann keine Kanzel, und die Kanzel soll kein Podium seyn. Dann tüchtige „Acteurs;“ es muß gehen. Wie hat Ihm die Vorstellung Seiner Minna von Barnhelm gefallen. Rede Er frey heraus. Nicht wahr, schlecht genug gespielt! Wie?

Lessing entgegnete: Allerdings, das Spiel war nicht zum Beßten. Ich bitte aber um die gnädigste Erlaubniß, Eurer Majestät den innigsten Dank dafür abzutragen, daß Sie zu befehlen geruht, dieses Stück eigens meinetwegen aufzuführen.

Mache Er kein Aufheben davon, sprach die Monarchinn; es ist nur eine Aufmerksamkeit, die sich von selbst versteht. Aber das muß ich Ihm sagen, daß ich Seine Emilie Galotti nicht hätte geben lassen. In Ansehung der Composition und der Sprache mag dieses Stück Sein vol-

lendetstes seyn; allein es kommen Parthien vor, die meinen Grundsätzen nicht entsprechen. Ich glaube, Hofrath Lessing, Ihm durch meine Unumwundenheit einen Beweis meiner Achtung zu geben. Anders sollte Er das nicht auffassen, ich erbitte mir das von Ihm ausdrücklich.

Lessing war wirklich begeistert von so vielen Zügen des Hochsinns, des reinsten Wohlwollens, der edelsten Achtung. Er gab dieß zu erkennen. Die Kaiserinn bewies ihm ihr Vertrauen, indem sie ihn über wissenschaftliche Zustände ihres Landes um seine Meinung anging, und um Ansichten zur Verbesserung und Entwicklung des Literaturwesens. In dieser dornigen Angelegenheit konnte er sich nicht anders als ausweichend oder im Allgemeinen erörternd verhalten, stets auf den competenten und so vielfach bewährten Sonnenfels hinweisend.

Die Kaiserinn kam dann auf seine Abreise zu sprechen.

Es ist mir leid, sagte sie, daß Er Sich durchaus nicht in Wien situiren kann. Die Sache schien sich Anfangs ausführen zu lassen. Mein Gesandter in Berlin gab den Impuls dazu, auch der würdige Baron Gebler. Nun sehe ich aber leider ein, daß Er kein Wiener werden kann. Der Herzog Leopold von Braunschweig nimmt ihn jetzt mit nach Italien, welches Wunderland Er schon lange zu sehen gewünscht hat. Sage Er mir unverhohlen, mein werther Lessing: ist dieser Umstand wirklich die Hauptursache, warum Er Wien verläßt?

Ja, er ist es allein, Eure Majestät, antwortete Lessing mit einer Art Feyerlichkeit.

Da Er es mir sagt, sprach die Kaiserinn, so ist es so und anders nicht. Ich glaube es Ihm völlig. Nun, wie es der Himmel will; ziehe Er denn in Frieden. Ich wünsche

Ihm, daß diese Reise Seiner sehr angegriffenen Gesundheit von Nutzen sey. Ich nehme wahren Antheil an dem Verlust Seiner Gattinn. Schreibe Er zuweilen dem Baron Gebler, damit ich Kenntniß davon erlange.

Lessing war gerührt von dieser eben so huldvollen als mütterlichen Gesinnung. Es aussprechend wollte er sich nun anschicken, sich zu beurlauben. Da sagte die Monarchinn mit der Miene der wärmsten Theilnahme: Gedulde Er Sich noch einen Augenblick, mein werther Lessing.

Bey diesen Worten trat sie an das Pult, ergriff die Feder, und schrieb schnell, ohne sich auch nur im Mindesten vorzubereiten, einen Brief von einer ganzen Quartseite. Nachdem sie ihn flüchtig durchgesehen und mit Goldsand bestreut hatte, überreichte sie ihn dem Harrenden mit der Äußerung: Hier ist ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand, meinen Gouverneur der Lombardey. Ich hoffe, Hofrath Lessing werde mit dem Inhalte zufrieden seyn. Und nun möge Gott Ihn in seinen heiligen Schutz nehmen. Glückliche Reise! Lebe Er wohl. Ich werde mich oft Seiner erinnern!

Dieß sagend, langte sie aus einem Schublädchen eine große goldene Schaumünze und behändigte sie ihm zum Andenken.

Von eben so aufrichtiger als begründeter Verehrung und Bewunderung durchdrungen, verließ Lessing diese erhabene Fürstinn.

Alsbald darauf reiste er mit dem Herzoge ab.

Noch oft gedachte er seines, wiewohl kurzen, doch inhaltsreichen und genußvollen Wiener-Aufenthaltes.

Kutscher-Characteristik.

Er nimmt ein Drittel aus dem Haberkasten an sich und versäuft es im Bierhause. Mehr als ein Drittel stiehlt er nicht, eher ein Bißchen weniger; er ist sehr gewissenhaft.

Nach Tische will die Herrschaft ausfahren. Aber das Handpferd hat sich gestern in den linken Vorderfuß einen Nagel eingetreten; es hinkt, denn Thecla die Köchinn hat heute Zeit. Gegen sieben Uhr wird das Handpferd wieder gut seyn, denn gegen sieben Uhr geht die Thecla „Feueranmachen.“

Und könnte auch Thecla heute nicht kommen: ein Landsmann ist angelangt; der Bierwirth hat frische Fässer; heute gab es Haberfassen; Martin muß heute mit Wenzel Kartenspielen: das Sattelpferd hat sich gestern Abends den rechten Hinterfuß verstaucht. Vielleicht morgen früh ist es wieder gut.

Martin sitzt im Bierhause, säuft, dampft, spielt, löffelt herum. Die Herrschaft fährt in einem Fiaker auf das Land. Nein, nein, sie bleibt lieber zu Hause und langweilt sich, denn Martin der Kutscher langweilt sich nicht.

Martin spielte heute nicht glücklich. Aber das macht nichts. Morgen präsentiren der Schmied, der Sattler, der Riemer ihre Rechnungen, und Martin ist stiller Compagnon dieses Schmiedes, dieses Sattlers, dieses Riemers; er hat seine Tantieme. Noch 3 Nachmittage, noch 6 halbe Nächte kann er beym Kartenspiel verlieren; das gleicht sich aus. Pah!

Aber erst künftige Woche, da kann er 6 Mahl unglücklich spielen, oder der Thecla ein neues Busentuch kaufen, oder mit ihr „auf den Saal gehen,“ tanzen, sie

tractiren, ein „galanter Mann“ seyn, alles das und noch mehr kann er künftige Woche. Auch einen neuen Meerschaumkopf per 15 fl., dazu ein paar Pfunde Lettinger kann er sich anschaffen; denn ein Schimmel wird gegen einen Rappen vertauscht. Warum sollte Martin beym Umtausch, beym Ein-, oder Verkauf eines Pferdes leer ausgehen?

Martin steht sich gut. Er ist lustig und guter Dinge. Er ist mit aller Welt gut Freund, nur nicht mit der eigenen Herrschaft, nur nicht mit den eigenen Pferden, nur nicht mit den Fußgängern.

Er befindet sich wohl; er kann nicht aufhören aus dem neuen Meerschaumkopf zu rauchen; der Lettinger ist zu delicat. Er raucht billiger Weise auch fort, wenn er aus dem Bierhaus wieder in seinen Stall zurückgekommen. Was kann denn da geschehen? Ein klein wenig Vorsicht; und nichts kann geschehen.

Aber Martin wird schläfrig, und es ist noch so zeitlich. Er nimmt ein Heft des Hanns Jörgel zur Hand; er ist Freund der Literatur. Er bläst das dumme matte Talglicht in der Stalllaterne aus, und zündet eine Millykerze an, die er von der Thecla hat, auf einem netten Handleuchterchen.

Wie er einschläft, läßt er die Kerze nicht brennen; er bläst sie aus. O, er schläft nie ein, ohne das.

In seinen Grundfesten erzittert das Haus; sehr natürlich.

Der gute Martin träumt, aber die guten Pferde träumen nicht, denn der Hunger läßt sie nicht schlafen. Sie finden es sehr unbillig, daß Martin im Bierhause kälberne Schnitzel speist, und sie selbst nicht einmahl genug Heu zu fressen haben; ärgerlich stampfen sie mit den gesunden

Hufen. Martin erwacht darüber; er springt auf; er flucht; grimmig langt er einen Ochsenziemer von der Wand; wüthend prügelt er die Aufständischen durch. Je mehr sie springen, stampfen, schlagen, toben, vor Zorn und Schmerz, desto ärger, desto wüthender schlägt er zu. Das Haus erzittert.

Aber vergißt denn Martin, daß diese guten hungerigen Thiere seine Mitgeschöpfe sind, daß sie seine Ernährer sind, seine Brodväter, daß er nur von ihnen lebt, nur durch sie existirt? Wie soll er denn das Alles vergessen, da er es nicht weiß, nicht denkt, nicht eine Spur von Ahnung davon hat? Lachen, brüllend lachen würde er nur, wenn man ihm begreiflich machen wollte, daß er eben diesen Pferden Alles verdankt, daß er ohne sie nichts wäre, als ein armseliger brodloser, jämmerlicher Kerl, etwa ein pauvrer Taglöhner. Denn in seinen Augen sind die schönsten, die kostbarsten Pferde von der Welt nichts Anderes als Mähren, Schindmähren.

Das ist der Begriff, den der Kutscher vom Pferde hat. Das müssen wir ihm einräumen, wenn wir gerecht seyn wollen.

Aber nein, er hat noch ganz andere Begriffe vom Pferd, auch der Martin. Hohe Vorstellungen, sehr hohe hat er von der Natur und den Eigenschaften des Pferdes, der Kutscher und der Martin.

Wie könnte er unter Anderm von diesem Thiere das Unmögliche verlangen, wenn er nicht die Idee hätte, daß es auch im Stande sey, das Unmögliche zu leisten? Zum Beyspiel, daß es jeden Wink, auch den sublimsten verstehe und auf das Pünctlichste befolge; daß es in All und Jedem den angebornen natürlichen Trieben schnurstracks

entgegen zu handeln wisse; daß es schneller und länger zu laufen oder zu stehen, höher zu springen, mehr zu hungern wie zu dürsten vermöge, als das nach organischen Gesetzen denkbar ist.

Und eben, weil das Pferd dennoch zuweilen nicht unfehlbar ist, muß es gezüchtigt, und scharf gezüchtigt werden. Scharf, das heißt mit raffinirten Qualen, wenn auch nur zum Zeitvertreib, scharf mit Stößen, Peitschenschlägen, mit eigens präparirten Instrumenten, recht eindringende Peitschenknoten, auf die heicklichsten Theile, denn, was liegt da auch an irgend einem Organ, etwa an einem Auge u. s. w.? Diese sogenannten Grausamkeiten aber würde ein Martin gewiß nicht ausüben, wäre er nicht überzeugt, daß das Pferd weit davon entfernt sey, eben so zu empfinden, wie der Mensch. Es ist ja Keckheit oder Affectation von einem Vieh, Schmerz zu haben und Schmerz zu äußern. Geschwind noch ein Paar tüchtige Hiebe, und aus Leibeskräften.

Wie kindisch, da gibt es einen gewissen Balassa, der behauptet, und will zeigen, daß der menschliche Blick allein im Stande sey, das Pferd zu beherrschen! Wie läppisch, da gibt es sentimentale Seelen, die von und gegen Thierquälerey schwatzen, und sogar derley Vereine bilden. Welche Posse das? Schäme man sich! Erfinde man lieber eine schärfere Peitsche, und nehme ein Patent darauf.

Da haben wir nun ein wenig vernommen von der Philosophie Martins, mit dem Pferde umzugehen, das Pferd zu behandeln. Sehen wir nun auch etwas zu, worin seine Philosophie besteht, wenn er auf seinem Herrschersitze paradirt, auf dem Bock!

Da oben sitzend nun, je höher desto besser: kann es etwas Geringfügigeres, Nichtigeres, Ordinäreres geben,

als jene Creaturen da unten, welche man Fußgänger nennt? Diese erbärmlichen Wichte: ist es denn der Mühe werth, verdienen sie es denn, daß man, in Carriere einher rasend, ihnen ein Zeichen gebe, auszuweichen? Warum nicht gar! Was liegt denn an diesem Plebs, wenn er ein Bißchen überfahren wird? Es ist sogar rathsam das, damit er in der Folge schneller und gewandter ausweiche. Und Barbierstuben gibt es ja bey jedem Schritt.

A bas mit dem Volke da! Wer keine Equipage hat, und überhaupt da, wer so gemein oder so mittellos ist, zu Fuße zu gehen, hat kein Recht, sich aufzuhalten, wenn er angefahren, oder überfahren wird. Solchen Leuten gibt man keine Antwort; mit solchen Leuten gibt man sich gar nicht ab, wenn man auf dem Kutschbock sitzt.

Fort da über Stock und Stein! Wie auf der Eisenbahn; recht so: was in den Weg kommt, wird zermalmt. Punctum. Sehe man das Volk da!

Fort da über Stock und Stein. Fahren heißt fliegen, und je besser der Weg, desto schneller kann und muß gefahren werden. Weßhalb hat mein Herr Equipage? Um so geschwind als möglich an Ort und Stelle zu seyn. Dazu hat er das Recht. Wer Pferde und Wagen besitzt, hat auch ein Privilegium exclusivum, nur das Ziel vor Augen zu haben. Was zwischen dem Wagen und diesem Ziele ist, geht ihn gar nichts an. Darüber weg da! Und hält sich so ein armseliger Fußkriecher auf, so wird ihn ein wohl angebrachter Peitschenhieb über das Schreimaul zum Schweigen bringen! Parirt er aber noch nicht, so lenkt man geschwind um und fährt auf ihn los, ihn nieder zu fahren, oder in irgend einem Winkel zu zerquetschen, den Flegel, den Esel den.

Diese pauvren Fußgänger! Nun, das ginge noch ab, daß man auch noch auf die vierfüßigen Acht habe.

Ein prächtiger, kostbarer Seidenpudel sitzt da mitten in der Straße ganz harmlos; er hat da ein kleines Geschäft zu verrichten. Nun warte, du Mistvieh! Im Nu ist er überfahren, zerquetscht, gerädert! er ist hin. Das wird einen guten Plausch im Bierhaus geben.

So ist Martin der Kutscher, der geschickte Kutscher, der prächtig ausweicht, der kühne Kutscher, der nie umwirft, der talentvolle Kutscher, der fliegt wie ein Vogel.

Und solch ein Martin: es gehört wirklich eine starke Frechheit oder Dummheit dazu, nur sagen, geschweige denn behaupten zu wollen, daß die ganze Wesenheit dieses Martins nichts sey, als Brutalität.

Ja, und die empörendste, verdammungswürdigste Brutalität: reif für die raffinirteste Züchtigung, diese Brutalität: Kutscher-Brutalität. —

Alle Arten von Brutalität sind Wohlwollen, Liebe, Zärtlichkeit, Humanität im Vergleich mit der Kutscher-Brutalität.

Dann wieder die Classen der Kutscher: Fiaker, Fuhrmann; der Fiaker der frecheste, der züggelloseste Cannibal.

Welche Lust, nur 3 Tage lang das Recht zu haben, die Fiaker eben so zu tractiren, wie sie selbst ihre Pferde.

Bey dem Wiener-Volk-Plutarch,

dem projectirten, war, daß er wohl auch Thiere (die Menschen verstehen sich dabey von selbst), Pflanzen und Steine liefere, nicht so ganz ernstlos gemeint. Merkwürdige, ja historische Bäume anlangend, so ward hingedeutet auf die

chronologisch erste Akazie Wiens, da und da, den Adam dieser Baumgattung. Darauf denn lief ein sinnreich Billetchen ein: dieser Adam habe auch eine Eva, und zwar im Garten des Theresianums. Sehend, daß das Ding anspreche, entstand schon die Absicht, solch eine dendrologische Gallerie anzulegen plutarchisch, wie die Engländer ein herrlich Werk besitzen von Evelyn: **Sylva britannica**, da langte eines Tages die niederschlagende Nachricht an, auf jenen Adam dort, auf welchen hingedeutet worden, könne jetzt Niemand mehr hindeuten. „Wie so? Um des Himmels Willen? Was ist denn unserm vielgeliebten Adam passirt?“ Ja, ein Jemand hat ihn umhauen lassen, hieß es. Die Feder entfällt der Hand, dem Herzen der Gleichmuth. Welcher Vandalismus! Ruhig nun; und gut; gut; abgethan. Was sonst? Das dendrologische Cabinett also ist uns vorerst verleidet. Die Personalien betreffend, so kommt nachzutragen unter Andern „der Speiberl,“ vor circa 40 Jahren wohlanständiger, ehrenfester Stadttrödler in der Naglergasse; bejahrter, starker Mann im grünen Nestelrock, mit Stülphut und Manschetten, rothe Weste mit schmalen Goldtressen (Bördeln), kurzes, schwarzes Beinkleid; häufige Tracht; breite Schuhschnallen mit Stahlperlen. Speiberl, weil er unaufhörlich ausspuckte, und da selbes unaufhörlich doch nicht möglich, wenigstens die Gebehrde beobachtete. Ruhe Speiberl nun sanft! Ferner bey Stubitza, sollte er einst **en detail** geschildert werden, dürfte man einen Umstand nicht vergessen, nähmlich den: da es ihm schlecht ging, verfiel er auf allerhand Speculationen, auch auf die, sich anzukündigen als „Allgemeiner Rathsmann,“ das heißt, als Einer, zu dem die Leute kommen mögen, sich Rath zu holen in allerhand Angelegenheiten des gemeinen oder ungemeinen Lebens, ge-

gen kleines Entrée oder Honorar überhaupt; General-Consulent. Dann, daß er zuletzt fast nichts mehr aß, als Knoblauch, daher: „Knoblauchbaron;“ eine Tabakspfeife des Nachts ans Ohr gebunden und dergleichen. Erstaunlich erfahren, kundig und scharfsinnig war er, obschon Phantast, vielleicht jedoch mehr aus Affectation, aus Sucht zu imponiren. Für den Augenblick sey noch angemerkt: über kurz oder lang wird für einen derley Volks-Plutarch reif seyn ein Individuum, stundenlang stehend an einem gewissen Caffehhause, rauchend, ruhig hinschauend vor sich, fast ganz harmlos, wohl auch ohne viel Bedeutung, aber der Gestalt nach so, daß man glauben muß, er sey von Chodowiecki schon lang in Kupfer gestochen. Die herabhängenden Haare schön gelbgrünlich oder grünlichgelb; der Zopf, schon kürzer, im Kragen. Und so denken wir „halt“ zuweilen und nicht ohne Vorliebe an diesen Volks-Plutarch. Vielleicht kommt er doch noch zu Stande. Ein gewisser Lehne fällt uns auch noch ein, ein Poet. Folgende Stellen kommen in seinen Gedichten vor: „In die Donau fließt die Theiß; bringet uns Carpathen-Eis; ists nicht anders, nun so seys.“ In einen Baum hatte der Blitz geschlagen (ach, wäre lieber das unserm Akazien-Adam geschehen!); Lehne singt: „Und der Stamm ward immer stammender; er wurde immer flammender; immer gottverdammender.“ Von Zeit zu Zeit wird uns schon noch einiges Andere einfallen; vielleicht wir uns selber.

Alter Gebäude Schemen.

Zu den Geheimnissen von Wien gehören vorlängst abgetragener Häuser luftige Reunionen. Es gibt Nächte, es

gibt Stunden: wer da ohne Augengläser, oder sonst ohne Gucker ist, und Freund oder Liebhaber war jener alten Gebäude, der unterscheidet ohne Anstrengung die wohlbekannten Gestalten, deßgleichen ihre säuselnden, flüsternden Unterredungen. Es sind das die gespenstischen Schemen, die ernsten Schatten jener alten ehrwürdigen Bauwerke, von denen man vergebens würde behaupten wollen, sie seyen unorganische todte Dinge gewesen. Ist doch kein Gebilde complicirter gegliedert, als ein Haus oder ein Schiff, weßhalb denn, Letzteres anlangend, seefahrende Leute nicht selten derley Gesichte haben. Um wie erklärbarer also bey einem Hause, an dem mehr oder weniger noch Eindrücke und Spuren jenes geistigen Lebens von Tausenden von Menschen haften, die im Verlauf mehrerer Jahrhunderte in ihnen gewohnt. So, gewisser Maßen auch von jenen beseelt, gewähren jene luftig einher ziehenden architectonischen Erscheinungen ein zwar dämonisch und unheimliches, zugleich aber ein genußreich fesselndes Schauspiel, die Seele des erstaunten Anschauers mit einer unnennbar süßen und erhabenen Magie erfüllend.

In linden, lauen, stillen aber mondlosen Nächten ziehen diese, nach Jahrhunderte langem Bestand mit Gewalt dem Daseyn entrückten Bauwerke durch die Straßen, über die Plätze hin, in majestätischen Reihen, wie „der Pappeln stolze Geschlechter in geordnetem Pomp," sie, die im Leben einst getrennt durch weite Zwischenräume, im Tode nun vereinigt und in Frieden. Doch nur solche, die dann erst seit zwey Decennien aus der Wirklichkeit geschieden, erkennt man; von den früheren keine Spur: es ist, als habe der geflügelte Geistesfortschritt der neuesten Zeit

auch diese starren Monumente in seinen allbelebenden Kreis gezogen.

Den uralten Seitenstätter- und Gamingerhof, das Landskrongebäude und steinerne Kleeblatt; das Ertl'sche Süßlöchelhaus und die Prandauburg, das Taschnerhaus, der Fischhof, der Seizer- und Füchselhof, der Domherrn- und Zwettlhof, diese und Andere mehr, wallen, wie auf wolkigem Fuße, schweben, ja schwimmen, wie leichter dünner Rauch in ruhiger Luft, durch die schlafende Stadt. Nur dem magnetisch befreundeten Sinne ist es gewährt und möglich ihr geisterähnliches Rauschen und Gelispel zu vernehmen. An Stellen, wo das eine oder das andere dieser Gebäude noch unlängst gestanden, machen sie Halt ihm gegenüber Da betrachten sie sich den neuen Bau, ihre moderne Wiedergeburt, ihr neues, o wie sehr verändertes Ich. Lautlos spiegeln sie sich im Anblick dieser so sehr widersprechenden Metamorphose. Ach zufrieden sind sie nicht; nicht mit diesen flachen, glatten, symmetrischen, monotonen, alles echt mahlerischen Characters entbehrenden Producten des lediglichen Eigennutzes und schnöder Gewinnsucht. Alles eng und düster wie die Herzen der neuen Menschen selbst; dahin die hellen, schönen weiten Räume der Höfe; Alles verrammelt zu kleinen, dunklen, feuchten, muffigen, dumpfigen, sonneversagten, kellerähnlichen Gemächern; Alles egoistisch im Fluge aus ordinärstem Material, wie über Nacht zusammen geklebt und ineinander gefügt, rasch zu wuchern zu hohen Zinsungen. Ach zufrieden sind sie nicht diese eisernen Altvordern. Sie schämen sich solcher Verwandtschaft, und genöthigt sind sie, diesen Nachkommen frühes Siechthum, vorzeitige Auflösung zu prophezeyen. Die Bauten, wie die Menschen selbst! Schwächliche, hin-

fällige Hervorbringungen; schwächlich, hinfällig von Außen wie von Innen.

Also fahren diese Hundertjährigen fort, ihre elegische Schau zu halten, allmählich wieder zerfließend im Dunstkreis sonder Spur.

Am längsten verweilen sie bey Häusern wie der Lazhof, der Küßdenpfennig, der Federlhof, das goldene A B C, bey dem schon niedergezeerten Matschatker hof, bey der Stätte des kleinen Wohnhauses de Lignes, und bey so manchen andern Gebäuden historischer Bedeutsamkeit, die schon stehen auf der Todesliste, alsbald zu fallen, wie einst die blutigen Opfer der Conciergerie. Denn noch einmahl, und wieder noch einmahl wollen sie ihre jahrhunderte langen Zeitgenossen sehen und betrachten in den letzten Tagen, Stunden und Minuten ihrer ehrwürdigen Wirklichkeit, bevor sie selbe aufnehmen in den nächtigen Schooß der Vergangenheit, in Gemeinschaft mit ihnen dann zu halten fort und fort durch die Zeiten neuer Menschen-Geschlechter die geheimnißvolle Bautenschau, nur empfänglichen Seelen begreiflich.

Maria Theresia und Voltaire.

Auch die Anecdoten, die wahrhaft große Maria Theresia betreffend, von der man mit Recht sagen kann: Sie war ein großer Mann, sollte man sammeln, und selbstständig herausgegeben, besonders die, welche so gut als nicht bekannt.

Hier eine solche:

1756 war die gelehrte Gräfinn Benting in Wien. Unter Anderm fuhr sie eigens nach Petronell, die dortigen

römischen Alterthümer in Augenschein zu nehmen. In einem Briefe an Voltaire erzählte sie davon, und beschrieb jenen classischen Boden. Voltaire antwortete umgehend und fügte folgende Verse bey:

Marc Auréle autrefois des Princes le modèle
Sur les devoirs des Rois ecrivoit en ces lieux;
Et Thérése fait à nos yeux
Tout ce qu' écrivoit Marc Auréle.

Diese Zeilen gereichen Voltaire um so mehr zur Ehre, als ihm recht sehr wohl bekannt war, daß die reine fromme Kaiserinn seine und seiner Schriften entschiedene Gegnerinn sey.

Die Gräfinn wies diese Verse in den Wiener-Cirkeln herum. Sie fanden Beyfall, versteht sich. Ein Literat übersetzte sie deutsch, nähmlich also:

Marc Aurel hat hier geschrieben
Was die Fürsten sollen üben:
Und Theres' übt in der That
Was Aurel geschrieben hat.

Der Mann nahm es aber sehr genau mit seiner Verdeutschung. Er sandte sie dem Orakel Gottsched in Leipzig mit der Anfrage, was er davon halte. Gottsched machte seine Bemerkungen. Nach seiner und der Freunde Meinung sollte die Übersetzung lauten, wie folgt;

Hier schrieb sonst Marc Aurel, der Fürsten Musterbild
Die theuersten Regentenpflichten:
Doch Alles, was er schrieb, und noch kein Prinz erfüllt,
Sieht man Theresien verrichten.

Wie einfach, wie leicht, wie hingehaucht Voltaire! Wie schwerfällig, wie schleppend, wie breit Gottsched. Wahrhaftig hier gebührt dem bescheidenen Wiener der Kranz!

Riedel der Professor.

Baron Sperges hat auch um die Akademie der bildenden Künste unvergängliche Verdienste. Mit der Wahl des Erfurter Professors Riedel hatte er jedoch Mißgeschick. Als aus Triest die Nachricht von der Ermordung des großen Winckelmann eintraf, ward beschlossen, seinen literarischen Nachlaß ordnen zu lassen. Es war aber eigentlich niemand da; wenigstens bildete man sich das ein. Vergebens sah man sich rings um. Weßhalb man sich nicht augenblicklich an Sonnenfels wandte, muß unbegreiflich scheinen. Genug, Baron Sperges versäumte keine Gelegenheit, einen Redacteur ausfindig zu machen. Eines Tages, in einer Buchhandlung fällt ihm Riedels Theorie der schönen Wissenschaften in die Hände. Er blättert in dem Buche; es gefällt ihm. Er äußert sich darüber. Der Buchhändler, ein Landsmann Riedels, erzählt sehr viel Vortheilhaftes von ihm, und erhält vom Baron den Auftrag, nach Erfurt zu schreiben. Er soll Riedel fragen, ob er nicht Lust hätte, nach Wien zu kommen, sich da recht gut anstellen zu lassen, und die Revision der Winckelmann'schen Schriften zu übernehmen. — Der Landsmann schmunzelt, reibt sich die Hände, und schreibt geschwind nach Erfurt. Riedel, man kann denken, besinnt sich keinen Augenblick. Er liest, er fliegt, er kommt. 1772 ist er da. Sogleich ist er k. k. Rath, und Lehrer an der Kunstakademie. Gleich meldete er seinen auswärtigen Freunden, er habe 1500 fl. Gehalt, und dennoch die Stelle nur unter der Bedingung angenommen, Protestant bleiben zu dürfen. Als er dem Fürsten Kaunitz seine Aufwartung machte, glaubte dieser, ein Livreebedienter stehe vor ihm. Riedel trug einen grünen Frack mit Gold

gallonirt, wie Pütter in Halle einen blauen derley. Dem Fürsten gewährte dieses Costum eigentlich Spaß. Leutselig und heiter machte er den Pedanten aufmerksam, daß er schwarz hätte erscheinen sollen. Baron Sperges war mit der Empfehlung seines Buchhändlers nicht sehr zufrieden. Um so mehr nahm er sich der Winckelmann'schen Sache an. Er verfiel auf die Idee, daß es, um den großen Archäologen besser zu verstehen, wohl gerathen seyn dürfe, Italien zu bereisen, Rom zu besuchen. Er sprach darüber mit Riedel. Riedel aber gerieth in Verlegenheit, denn, o Jammer, der große Erfurter Gelehrte verstand nicht Italienisch. Riedel bath um Zeit, die italienische Sprache zu erlernen. Schöne Geschichte! Es war ihm aber weder um Winckelmann noch um das Italienische, noch um Rom zu thun. Bierkrüge, dampfende Tabakpfeifen, Schlaraffferey, rohes, wüstes Treiben, alle möglichen Gemeinheiten waren seine Studien. Man sah ein, dieser Mensch sey nicht zu brauchen. Man war aber auch großmüthig, und entfernte ihn mit einem Gnadengehalt von 200 Ducaten. Der Fürst Kauniß seiner Seits war so mitleidig und umsichtig, es mit ihm, als mit einem Vorleser zu versuchen. Lange konnte das natürlich nicht währen. Der menschenfreundliche Gönner erbarmte sich aber des Unglücklichen, des Verlornen, und fuhr fort, ihn zu unterstützen. Der Fant, statt sich aufzuraffen, statt sich, wie Münchhausen aus dem Schlamme bey dem langen Haarzopfe heroisch heraus zu schnellen, versank immer tiefer, verfiel in Wahnsinn, starb wahnsinnig im Spitale zu St. Marks. Was man an der akademischen Ausgabe Winckelmanns (2 Bände 776) hat, weiß alle Welt.

Wieder eine Augarten-Vision.

Alles strömte nach dem Augarten. Der Lustfeuerwerker Girandolini wollte heute eine außerordentlich imposante Production geben, Stuwern, seinem hitzigen Nebenbuhler im Prater zum Trotz. Die Witterung war köstlich, wie das ununterbrochene Luftconcert des Chors jener Nachtigallen, die der Kaiser zum Öftern anschaffte, um sie da ausfliegen, und sich ansäßig machen zu lassen.

Viel schöne Welt hatte sich bereits versammelt. Gar manche Familien hatten beym Hoftraiteur im Augarten selbst zu Mittag gespeist. Liebliche Musik von Blasinstrumenten, „Harmonie“ genannt, erscholl. Die Alleen begannen, sich zu füllen.

In dem Baumgange, dicht neben dem kleinen, noch bestehenden Hause, welches der Kaiser während der schönen Jahreszeit häufig bewohnte, wandelte die in Jugendreiz, Anmuth, Bildung und Geist prangende Frau von Arnstein mit ihrem Gemahl. In ihrer Gesellschaft befand sich der merkwürdige königliche Neger Angelo Soliman in seinem durchaus weißen türkischen Costum, und der General Ayrenhoff in Uniform.

Die Unterredung betraf des Letztern Tags zuvor gegebenes Stück: „die große Batterie.“

Angelo überschüttete den Verfasser mit Lobeserhebungen. Es hat uns, sagte er, nicht minder auch meinem fürstlichen Freunde (er meinte den regierenden Liechtenstein) noch ungleich mehr befriedigt als Ihr Postzug, der große Friedrich möge diesen auch noch so sehr protegiren. Das Stück hat sehr wirksame Scenen, und die Charactere sind trefflich gezeichnet.

Ayrenhoff vernahm selbstgefällig diese Schmeicheley, und zog den Hut davor, ohne Etwas zu sagen, denn er hoffte auf die Fortsetzung.

Dem feinen Sprecher entging das nicht; er war complaisant genug, die augenscheinlichen Erwartungen des eitlen Autors zu erfüllen. Man könnte sagen, fuhr er fort, die Arbeit sey eines Voltaire würdig.

Ayrenhoff nahm abermahls den Hut ab.

Der kluge Arnstein sagte mit gentiler Geberde: Was wird Herr Hofrath Wieland dazu sagen? Gewiß nur Worte der Anerkennung! Obschon; aber ich muß gestehen, unter vielen Dingen, die ich nicht begreife, ist auch dieses, daß Sie Herr General und Wieland nicht die besten Freunde sind.

Frau v. Arnstein lächelte, und kühlte ihr Grazien-Antlitz mit dem kostbaren Fächer. Sie enthielt sich des Wortes.

Auf ihr Wort aber lauerte der Verfasser der großen Batterie. Auf den Ausspruch dieser hochgebildeten Dame, deren Urtheil mit Recht eben so viel galt und noch mehr, als das einer ganzen Akademie, auf dieses Urtheil war Ayrenhoff gespannt.

Als eine negative Aufforderung oder höfliche Einladung sich zu äußern nahm Ayrenhoff, zur Dame gewendet, neuerdings den Hut ab.

Sie aber fuhr fort, mild und süß zu lächeln. Der gefolterte Poet studirte dieses Lächeln; er fand aber nicht den entferntesten Ausdruck critischer Natur, weder des Beyfalls noch der Mißbilligung. Dieser Umstand brachte ihn fast zur Verzweiflung. Von dem Worte der Frau v. Arnstein hing das Schicksal der großen Batterie ab.

Herrn v. Arnstein und Angelo Soliman entging diese Crisis nicht. Sie fingen an, sich beklommen zu fühlen.

Aber Fanny besaß Mitleid und Großmuth. Dem peinlichen Zustand der drey Männer ein Ende zu machen, öffnete sie eben die liebreizduftenden Rosenlippen, als ein riesenhafter Mann in Majorsuniform von der Seite heran tobte, die Hand an dem Degengefäß, auf den General Ayrenhoff zu.

Es war der Baron Trenck.

Die Gruppe, erstaunt, hielt an. Ayrenhoff ward glühend roth vor Entrüstung. Trenck aber lachte ihm schallend ins Gesicht. Dann erst machte er der Dame und den beyden andern Begleitern eine kurze trockne Verbeugung.

Man war der Meinung, der exaltirte Trenck werde nach diesem rohen Anprall, eine seiner unrühmlichen Gewohnheiten, vorüber tosen. Allein dem war nicht also. Er postirte sich vor die Gruppe, ihr den Weg abzuschneiden, stampfte mit seinem spanischen Rohr, und richtete das stentorische Wort an Ayrenhoff.

Was haben Sie da, rief er, für eine Batterie gegemacht? Ich verstehe den Teufel von den Regeln der Kunst, den Teufel von den Systemen des Batteux und Ramler und Lessing. Aber Geist verlange ich, Geist, und Kraft und Leben, nicht flache, matte französische Nachahmerey.

Dieß herauspolternd zog er den Handschuh ab.

Dieser Act war zu bedeutungsvoll, als daß Herr v. Arnstein sich nicht hätte zurückziehen sollen. Allein der Baron bath, und zwar mit möglichster Höflichkeit, zu bleiben, und versprach, die Gesellschaft nicht weiter zu beunruhigen.

Man setzte also den Weg fort, in der Meinung, Trenck werde sich entfernen. Er schloß sich aber Ayrenhoff an,

drang ihm den Arm auf, und so schritten die beiden Söhne des Mars hinter dem „kaiseraugenblauen“ Atlaskleide der Frau von Arnstein, an deren rechte Seite Angelo sich begeben.

Trenck that dergleichen, als bäthe er den General um Entschuldigung. Er führte an, daß man ihm da drinnen im Saale zu viel Champagner aufgenöthigt, sprang aber gleich wieder auf die große Batterie über.

Wie konnten Sie, sagte er, Anfangs ganz gemäßigt, doch in schneller Steigerung immer aufgeregter, als Soldat solch Zeug schreiben? Ich bitte Sie!

Dabey schlug er sich mit dem abgezogenen Handschuh auf die gelbledernen Beinkleider, und rasselte mit der Degenscheide im Sande.

Ayrenhoff hatte sich lange beherrscht; auch jetzt noch. Er dachte mehr an das noch immer nicht vernommene Wort der Dame, als an alles Andere. Er trachtete nur, den unwillkommenen Störer zu entfernen, um sich der Gesellschaft wieder anzuschließen.

Sie erlauben wohl, sagte er mit Anstand zu Trenck, daß ich mich verabschiede; ich habe mit Herrn v. Arnstein in Geschäftssachen dringend zu sprechen.

Nichts da, rief der gährende Trenck; nichts da. Sie gehören jetzt mir. Ich habe mit Ihnen auch in pressanten Angelegenheiten zu sprechen; und da diese die Ehre, und meine Ehre betreffen, so verlange ich, daß Sie mich hören. Wer sich so weit vergißt, den großen Shakspeare einen Höllenbengel zu nennen, muß sich selbst eine kleine Bengeley gefallen lassen. Wissen Sie also, daß Ihre Freunde beym Hofkriegsrath noch immer gegen mich machinieren.

Während dieser tumultuarischen Worte, welche wie sein ganzes Auftreten bereits die Mißbilligung des Publicums erregt hatten, war er stehn geblieben und die Gesellschaft der Frau v. Arnstein befand sich schon ziemlich weit voraus.

Mittlerweile war der Kaiser von einem Spazierritte zurück gekehrt.

Seiner Gewohnheit nach hatte er sich unter die Lustwandelnden gemischt. Da gewahrte er Fanny Arnstein. Wie er es stets zu halten pflegte, wenn er ihrer auf der Promenade oder in der Redoute ansichtig ward, so zeichnete er sie auch jetzt durch Gruß und Ansprache aus.

Er machte den Weg mit, ihr dicht zur Seite.

Girandolini wird brav seyn, sprach er. Alles Mögliche hat er aufgebothen, denn er wußte, daß Sie Zuschauerinn seyn würden.

Und Sie tragen, setzte er, auf ihr Kleid blickend, hinzu, meine Farbe.

Ich liebe diese Farbe vor allen andern, entgegnete die Dame. Möchte das, was sie überhaupt ausdrückt: Heiterkeit und Frohsinn, Eurer Majestät stets beschieden seyn.

Joseph versetzte, den Hut leicht lüftend, und in verbeugender Haltung: das ist leider schon deßhalb nicht möglich, weil Sie, die Repräsentantinn dieser wünschenswerthen Güter, nicht immer in meiner Nähe seyn können.

Fanny schlug die Augen nieder. In ehrerbiethigem, sanftem Tone, sagte sie: Um so glücklicher muß ich mich schätzen, wenn der Zufall es zuweilen herbey führt.

O der Zufall, bemerkte Joseph in fröhlicher Erregtheit, ist, dem blauen Himmel sey Dank, oft klüger und witziger als die Absicht und der berechnete Plan. Herr

v. Arnstein, sind Sie nicht auch meiner Meinung? Und Sie lieber Soliman? Wo haben Sie denn unsern Liechtenstein gelassen?

In diesem Augenblick vernahm man von dem nahen Gebüsch her, Degengeklirr.

Das Publicum strömte herzu. Ein widerliches Gedränge entstand.

Ein Duell, riefen die Leute; ein Duell!

Angelo Soliman suchte in diesem Gewühl Bahn zu machen für den Kaiser. Dieser aber war viel rascher und energischer. Ehrerbiethig wich die Menge zur Seite.

Nur etwa 20 Schritte waren zu des Kaisers kleinem Hause.

Er both der Dame und ihren Begleitern für den Augenblick Schutz in demselben an.

Frau v. Arnstein aber schien Anstand zu nehmen.

Da sprach Joseph: Bedenken Sie Sich nicht: die Schönheit ist überall Königinn.

Duellanten-Rendezvous.

Wie freundlich, wie sicher ist es nicht jetzt in der Rofranogasse!?

Aber im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts!

Wie der Rendezvouspunct des Phäokismus jetzt der Sperl ist; wie man gewohnt ist, sich auf dem Graben oder Kohlmarkt zu finden; wie man sich in das Casino, oder zu Daum, oder auf das Wasserglacis bestellt, um sich da zu unterhalten, oder einander allerhand Verbindliches zu sagen: so war damahls die Rofranogasse der

Ort, sich einzufinden, um sich so gut und so schnell als möglich — die Hälse zu brechen.

Es war Mode, es war Ton, es war Manie, erstens sich alle Tage, sich jede Stunde, jeden Augenblick wechselseitig diese Hälse zu brechen, und zweytens, sich alle Tage, jede Stunde, jeden Augenblick wechselseitig diese Hälse in der Rofranogasse zu brechen.

Diese schöne Gymnastik rührte von den vielen Spaniern, Portugiesen und Niederländern her, die damahls in Wien lebten.

Wurde man gefragt: Wie hat Ihnen die gestrige Oper gefallen? und man antwortete nicht plötzlich, oder verzog eine Miene, so erfolgte sogleich eine Ausforderung. Um die und die Stunde. Die Bestimmung des „Wo" war überflüssig; es verstand sich von selbst, daß auf dem ganzen Erdenrund kein anderer Platz dazu geeignet sey, als die Rofranogasse.

Rofranogasse war ein berüchtigter Klang. Jeder Wohlgeartete, jeder Friedliebende wich ihm aus.

„Metastasio hieß eigentlich Trapassi" — Was, was fällt Ihnen ein! Ich werde Sie lehren. Jetzt ist es 4; um 5 Uhr duelliren wir uns.

Der Cornelius Nepos ist verflucht langweilig, plauderte so im Gedanken ein Studentlein. Sein College hört das. Gleich fordert er den Ketzer heraus, und versteht sich in die Rofranogasse.

Es wird behauptet, der neue Hofzwerg sey um einen halben Zoll größer, als der pensionirte. Welche Beschimpfung des ganzen Hofs, ruft Einer aus der Gesellschaft aus. Augenblicklich folgen Sie mir; und augenblicklich brachen die Rauflustigen auf in die Rofranogasse.

„Wie befindet sich Ihre Frau Gemahlinn?“ — Meine Frau Gemahlinn? Was geht Sie meine Gemahlinn an? Diesen Abend, Punct 6 Uhr finden Sie Sich ein. Sie wissen wo. — „Um Vergebung, ich bin noch ein Fremder“ — Also mögen Sie wissen: in der Rofranogasse.

Ein alter Herr findet es heut verdammt kühl. Ein junger Mensch erklärt, es sey eine Hitze zum Ersticken. Das ist genug. Man wird sich nicht vereinigen; man verlangt Genugthuung. Der Alte hinkt; man nimmt einen Fiaker, und fährt in die Rofranogasse. „Kutscher spute dich!“

„Camerad, an dieser Weste hast Du einen Knopf zu wenig angenäht.“ Der andere Schneidergeselle wird sogleich wüthend ob dieser Beleidigung; nichts begreiflicher; der Erste auch; auch nichts begreiflicher. Die Söhne der Nadel greifen zum Degen. Schnell das Werkbret verlassen, und hinaus in die Rofranogasse.

Zwey gute Freunde gähnen. Sie haben Langeweile. Sie spatzieren vor dem Burgthor auf und ab. Womit soll man die Zeit ausfüllen? Den Degen hat man ja an der Seite. Geschwind da hinüber in die Rofranogasse.

Alles versteht sich, auf Leben und Tod. Schon die Zuschauer würden einen lediglichen Schaukampf, so ein blindes, trockenes Scheinduell nicht dulden; die Secundanten noch weniger. Und deren gibt es immer in hinreichender Anzahl, Jedermann zu Diensten zu seyn in der Rofranogasse.

Immer ist auch müssiges Volk da zugegen, das anhetzt, sich in den Streit mischt, in Gruppen, in Schaaren Parthey nimmt; in Masse sich selbst derb herum prügelt, wie colonnenweise und nach dem Tact.

Und das Alles einige Hundert Schritte gegenüber der Wohnung des Kaisers, im Angesicht der Hofburg.

Vielleicht nicht gar so arg, als hier erzählt; aber vielleicht doch gar so arg, als hier erzählt.

Führen wir zwey kleine Thatsachen an!

Ein fremder Gesandter fährt bey der Rofranogasse vorüber. Ein bekannter General springt auf den Wagen zu, reißt den Schlag auf, und will den Gesandten zwingen, sich mit ihm auf der Stelle zu schlagen. Wäre dieß unterblieben? Nein! Warum aber unterblieb es dennoch? Weil zufällig ein Hauptmann der Rumorwache da vorüber kam.

Zweytes Stückchen. Diese famöse Gasse vorbey lustwandelten drey Männer. Einer davon, sehr klein, sehr schwächlich, hält immer den Mund offen, und schnupft unaufhörlich Tabak. Einem Lehrjungen mißfällt das. Er fordert den kleinen Herrn heraus. Der kleine Herr lacht; seine zwey Begleiter lachen auch. Der Lehrjunge nimmt von einem der Zuschauer einen Degen zu leihen. Indem kommt ein Wachpiquet vorbey, es präsentirt vor dem kleinen Herrn. Die Leute erkennen ihn: es ist der Prinz Eugen. Der Schusterjunge so um seine Ehrensache gekommen, stößt sich selber den Degen durch den Leib.

Was will man mehr?

Freylich erging an Studenten, Handwerksbursche und dergleichen der Befehl, keine Waffen mehr zu tragen; freylich.

Hingegen jetzt! Jetzt pilgert man ganz unangefochten durch die Rofranogasse, durch das alte in das neue Lerchenfeld, wo man plötzlich um 20 Percent wohlfeiler lebt.

Noch vor 40, noch vor 80 Jahren sagte, schrieb und las man: „Roverani-Gasse.“ Falsch! Rofrano-Gasse

muß es heißen. Der Marchese Rofrano war der Eigenthümer des jetzt Auersperg'schen Palastes.

Sidney Smith.

Die Lesewelt wird sich noch an die Zeit erinnern, wo in allen europäischen Zeitungen eine eigene Rubrik etablirt war, mit der Überschrift: „Africanische Raubstaaten.“ Nicht minder ist dieser Raubstaaten förmlicher Handel mit weißen Sclaven bekannt. Dieses empörende Negoz einzustellen war lange einer der lebhaftesten Wünsche des Admirals Sidney Smith. Graf Carl Harrach, der Arzt, dieser unvergeßliche Menschenfreund, seelenverwandt mit dem edlen Grafen Leop. Berchtold, schloß sich mit Eifer diesem Plane an. Nach seiner Idee sollte sogar dahin gewirkt werden, den menschheitentehrenden Sclavenhandel überhaupt auszurotten. Sidney Smith, während des Congresses in Wien anwesend, ging vor der Hand darauf aus, die christlichen Sclaven in der Berberey loszukaufen. Die ersten Mittel dazu sollten durch ein Diner im Augarten herbeygeschafft werden. Es erfolgte eine ausdrückliche Einladung, in welcher es aber lautete, daß die eingegangene Summe zum Ankauf eines großen silbernen Leuchters für das heilige Grab in Jerusalem bestimmt sey; alsbald aber stellte sich der oben erwähnte Zweck heraus. Der Preis für das Diner war 3 Ducaten; der für den Ball 10 Gulden. Sidney Smith unterzeichnete zuerst. Alle Souverains, Minister, Generale traten bey. Der Kaiser von Österreich und der Kaiser von Rußland subscribirten Jeder mit Tausend Ducaten. Aus allen Classen des Publicums fanden sich Theilnehmer ein, und der Hoftraiteur Jahn machte dem

Unternehmer die billigsten Bedingungen. Das Diner kam also zu Stande und war völlig entsprechend. Alle Monarchen erschienen bey der Tafel. Als diese beendigt war, fand ein sonderbarer Auftritt Statt. Ein Kellner erschien mit einem vergoldeten Teller, von jedem der Gäste die 3 Ducaten einzusammeln, wobey einige heitere Scenen erfolgten. Als der Ball begann, dem sehr viele Bürgerliche beywohnten, entfernten sich die meisten der Machthaber. Sidney Smith triumphirte; die eingegangene Summe betrug mehrere 1000 Ducaten. Er hatte dem Congreß auch vorgeschlagen, eine Seemacht zu etabliren, bestimmt die „africanischen Raubstaaten“ zu vertilgen. Auch ward späterhin erzählt, er habe auf sein Ansuchen vom Papst ein Breve erhalten, welches ihn berechtigte, eine „Sclaverey-Vertilgungs-Gesellschaft“ zu stiften. Gewiß hatte der philanthropische Graf Harrach wesentlichen Theil hieran. Vielleicht haben diese Ideen, Wünsche und Bestrebungen beygetragen, jene gräßliche Rubrik allmählig verschwinden zu machen. Sie waren wohl mitunter die Aussaat zu den Früchten, die nun zu reifen beginnen. Fast Augenzeugen sind wir jetzt davon, wie wir es in der neuesten Periode, dieser Weltgeschichte im Kleinen, in unsrer an unerhörten Erscheinungen so reichen Zeit, von so vielen großen Geschicken der Menschheit gewesen.

Bey diesem Anlaß sey uns gestattet, der Schwägerinn Sidney Smiths, der Gemahlinn seines Bruders Spencer Smiths, englichen Ministers, zu erwähnen, als der Tochter eines österreichischen Edelmanns, des Freyherrn v. Herbert-Ratkeal, Internuntius bey der Pforte. Diese hochgebildete, geistvolle und anmuthige Dame starb vor wenigen Jahren zu Wien, den 21. October 1829, wohl in

nicht sehr glänzenden Umständen. Ihren Büchernachlaß fanden wir sehr unbedeutend. Von ihrem Gedichte in 3 Gesängen: **Derniers adieux à la mer,** welches sie 2 Jahre vor ihrem Tode in Wien hatte drucken lassen, fanden sich noch einige Exemplare vor. Constantia hatte poetischen Beruf; aber ihr strebender Geist, ihre schwunghafte Einbildungskraft fanden in einer äußerst schwächlichen Gesundheit bedauernswerthe Fesseln. Wie wahr dieß Erstere sey, davon gibt Lord Byron Zeugniß, der sie in Malta persönlich kennen gelernt. In seinen Briefen an seine Mutter rühmt er hoch ihr Talent; auch widmete er der Tochter unsers Herbert eines seiner werthvollsten Gedichte.

Inhaltsverzeichniſs.

Dritter Theil.



